



20 Jahre FSF

Resümee und Ausblick

Besser wegsehen

Gericht bestätigt die Beanstandung einer Folge der *Super Nanny*

Fakt ist, dass die Darstellungen in der 2011 ausgestrahlten Folge für jeden einigermaßen sensiblen Zuschauer nur schwer erträglich sind. Die 3, 4 und 7 Jahre alten Kinder werden von ihrer völlig überforderten Mutter beschimpft, bedroht und mehrfach geschlagen. Sie sind der Mutter hilflos ausgeliefert, leiden unter der offensichtlichen Misshandlung – und der Zuschauer leidet mit. Darüber, dass diese Handlung einen Verstoß gegen die Würde der Kinder darstellt, kann man sich schnell einig werden. Aber trifft das auch auf die Darstellung dieser Handlung zu?

Der Prüfausschuss der Freiwilligen Selbstkontrolle Fernsehen (FSF) war der Meinung, dass sich die Sendung in ihrer Gesamtheit eindeutig gegen die unwürdige Behandlung der Kinder positioniere. Das Verhalten der Mutter werde an keiner Stelle gerechtfertigt – im Gegenteil: Die Nanny mache deutlich, dass es inakzeptabel sei und geändert werden müsse.

So weit geht die Kommission für Jugendmedienschutz (KJM) noch mit. Ein Problem sieht sie allerdings in der mehrfachen Wiederholung einiger besonders eindringlicher Situationen, in denen die Kinder geschlagen werden und die auch im Teaser am Anfang der Sendung zu sehen sind. Dies diene dazu, bei den Zuschauern Aufmerksamkeit zu erzielen und die Einschaltquoten zu erhöhen. Hierin sieht die KJM einen Missbrauch des Leidens der Kinder für kommerzielle Zwecke. Insgesamt beurteilte sie die Sendung als einen Verstoß gegen die Menschenwürde, beanstandete sie im Mai 2012 und sprach ein Sendeverbot aus. RTL legte dagegen Klage beim Verwaltungsgericht Hannover ein, die am 8. Juli 2014 zurückgewiesen wurde.

Auf den ersten Blick hat man Verständnis für KJM und Gericht, die sich scheinbar mit ihrer Entscheidung auf die Seite der Kinder stellen. Auch die Kritik daran, dass das Kamerateam mehrere Tage Zeuge der Misshandlungen war und trotzdem nicht eingriff, kann jeder spontan verstehen. Allerdings: Die teilnehmende Beobachtung, die der Nanny einen einigermaßen objektiven Einblick in die Problematik geben sollte, war Teil des therapeutischen Konzepts. Bei angekündigten Besuchen des Jugendamtes oder in Beratungsgesprächen – das weiß jeder Sozialarbeiter – kontrollieren sich alle Beteiligten und die tatsächliche Problematik bleibt verschleiert. Die nachvollziehbare mo-

ralische Empörung über die Zurückhaltung des Kamera-teams muss also mit der Konsequenz abgewogen werden, dass anders das therapeutische Konzept nicht durchsetzbar gewesen wäre. Auch die Parteinahme der KJM und des Gerichts für die Kinder ist zweischneidig: Diese haben wahrscheinlich jahrelang die Misshandlungen ertragen, niemand hat das wahrgenommen und geholfen. Erst durch die Dreharbeiten und die Sendung schaute jemand zu und kümmerte sich.

Die TV-Darstellung des Leidens der Kinder macht gleichzeitig aber auch das Schicksal von etwa 200.000 anderen Kindern in Deutschland zum Thema, die nach Schätzungen des Deutschen Kinderhilfswerkes Ähnliches erdulden müssen. Die Fernsehsendung erhöht die Sensibilität des Zuschauers, bei entsprechenden Hinweisen Hilfe zu holen und nicht untätig zu bleiben. Sie ist gleichzeitig ein Appell an Jugendämter und Gesellschaft, bei Verdacht die Kontrollintensität, die Hilfsangebote und seitens der Politik notfalls die finanziellen Ressourcen bereitzustellen. Die breite öffentliche Wahrnehmung des Problems ist vermutlich ein wichtiger Weg, die Situation betroffener Kinder allmählich zu verbessern. Den verständlichen moralischen Bedenken gegen die kommerzielle Ausrichtung des Formats der *Super Nanny* steht auf jeden Fall die Frage gegenüber: Auf welchem anderen Weg können wir eine derartige Aufmerksamkeit für das Thema schaffen und entsprechende Hilfen generieren? Wegschauen ist für den Zuschauer sicherlich leichter, aber ist das auch im Interesse der betroffenen Kinder?

Die Auffassung von KJM und Gericht, die Wiederholung einzelner Szenen, insbesondere auch im Teaser, würde einen unzulässigen kommerziellen Anreiz darstellen, zeigt den schmalen Grat, auf dem sich der Programmveranstalter bewegt. Natürlich könnte er sich auf kurze Ausschnitte und verbale Schilderungen beschränken. Die Folge dieser Erzählweise deutet sich allerdings bei einer Nachfolgesendung mit der ehemaligen Super-Nanny Katharina Saalfrank im SWR an: Das Zuschauerinteresse war selbst für einen öffentlich-rechtlichen Sender so gering, dass das Format nach nur einer Folge eingestellt wurde.

Ihr Joachim von Gottberg



EDITORIAL

INTERNATIONAL

Die Kunst, zwischen den Zeilen zu lesen

Internationales Filmfestival Fribourg 2014

Jens Dehn

Jugendmedienschutz in Europa

Filmfreigaben im Vergleich

PÄDAGOGIK

Durch Medien im Bilde

Wenn einer der wichtigsten Sinne fehlt

Carolin Maier und Elena Vohl

TITEL

Eine kurze Geschichte mit extrem viel Handlung

18

Persönliche Anmerkungen zum 20. Geburtstag der FSF

Joachim von Gottberg

Eher eine Frage der öffentlichen Wahrnehmung

26

Kritik an Gewaltdarstellungen war überzogen

Gespräch mit Dr. Helmut Thoma

FSF: 20 Jahre effektiver Jugendschutz

30

Dieter Czaja

20 Jahre FSF

34

Visionen für einen Jugendschutz der Zukunft

Wim Bekkers

Aufsicht, Freiwillige Selbstkontrolle, Medienpädagogik

38

Aufgaben für die digitale Revolution

Thomas Krüger

Konvergente Medien – divergente Regulierung

46

Eine Zustandsbeschreibung der deutschen Medienpolitik

Tobias Schmid

Stress lieber vor der Ausstrahlung

50

Gespräch mit Ute Biernat

20 Jahre ferngesehen

54

Höhe- und Tiefpunkte aus der FSF-Prüfpraxis

Claudia Mikat

Mährischer Wein, Malimo-Dessous

62

und die Kompetenzen eines FSF-Prüfers

Klaus-Dieter Felsmann

PANORAMA

64

WISSENSCHAFT

Das Porträt: Natascha Adamowsky 66
Alexander Grau

Identitätsbildung durch Perspektivwechsel 70
Filme fördern die kritische Auseinandersetzung Jugendlicher
mit sich und der Welt
Gespräch mit Prof. Dr. Jürgen Grimm

Exzessive Mediennutzung 76
Außen- und Innenansichten der digitalen Lebenswelt
Jugendlicher
Daniel Hajok und Julia Rommeley

MEDIENLEXIKON

Konvergenz 80
Gerd Hallenberger

DISKURS

In die Köpfe, aber nicht in die Herzen 82
Warum Moderatoren im Kinderfernsehen heute
keinen Kultstatus mehr erreichen
Tilman P. Gangloff

Die Utopie einer neuen (Fernseh-)Welt 86
Hendrik Efert

Die Moral eines geheimen Krieges 90
Ein Vergleich der Serien *24* und *Homeland*
Werner C. Barg

LITERATUR* 96

RECHT

Urteil 108

Aufsätze 109

Meldungen und Notizen 112

Rezensionen 113

SERVICE

Ins Netz gegangen 114

Vor dem Ersten Weltkrieg: 1914 – Tag für Tag
Olaf Selg

„Let me edutain you – Fit für die digitale Welt?“ 116

medien impuls am 22. Mai 2014 in Berlin

Christina Heinen

Der Rollstuhl in der Nebenrolle 118

Sommerforum Medienkompetenz

am 5. Juni 2014 in Babelsberg

Uwe Spoerl

Kurz notiert 122

Das letzte Wort 124

Impressum, Abbildungsnachweis

*
Das detaillierte Inhalts-
verzeichnis für Literatur
befindet sich auf der
genannten Seite.

Die Kunst, zwischen den Zeilen zu lesen

Internationales Filmfestival Fribourg 2014

Jens Dehn

Die Zensur ist im Iran allgegenwärtig. Filmemacher werden in der Ausübung ihres Berufs stark beschnitten, Nachrichten über Repressalien gegen Künstler manifestieren im westlichen Ausland das Bild vom rückständigen Gottesstaat. Das Internationale Filmfestival Fribourg hat in diesem Frühjahr gegen-gesteuert: In einer großen Retrospektive wurde eine lange Tradition und reichhaltige Filmkultur offenbart.

Leila Hatami gehört zu den populärsten Schauspielerinnen des Iran. Auch im Westen hat die 41-Jährige Bekanntheit erlangt als Hauptdarstellerin in dem vielfach ausgezeichneten Scheidungsdrama *A Separation* (*Nader und Simin – Eine Trennung*). Im Mai dieses Jahres wurde Hatami in die Jury der Filmfestspiele von Cannes berufen, eine Auszeichnung, die auch in ihrer Heimat mit Stolz registriert wurde. Die Stimmung kippte jedoch, als Hatami auf dem roten Teppich den 83-jährigen Festivalleiter Gilles Jacob begrüßte – mit einem Wangenkuss. Die Empörung in Teheran war groß, die Schauspielerin sei ein schlechtes Vorbild und ihr Benehmen entspreche nicht den religiösen Glaubensgrundsätzen des Iran.

Die Aufregung führte so weit, dass sich Hatami schließlich genötigt sah, in einem Brief bei der Obrigkeit und ihrem Volk Abbitte zu leisten. Aufgrund des Alters ihres Gegenübers habe sie vergessen, was angemessen sei. Sie habe ihn „wie eine Art Großvater“ betrachtet. Gilles Jacob wird diese Erklärung verkraften können. Was bleibt, ist vielmehr ein weiterer negativer Eindruck des Iran in der westlichen Welt, ein sich verfestigendes Bild der rückständigen Steinzeitgesellschaft.

Natürlich entspricht dieser Eindruck nicht der Wahrheit. Er basiert lediglich auf einem Klischee, das jedoch von erkonservativen Moralhütern immer wieder neue Nahrung erhält. Thierry Jobin will gegen dieses Klischee angehen. Der künstlerische Leiter des Internationalen Filmfestivals Fribourg (FIFF) hat dem iranischen Kino in diesem Jahr einen besonderen Schwerpunkt gewidmet. Bei der Zusammenstellung einer der bislang größten Retrospektiven des iranischen Filmschaffens ging es ihm darum, die Bandbreite und Kreativität der Künstler aufzuzeigen, die trotz immer strikterer Einschränkungen durch die Zensurbehörden

regelmäßig auf Festivals ausgezeichnet werden. „Die iranische Filmlandschaft ist eine der reichhaltigsten der Welt“, betont Jobin. „Jedes Jahr sind wir von iranischen Filmen beeindruckt, doch ein Gesamtbild erlangen wir nicht, da viele Werke nie den Weg aus dem Iran zu uns gefunden haben.“

Reichhaltige Filmgeschichte

Nader und Simin mit Leila Hatami war der jüngste von insgesamt 16 Filmen, die Anfang April 2014 beim FIFF zu sehen waren. Neben Werken von Abbas Kiarostami, des in Europa bekanntesten iranischen Regisseurs, gab es einige Wieder- und Neuentdeckungen zu bewundern. Kiarostami war gleich dreifach vertreten, u. a. mit *Where is the Friend's Home?* (*Wo ist das Haus meines Freundes?* [1987]) – einen Film, über den Robert M. Richter bereits in *tv diskurs*, Ausgabe 58, 4/2011 geschrieben hat. Ein Junge bemerkt darin, dass er aus Versehen das Heft eines Klassenkameraden eingepackt hat. Damit sein Freund keinen Ärger bekommt, macht er sich auf die Suche nach ihm. Ohne zu wissen, wo genau er wohnt und entgegen der Anordnungen der Erwachsenen, die ihm mit Bestrafung drohen.

Das Kino des Iran ist bekannt für seine große Tradition an Kinderfilmen. Filmemacher erzählen ihre Geschichten oft durch die Augen Heranwachsender, richten sich aber eigentlich an Erwachsene. Die Erklärung dafür ist einfach: Die Zensurbehörde ist bei Filmen, die als „Kinderfilme“ deklariert sind, oft nachsichtiger. Liest man zwischen den Zeilen, ist *Where is the Friend's Home?* jedoch ein sehr politischer Film, der von Zusammenhalt und Solidarität erzählt in einem Klima der Strafen, Verbote und Einschüchterungen.

A Separation (Nader und Simin – Eine Trennung)



Where is the Friend's Home? (Wo ist das Haus meines Freundes?)

Klima der Einschüchterung

Lesen zwischen den Zeilen, das Erkennen von Andeutungen und Interpretieren von Bemerkungen und Symbolen – wohl kaum ein Publikum ist darin so geübt wie das iranische. Seit den 1950er-Jahren gibt es die Zensur, nach der Revolution im Jahre 1979 wurden die Vorschriften und Reglementierungen immer strikter. Heute braucht ein Filmemacher schon eine Genehmigung, wenn er nur plant, ein Drehbuch zu schreiben. Wer den Unmut der Zensoren auf sich zieht, muss mit drakonischen Strafen rechnen. Noch allgegenwärtig ist das Beispiel von Jafar Panahi, der 2009 einen Film über die Proteste gegen die Wiederwahl von Mahmud Ahmadinedschad plante und daraufhin zu Berufsverbot und einer Gefängnisstrafe verurteilt wurde, die man später in Hausarrest umwandelte.

Die Filmschaffenden reagieren unterschiedlich auf die Situation in ihrem Land. Manche arrangieren sich mit den Gegebenheiten. Da die Zensurbehörde vorgibt, dass Frauen stets Kopftuch tragen müssen, selbst in ihren Privaträumen, ging Abbas Kiarostami etwa dazu über, auf Innenaufnahmen zu verzichten. Um nicht gegen die Vorgaben zu verstoßen, aber dennoch realistisch zu bleiben, finden Dialoge bei ihm stattdessen häufig im Auto statt, da das Auto kein öffentlicher, aber auch kein privater Ort ist. Viele ambitionierte Filmemacher gehen jedoch ins Exil, um unbeeinflusst arbeiten zu können.

Bei manchen ist es indes genau umgekehrt: Sie bleiben, obwohl das Regime es sicher gerne sehen würde, wenn sie gingen. Zu dieser Gruppe zählt Thierry Jobin auch Jafar Panahi und Mohammad Rasoulof. Rasoulofs neuer Film *Manuscripts Don't Burn* erzählt von der Suche zweier staatlicher Auftragsmörder nach Kopien eines autobiografischen Manuskripts. Das Manuskript handelt von einem missglückten Anschlag auf mehrere Schriftsteller und Journalisten, der vom Regime in Auftrag gegeben wurde. Die Killer sollen die Kopien finden und den Autor ausschalten. *Manuscripts Don't Burn* lief im Wettbewerb des FIFF, sein Regisseur erhielt allerdings keine Ausreiseerlaubnis, um den Film persönlich in Fribourg vorstellen zu können. Jobin, der mit Rasoulof befreundet ist, widmete dem Iraner die Eröffnungsveranstaltung des Festivals. Arbeitsbeschränkungen und -verbote sowie das Einbehalten des Reisepasses sind die Folgen,

mit denen man als Filmemacher rechnen muss, wenn man das Regime derart offen angreift.

Ein Spiel – und die Regierung verliert

„Es sind Schikanen, mit denen die Regierung diese Künstler dazu bringen will, das Land freiwillig zu verlassen“, interpretiert Thierry Jobin die Lage. Es hört sich zunächst paradox an, einen Menschen nicht ausreisen zu lassen, um ihn damit ins Exil zu drängen. Zumal die Filmemacher außerhalb des Landes weniger leicht zu kontrollieren sind als im Iran. Doch diese Kontrolle gelingt den staatlichen Behörden ohnehin nicht: Mohammad Rasoulof hatte keine Erlaubnis, *Manuscripts Don't Burn* zu drehen, und Jafar Panahi gelang es gar unter Hausarrest, *This is not a film* zu machen und außer Landes zu schmuggeln. Für die Obrigkeit ist diese Situation weitaus peinlicher, als wenn die Filme im Ausland entstanden wären. „Es ist wie ein Spiel – und die Regierung verliert“, konstatiert Jobin.

Manuscripts Don't Burn erhielt bei der Preisverleihung eine lobende Erwähnung von der FIFF-Jury. Noch erfolgreicher lief es für den zweiten iranischen Wettbewerbsbeitrag: *Fish and Cat* von Shahram Mokri wurde gleich doppelt ausgezeichnet. Der zweite Spielfilm des jungen Regisseurs war das formale Highlight des Festivals – ein Film, dessen Inhalt zu beschreiben kaum möglich scheint, den man gesehen und dessen Atmosphäre man erlebt haben muss. Shahram Mokri ist ein sehr ruhiger Zeitgenosse, höflich und zurückhaltend. Der Trubel um seine Person liegt ihm offensichtlich nicht. Doch Mokri ist Profi genug, um all die Presseanfragen während des Festivals souverän und freundlich zu bedienen. Er weiß, dass die Aufmerksamkeit, die ihm auf ausländischen Festivals zuteilwird, seine Position nur stärken kann. In der Heimat durften die Menschen seinen Film noch nicht in den Kinos sehen.

Verschlüsselte Erzählweise

Eine Gruppe von Jugendlichen hat ihr Zeltlager an einem abgelegenen See im Wald aufgeschlagen. Sie wollen am Abend gemeinsam Drachen steigen lassen. Zwei ältere Männer, die in der Nähe ein Restaurant betreiben, streifen durch die Gegend und nähern sich ihnen immer wieder an. Das Gerücht geht um, dass in dem Restaurant nicht nur tierisches Fleisch für die Mahlzeiten verarbeitet wird.

Manuscripts Don't Burn





Fish and Cat

Shahram Mokri spielt mit den Konventionen des Horrorfilms, ohne Gewalt oder Blut zu zeigen. In einer einzigen zweistündigen Einstellung gedreht, springt die Erzählung dabei in Ellipsen mehrfach in der Zeit vor und zurück und verblüfft das Publikum mit ihrem Einfallsreichtum. Formal ist *Fish and Cat* ein herausragendes Experiment, das die Thrillerhandlung nur als Anlass nimmt für eine ineinander verwobene, die lineare Narration brechende Abhandlung über Zeit und Wahrnehmung.

Davon abgesehen, ist der Film aber auch beispielhaft für die verschlüsselte Erzählweise moderner iranischer Filmemacher, die gelernt haben, im Angesicht der Zensur mit Anspielungen und Metaphern auf die iranische Gesellschaft zu arbeiten. Oberflächlich betrachtet ist *Fish and Cat* so ein Genrefilm um kannibalische Mörder. Tatsächlich sehen wir eine Gruppe moderner, junger Leute, bunt angezogen, die sich und das Leben feiern wollen. Doch sie sind umgeben von den Alten, Eingesessenen, die engstirnig sind, keinen Spaß verstehen und Dinge tun, weil sie sie schon immer getan haben.

Die sozialen Bedingungen einer jungen Generation darzustellen, war für Shahram Mokri schon eine Triebfeder beim Schreiben des Drehbuches. Es ist auch ein Grund, weshalb er noch nicht die Autorisation bekommen hat, den Film öffentlich im Iran zu zeigen. „Die Behörden haben mehrere Punkte kritisiert. Zum einen gibt es zu Beginn des Films eine Schrifftafel, auf der das Datum der Geschehnisse angeführt ist. Das lag ihnen wohl zu nah an der Gegenwart, also wollten sie es geändert haben.“ Mit diesem Änderungs„wunsch“ kann sich Mokri arrangieren. Viel schwerer wiegt die zweite Beanstandung: Im Verlauf der Handlung sprechen die zwei Alten mehrfach über Erlebnisse während des Iran-Irak-Krieges.

Langer Weg bis zur Kinoleinwand

Wenn man im Iran einen Film gemacht hat, benötigt man drei Genehmigungen: eine für Screenings auf iranischen Filmfestivals, eine für ausländische Festivals und die dritte für öffentliche Vorführungen im Iran. „Sie haben in der Regel kein Problem mit ausländischen Festivalvorführungen“, sagt Mokri, „denn die Filme beziehen sich meistens stark auf innere iranische Angelegenheiten. Ausländer sind für diese Themen nicht sehr empfänglich. Für iranische Festivals müssen jedoch alle Bezüge

zum Krieg entfernt werden, sonst gibt es keine Chance, den Film zu zeigen.“ Bei einem inländischen Festivalscreening hatte diese Vorgabe zur Folge, dass Mokri das Wort „Krieg“ auf der Tonspur gebeept hat. Für eine öffentliche Vorführung reicht das dem Regime aber nicht. Sie wollen die ganze Sequenz aus dem Film gestrichen haben. „Würde ich das tun“, so der Regisseur, „würde die politische und soziale Perspektive des Films zerstört, dann hätte ich nur noch ein weiteres Slasher-Movie.“

Neben dem inhaltlichen Aspekt, der durch die Zensur immer beeinflusst wird, entsteht im Falle von *Fish and Cat* noch eine weitere, für die Narration elementare Beeinträchtigung: Wie könnte man Teile aus einem Film entfernen, dessen grundlegendes Montageprinzip es ist, keine Schnitte zu verwenden? Nicht nur der Inhalt würde in eine andere Richtung gelenkt, sondern die gesamte Idee zerstört. Trotz einer derart – im wahrsten Sinne des Wortes – einschneidenden Bedrohung seines Films bleibt Shahram Mokri erstaunlich gelassen: „Ich persönlich lehne diese Änderungen ab und warte im Moment noch, was mein Produzent bei den Behörden erreicht. Ich weiß aber, dass ich den Film ganz bestimmt nicht schneiden werde, auch wenn sie eine öffentliche Vorführung im Iran dann verbieten.“ Eine womöglich schmerzhafteste, aber konsequente und aus künstlerischer Sicht allzu verständliche Haltung. Sollte er doch Erfolg haben, sieht sich Mokri schmunzelnd schon als Vorreiter: „Das ist einer der Witze, die wir immer machen: Um Zensurschnitte zu vermeiden, müssen künftig einfach alle iranischen Filme in einer einzigen Einstellung gedreht werden.“

Zensur als kreative Herausforderung

Der isländische Regisseur Fridrik Thor Fridriksson hat die Produktionsbedingungen während der Finanzkrise seines Landes mit denen unter einer Zensur verglichen: Durch die starken Einschränkungen – seien es finanzielle oder ideologische – sind die Filmemacher gezwungen, größere Kreativität zu entwickeln. Deshalb hätte das iranische Kino in den vergangenen Jahren auch so viele hervorragende Filme hervorgebracht: Man sei nicht gewillt und könne es sich auch nicht leisten, seine Zeit an unwichtige oder banale Projekte zu verschwenden. Shahram Mokri unterrichtet an der Filmhochschule in Teheran. Mit der Aussage seines isländischen Kollegen kann er sich anfreunden:

„Der beste Weg, meine Studenten zu führen, ist, sie zu limitieren. Ich gebe ihnen beispielsweise die Vorgabe, einen Übungsfilm von drei Minuten Länge mit drei Figuren zu drehen, davon muss eine in der zweiten Minute getötet werden. Das Resultat bei diesen Limitierungen ist viel besser, als wenn ich sage: Geh und mache einen dreiminütigen Film. Ich denke, wenn man limitiert ist, findet man kreativere Ausdrucksmöglichkeiten. Der Geist ist einfallsreicher.“

Allzu viel Positives sollte man der Zensur dann aber doch nicht abgewinnen. Mokri betont, dass er Zeit seines Lebens immer im Iran gelebt hat – und zwar nach der Revolution. Er ist sich bewusst, dass ihm im Grunde die Vergleichsmöglichkeiten fehlen, da er nie unter freien Bedingungen gedreht hat. Generell kann er sich durchaus vorstellen, einmal in einem anderen Land zu arbeiten: „Außerhalb des Iran zu arbeiten, könnte eine Chance sein. Ich würde das nicht ablehnen. Ein wichtiger Punkt bleibt aber: Ich denke iranisch! Wenn ich Filme anderer Iraner im Ausland sehe, bleibt der Eindruck, dass ihre iranischen Filme besser waren. Das ist gewissermaßen ein großes Paradox: Ein Regisseur denkt sehr universell, aber die Ergebnisse sind meistens dann am besten, wenn sie in der eigenen Sprache gedreht wurden.“

Mokri nennt keine Namen, um diese These zu unterstützen, doch ein Blick auf die Retrospektive des Filmfestivals Fribourg genügt, um ihm beizupflichten. Filme von Mohsen Makhmalbaf und Amir Naderi gab es hier zu sehen – zwei Regisseure, die heute Filme außerhalb des Iran drehen, ebenso wie Abbas Kiarostami. An die Qualität ihrer früheren Werke reichen sie dabei kaum heran. Vor allem Amir Naderi, im Westen kaum beachtet, genießt in seiner Heimat ein hohes Ansehen, viele junge Filmemacher nehmen sich ihn zum Vorbild. Wiedezuentdecken gab es in Fribourg sein Meisterwerk *Davandeh* (*The Runner* [1985]) über den Alltag des Kriegswaisen Amiro.

Beeindruckende Klassiker

Es ist heiß in *Davandeh*, die Sonne scheint grell. Es ist schmutzig, staubig und laut. Amiro passt gut hierher, an diesen industriellen Ort irgendwo am Meer. Denn auch er ist laut: Mit aller Kraft brüllt er den vorbeifahrenden Schiffen hinterher, sie mögen ihn doch mitnehmen.

Auch die Privatflieger am nahen Flugfeld haben es ihm angetan. Amiro arbeitet als Flaschensammler, Wasserverkäufer, Schuhputzer. Alles ist recht, um etwas Geld zu verdienen. Er lebt auf einem alten, verlassenen Tanker, der irgendwann einmal an der Küste gestrandet ist und nun vor sich hin rostet. Amiro hat Träume, er will lesen und schreiben lernen. An der Schule kann man ihn nicht aufnehmen, weil er zu alt ist, doch mit Beharrlichkeit erreicht er es, dass er abends, zusammen mit Erwachsenen, zum Unterricht kommen darf. Der Junge musste sehr jung und sehr schnell erwachsen werden. Etwas Besonderes stellt er in der Zeit nach dem Iran-Irak-Krieg damit nicht dar, vielen anderen Kindern geht es genauso, auch sie verloren ihre Eltern und waren plötzlich auf sich allein gestellt. Trotzdem sind sie alle noch Kinder, und so bricht der kindliche Spieltrieb beständig aus ihnen hervor: Fahrrad fahren, hinter einer Lok herrennen, Fußball spielen. Amiro ist fast immer in Bewegung, am Laufen, im Versuch, den Bedingungen, in denen er lebt, zu entkommen.

Davandeh schildert den Zustand einer vom Krieg gebeutelten Gesellschaft, in der jeder auf sich allein gestellt ist und um das tägliche Überleben kämpft. Auch hier sind es die Augen eines Kindes, durch die Amir Naderi seine Geschichte erzählt. Dabei kommt er fast ohne Dialog aus, lässt Handlungen und Situationen für sich sprechen und findet statt der Worte irrsinnige, unvergessliche Bilder. In der Hitze des Persischen Golfs ist kühles Eis ein wertvoller Besitz. Das Wettrennen der Kinder um einen Eisblock, der vor der infernalischen Kulisse eines brennenden Ölfeldes langsam dahinschmilzt, bleibt noch lange nach Ende des Films im Gedächtnis haften.

Mit Majid Niroumand, dem jungen Darsteller des Amiro, hat Naderi vier Jahre später noch einen weiteren Film gedreht. Auch *Aab, baad, khaak* (*Water, Wind, Dust*) wurde in Fribourg vorgestellt. Erneut beweist Naderi seine Meisterschaft, eine Geschichte ohne große Dialoge zu erzählen, allein mit eindringlichen expressionistischen Bildern zu arbeiten. Selten wurde die Wüste so unwirtlich und feindlich dargestellt wie hier. Wie ein Lärmteppich legt sich das Pfeifen und Dröhnen des Windes über die Bilder. Ein nicht enden wollendes Grollen, das so gar nichts mit der erhabenen Schönheit der Wüstenlandschaften bei Bertolucci oder David Lean zu tun hat.

Von den Klassikern und Standardwerken in der Retrospektive bis zu aktuellen, sowohl verdeckt wie auch offen politischen Filmen im Wettbewerb – das Filmfestival Fribourg bot in diesem Jahr einen bemerkenswerten Einblick in das Filmschaffen des Iran. Doch gerade die beiden Wettbewerbsfilme erinnern daran, dass sich an den Arbeitsbedingungen im Land noch nichts zum Guten hin gewendet hat. Auch unter Hassan Rohani, der im Juni 2013 den Fundamentalisten Ahmadinedschad als Staatspräsident abgelöst hat, ist die Zensur Teil des Alltags. Mohammad Rasoulof hat – um seine Mitarbeiter und Schauspieler zu schützen – darauf verzichtet, sie namentlich zu nennen. *Manuscripts Don't Burn* besitzt daher keinen Abspann. Auch dies kann vor allem als symbolischer Akt betrachtet werden.



Davandeh (The Runner)

Jens Dehn arbeitet als freiberuflicher Filmjournalist.





Jugendmedienschutz in Europa

Filmfreigaben im Vergleich

In den europäischen Ländern sind die Kriterien für die Altersfreigaben von Kinofilmen unterschiedlich. *tv diskurs* informiert deshalb regelmäßig über die Freigaben aktueller Spielfilme.

Titel	D	NL	A	GB	F	DK	S
1. Der Hundertjährige* OT: Hundraåringen*	12	12	12	15	o. A.	11	11
2. 300: Rise of an Empire OT: 300: Rise of an Empire	18	16	16	15	12	15	15
3. The Amazing Spider-Man 2: Rise of Electro OT: The Amazing Spider-Man 2	12	12	12	12 A	o. A.	11	11
4. Need for Speed OT: Need for Speed	12	12	14	12 A	o. A.	11	11
5. Non-Stop OT: Non-Stop	12	12	14	12 A	o. A.	11	15
6. The Return of the First Avenger OT: Captain American: The Winter Soldier	12	12	12	12 A	o. A.	11	15
7. Bad Neighbors OT: Neighbors	12	12	14	15	o. A.	11	11
8. Noah OT: Noah	12	12	12	12 A	o. A.	15	15
9. Godzilla OT: Godzilla	12	12	12	12 A	o. A.!	11	15
10. X-Men: Zukunft ist Vergangenheit OT: X-Men: Days of Future Past	12	12	12	12 A	o. A.	11	11
11. Edge of Tomorrow OT: Edge of Tomorrow	12	16	12	12 A	o. A.	11	11
12. A Million Ways to Die in the West OT: A Million Ways to Die in the West	12	16	14	16	o. A.	11	11

Anmerkung:

*

Vollständiger Filmtitel:

Der Hundertjährige, der aus dem Fenster stieg und verschwand

OT: Hundraåringen som klev ut genom fönstret och försvann

o. A. = ohne Altersbeschränkung

A = Accompanied / mit erwachsener Begleitung

! = Kino muss im Aushang auf Gewalt- oder Sexszenen hinweisen

Durch Medien im Bilde

Wenn einer der wichtigsten Sinne fehlt

Carolyn Maier und Elena Vohl

Nutzen blinde Menschen eigentlich Medien? Wie nutzen sie insbesondere die visuellen Medien? Kurzum: Welche Relevanz haben Medien im Leben Sehgeschädigter? Neun blinde Menschen gewährten einen Einblick in ihr Leben und überraschten mit einem eindeutigen Ergebnis: Medien sind nicht nur wichtig – sie sind sogar unentbehrlich für Blinde.¹

Anmerkung:

1

Im YouTube-Kanal der Freiwilligen Selbstkontrolle Fernsehen (FSF) geben zwei Filme – jeweils mit dem Titel *Durch Medien im Bilde* – konkrete Einblicke in die hier vorgestellte Arbeit der Autorinnen.

Blind sein – eine Vorstellung, die Sehende fast uneingeschränkt zum gleichen Ergebnis kommen lässt: Nichts könnte schlimmer sein. Die Welt mit ihren abwechslungsreichen Farben und Formen nicht mehr visuell wahrnehmen zu können, mag sich niemand vorstellen.

Viele Ansichten, die über das Leben von Blinden existieren, entsprechen nicht der Realität.

Im Allgemeinen wird zwischen sehend und nicht sehend unterschieden. Dass viele Abstufungen zwischen beiden Extremen existieren, wird sehr oft nicht beachtet bzw. ist gänzlich unbekannt. Denn selbst, wer nach dem Gesetz als „blind“ eingestuft wird, muss das Sehvermögen nicht vollständig verloren haben.

Menschen gelten bereits bei einer Sehkraft von unter 2 % als blind. Liegt jedoch eine Gesichtsfeldeinschränkung vor – wie bei der weitverbreiteten Augenerkrankung „Grauer Star“ –, werden Betroffene auch mit einer Sehkraft von mehr als 2 % als blind bezeichnet. So ist es nicht verwunderlich, wenn eine Person mit dem grellgelben Blindenzeichen an der Jacke an der Bahnhaltestelle einen Fahrplan liest, wenn auch mit einer speziellen Sehhilfe.

Abhängigkeit und Selbstständigkeit: ein Blick in den Alltag blinder Menschen

Natürlich ist ein Leben ohne oder mit geringer Sehkraft voller Hindernisse. Dabei unterscheidet sich der Alltag in seiner Struktur nicht maßgeblich von dem sehender Menschen. Auch Blinde erledigen ihre Einkäufe, führen ihren Haushalt oder gehen zur Arbeit. Der Unterschied liegt in der Art und Weise, wie der Alltag organisiert wird.

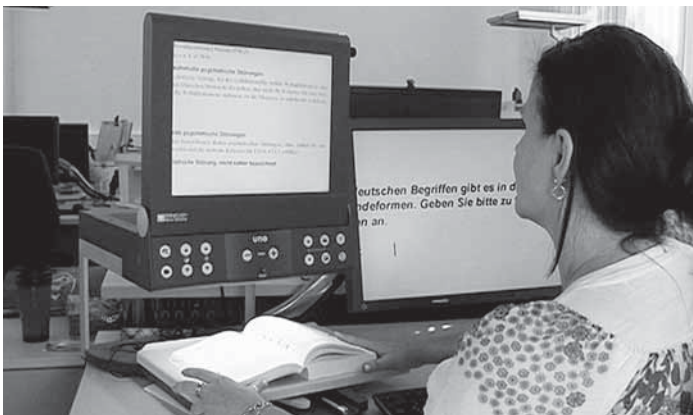
Blinde sind auf spezielle Hilfsmittel angewiesen und müssen auch das ein oder andere Mal die Hilfe von außenstehenden Personen in Anspruch nehmen. Bei aller Unterstützung müssen Betroffene in vielen Situationen Mut beweisen, ihre Ängste überwinden und eigeninitiativ handeln, um eine an Selbstständigkeit gemessene Lebensqualität zu bewahren.

Hilfe von außen holen sich betroffene Personen beispielsweise beim wöchentlichen Lebensmitteleinkauf. Der 70-jährige Heinz lässt sich regelmäßig von einer professionellen Einkaufshilfe beim Gang in den Supermarkt begleiten. Dabei informiert sie ihn über aktuelle Angebote, zeigt ihm den Weg zu den gewünschten Regalen und steht ihm an der Kasse – wenn nötig – helfend zur Seite. Unabhängig vom Alter wird die Hilfe von Außenstehenden gern in Anspruch genommen. Auch die Studentin Annemarie erleichtert sich ihren Universitätsalltag, indem sie sich mit einer sehenden Kommilitonin trifft, die ihr dabei hilft, die Inhalte der Seminare aus Büchern und Skripten digital zugänglich zu machen.

Unterstützung von Dritten ist besonders dann sinnvoll und willkommen, wenn sie Betroffenen hilft, sich selbst zu helfen. In einem sogenannten Mobilitätstraining



Die Software ZoomText invertiert Farben bei hoher Lichtempfindlichkeit.



Ein Vergrößerungsapparat erleichtert das Lesen von Fachbüchern.



Hilfreiche Hardware: die Braillezeile



Auch Tilo steht auf die Nerds der Serie *Big Bang Theory*.

ist genau dies der Fall. Sehgeschädigte lernen in einer solchen Schulung beispielsweise die richtige Nutzung eines Blindenstocks. Besonders in unbekanntem Umgebungen ist es wichtig, sich auch ohne fremde Hilfe orientieren zu können. Die stark sehgeschädigte Heidemarie nahm an einem Mobilitätstraining teil, um sich auf fremden Bahnhöfen zurechtzufinden. Ungewohntes Terrain, umhereilende Menschen und unterschiedlichste Geräusche erschweren die Suche nach dem richtigen Gleis. Mit viel Übung und einer ausgeklügelten Technik können Blinde sich dennoch an fremden Plätzen orientieren, und ihren Weg finden.

Facebook und Co.: Wie Blinde Medien nutzen

Einen Teil ihrer Selbstständigkeit erhalten Blinde durch die Nutzung von Medien. Entgegen vieler Vorurteile sind es vor allem die visuellen Medien, die für Blinde von großer Bedeutung sind. So ist speziell der Computer unverzichtbarer Bestandteil des Alltags. Durch Hilfsmittel wie Braillezeile oder Sprachausgabe ist es blinden Menschen möglich, Computer und Internet barrierefrei zu nutzen. Die Braillezeile ist eine spezielle Hardware, die einen Zugang zum Computer und damit auch zum Internet ermöglicht. Sie wird unter der üblichen Tastatur angebracht und gibt den Bildschirminhalt als Punktschrift aus. Die Braillezeile wird meist in Kombination mit einer Sprachausgabe verwendet. Digitale Schrift wird also in synthetische Sprache umgewandelt. Sehgeschädigte können sich so Texte vorlesen lassen. Dafür ist allerdings eine Software notwendig. Der sogenannte Screenreader tastet den Bildschirminhalt ab und sendet die Informationen an die Sprachausgabe. Mit praktischen Hilfsmitteln dieser Art kann der Computer von Blinden genutzt werden.

Auf diese Weise vereint der Computer alle Motive der Mediennutzung: den Wunsch nach Information, Unterhaltung, Organisation und Integration. „Es ist eine sehr große Erleichterung, mit dem PC zu arbeiten. Vor allen Dingen hilft es, zwischendurch mal schnell was nachzuforschen oder bei Google nachzufragen“, erklärt der 49-jährige Tilo. Diese Mediennutzung ist also eine Form der Eigeninitiative. Sehgeschädigte können sich selbstständig über Ereignisse und Begrifflichkeiten informieren.

Viele Betroffene widmen einen Großteil ihrer Zeit außerdem einer bestimmten Freizeitaktivität, die mit dem Computer verbunden ist. Heinz ist beispielsweise aktives Mitglied in verschiedenen Foren. Der Austausch von Informationen und Erfahrungen ist Sinn und Zweck eines Forums. Deshalb beantwortet Heinz regelmäßig und sorgsam Fragen per E-Mail.

Neben der Pflege eines Hobbys hilft der Computer aber auch, den Tag zu organisieren. Er wird bewusst genutzt, um einen Arbeitsaufwand zu erleichtern und somit

Zeit einzusparen. Diesen Vorteil schätzt besonders der Student Steven, wenn er bequem von zu Hause aus seine Geldangelegenheiten per Onlinebanking erledigt. Auch soziale Netzwerke spielen im Leben von blinden Internetnutzern eine entscheidende Rolle, um Kontakte zu pflegen und sich auszutauschen. Die 25-jährige Ina nutzt oft soziale Netzwerke wie MeinVZ oder Facebook, um mit Freunden in Kontakt zu bleiben.

Das Internet birgt allerdings auch einige Hürden, wenn die Seiten nicht barrierefrei eingerichtet sind. Oft machen zu viele Links und Bilder den Aufbau der Internetseite unübersichtlich. Dabei könnte Barrierefreiheit im Internet mit kleinsten Änderungen und ohne großen Aufwand geschaffen werden: „Wenn man mehr mit Überschriften arbeiten würde, hätte ich als Blinder viel bessere Möglichkeiten, mich auf der Seite zu orientieren. Die Sprachausgabe liest nur Überschriften vor, wenn sie auch als solche gekennzeichnet sind. Genauso sollten Bilder richtig benannt werden, damit auch ein Sehgeschädigter versteht, was dort zu sehen ist“, erklärt Volker. Auch wenn es einigen Verbesserungsbedarf gibt, ist der Computer das wichtigste Medium, insbesondere in Bezug auf soziale Kontakte.

Neben dem Internet werden nach wie vor auch klassische Medien genutzt, um Kontakte zu pflegen: „Ich mache das manchmal ganz gerne mit meinem Nachbarn. Dann setzen wir uns zusammen und schauen einen Film an. Wobei wir dann meistens doch viel mehr quatschen und den eigentlichen Film verpassen“, so der 26-jährige Steven. Mit entsprechender Audiodescription und der eigenen Vorstellungskraft schauen Blinde selbstverständlich Filme und verfolgen Sendungen. Bei der Audiodescription handelt es sich um eine akustische Bildbeschreibung, die vorwiegend in Dialogpausen eingefügt wird. Das ermöglicht Sehgeschädigten ein besseres Verständnis und macht sie mit der Bilderwelt des Films vertraut.

Das Fernsehen befriedigt nicht nur das alltägliche Bedürfnis nach Unterhaltung und Entspannung, sondern gibt Anlass, sich mit Freunden und Bekannten zu treffen. Somit trägt dieses Medium auch zur Integration bei. In Familien ist der Platz vor dem Fernsehgerät oft der zentrale Treffpunkt, unabhängig von einem Handicap. Für Familienvater Volker zählt fernsehen zu den festen Ritualen, die den familiären Tagesablauf strukturieren. „Mit der Familie kann ich gemeinsam Fernsehsendungen anschauen und hinterher darüber reden. So verbringen wir gemeinsame Zeit als Familie und können gleichzeitig unseren Tag Revue passieren lassen.“

Für viele mag es unglaublich klingen, aber auch die Unterhaltung durch Spielekonsolen bleibt nicht nur Sehenden vorbehalten. Besonders praktisch sind dabei Videospielekonsolen wie die Wii, die durch eingebaute Bewegungssensoren in den Controllern auch Blinden einen Zugang zur Spielwelt ermöglicht: „Also mit der Wii ist das heute weitaus einfacher, weil die Fernbedie-



René informiert sich über die neuesten Apps für sein iPad.



Tilo surft mit seinem Smartphone im Internet.



Heidemarie überprüft mit ihrer Sehhilfe die Abfahrtszeiten der Züge.



Ina vertreibt sich die Zeit bei MeinVZ.

nung auf Bewegungen reagiert. Mit etwas Geschicklichkeit können wir dann auch das ein oder andere Spiel gewinnen“, erklärt Tilo. Ganz ohne die Hilfe seiner Lebensgefährtin Gabi geht es dann aber doch nicht. Sie kann mit ihrem verbliebenen Sehrest die nötigen Anweisungen geben, damit Tilo nahezu allein einen Strike auf der virtuellen Kegelbahn wirft.

Seit einigen Jahren wird darüber hinaus das Smartphone selbstverständlich für die Kommunikation genutzt. Eine integrierte Sprachausgabe liest dem Nutzer vor, über welche Schaltflächen oder Textfelder der Finger gerade streicht. Sobald die gesuchte Funktion gefunden wird, kann diese mit einem zweiten Fingertippen gestartet werden.

Nichtsdestominder haben auch Medien wie Radio und Bücher ihren Stellenwert im Leben der Betroffenen. Bücher werden dabei häufig auditiv verwendet, die Nutzung von Braillezeitungen und Punkschriftbüchern wird nicht zuletzt durch den Zugang zum Internet immer seltener.

Gleichstellung als Chance

„Durch die Medien fühle ich mich gleichwertig. Nicht überall. Aber es gibt Sendungen, in denen ich die gleichen Meinungen vertreten kann wie ein Sehender. Wo ich mich dann nicht benachteiligt fühle. Man kann sich genauso einbringen. Nur so kann man am Leben teilnehmen.“ Der 70-jährige Heinz beschreibt sehr treffend, dass Medien viel mehr im Leben von Blinden bewegen, als angenommen wird. Durch diese wird die Behinderung zur Nebensache – Menschen mit Handicap stehen auf einer Stufe mit Menschen ohne Handicap. Der blinde Mathematiker Volker verstärkt diesen Gedanken, indem er sagt, dass das Handy zur Kommunikation auf gleicher Ebene verhilft. Schließlich könne der Gesprächspartner ihn während eines Telefonats ebenso wenig sehen wie er ihn. Gerade das Handy verschafft einen weiteren wichtigen Vorteil: Es trägt zur Mobilität bei. Durch Smartphones können Blinde ebenso wie Sehende jederzeit erreichbar sein oder mit geringem Aufwand alle Vorteile des Internets nutzen, ihre E-Mails abrufen oder die Abfahrtszeiten der Bahn kontrollieren. Durch die zahlreichen Möglichkeiten, Medien zu nutzen und Medieninhalte aufzunehmen, fühlen sich Betroffene nicht ausgeschlossen, sondern als Teil der Gesellschaft. Somit hat die Rezeption von Medien einen wichtigen Nutzen: Sie trägt zur Teilhabe an der Gesellschaft bei. Dabei bleibt es natürlich jedem Einzelnen selbst überlassen, inwieweit diese Möglichkeiten genutzt werden.

Als Fazit ist festzuhalten, dass durch aktives Medienhandeln die Verbindung zum realen sozialen Umfeld verbessert werden kann. Medien können also helfen, Barrieren im Leben blinder Menschen zu überwinden. Sie tragen zur Partizipation am gesellschaftlichen Leben bei.



Ina spielt Sims auf ihrer Playstation.



Studentin Annemarie bei Ihrer Seminarvorbereitung

Carolin Maier (B.A.) und Elena Vohl (B.A.) studieren im Masterstudiengang der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg Medienbildung – Audiovisuelle Kultur und Kommunikation mit dem Schwerpunkt „Medienpädagogik“. Sie sind Preisträgerinnen des medius 2013.



20 Jahre FSF

Resümee und Ausblick



Im April 1994 nahm die Freiwillige Selbstkontrolle Fernsehen (FSF) ihre Arbeit auf. Vorausgegangen war eine lautstark geführte Debatte über explizite Darstellungen von Gewalt oder sexueller Stimulanz. Die eigens gegründete Privatinitiative Verbraucher-vereinigung Medien, deren Vorsitzender Edgar Weiler für seinen Kampf gegen TV-Gewalt 1997 das Bundesverdienstkreuz erhielt, brachte 1998 sogar eine Versicherung dazu, ihre Werbefigur „Herrn Kaiser“ nicht mehr im Umfeld des Sexmagazins *Liebe Sünde* zu platzieren. Aber auch aus der Wissenschaft gab es Warnsignale. Die Zunahme an Gewaltdarstellungen würde zu einer Kultivierung von Gewalt vor allem bei Jugendlichen führen. Nach 20 Jahren FSF ist der Jugendschutz im Bereich des Fernsehens, so ist allgemein zu hören, gut umgesetzt. Das heißt aber nicht, dass damit die Welt des Jugendmedienschutzes in Ordnung wäre. Das Internet als medienkonvergenter Vertriebsweg stellt nicht nur sehr viel mehr an grenzüberschreitenden Darstellungen bereit, sondern ist überdies mit den herkömmlichen Methoden des

Jugendschutzes nicht mehr zu kontrollieren. Das hat natürlich Konsequenzen für den klassischen Jugendmedienschutz, denn wie will man rechtfertigen, dass Kino, DVD und Fernsehen mit hohem Aufwand und entsprechenden Beschränkungen reguliert werden, während grenzüberschreitende Darstellungen im Netz kostenlos und ohne jede Beschränkung verfügbar sind?

tv diskurs beleuchtet die 20-jährige Geschichte der FSF aus unterschiedlichen Perspektiven und mit ihren Höhen und Tiefen. Außerdem haben wir verschiedene Wegbegleiterinnen und -begleiter nach ihren Ansichten zu unserer Arbeit in den letzten 20 Jahren befragt. Eines ist gewiss: Neben der Rückschau geht es vor allem darum, den Jugendschutz der Zukunft zu entwerfen! In den nächsten Jahren werden wir in Bezug auf das Internet wahrscheinlich weniger auf die Kontrolle der Anbieter als auf eine Stärkung der Medienkompetenz und der Selbstkontrolle des Rezipienten setzen müssen. Wie dieser Weg genau aussehen soll, muss in Zukunft offener und realitätsbezogener als bisher diskutiert werden.

Joachim von Gottberg

Eine kurze Geschichte mit extrem viel Handlung

Persönliche Anmerkungen zum 20. Geburtstag der FSF

Das private Fernsehen hatte seinen Start am 1. Januar 1984 mit dem Kabelpilotprojekt Ludwigshafen, dem späteren SAT.1. Einen Tag später nahm RTL plus von Luxemburg aus den Sendebetrieb auf. Allerdings war die technische Reichweite noch sehr niedrig. Noch 1989 konnte SAT.1 nur von 48 % und RTL von 43 % der Haushalte empfangen werden. ProSieben lag bei 30 %. Mit der Zunahme von Kabel und Satellit vermehrte sich die technische Reichweite rasant. 1992, also nur drei Jahre später, lag RTL bereits bei 85 %, SAT.1 bei 84 % und der Sender ProSieben immerhin bei 60 %. Die Folge: Die neuen Inhalte, die aus vielerlei Gründen anders waren als die der öffentlich-rechtlichen Konkurrenz, wurden plötzlich wahrgenommen. Die neuen Sender mussten gegen eine mehr als 25-jährige Alleinherrschaft des öffentlich-rechtlichen Fernsehens ankämpfen – und das ohne Rundfunkgebühren.

Man brauchte also Programme, die Aufmerksamkeit erzeugten und billig waren. 1987 hielt bei RTL mit Erika Berger und ihrer Sendung *Eine Chance für die Liebe* der verhältnismäßig freizügige öffentliche Diskurs über intime Fragen der Sexualität Einzug. In Spielshows wie *Tutti Frutti* mit Hugo Egon Balder, von der zwischen 1990 und 1993 insgesamt 100 Folgen ausgestrahlt wurden, mussten zwei Kandidaten beiderlei Geschlechts mehr oder weniger einfache Aufgaben lösen und dadurch Punkte gewinnen, die jeweils in das Ablegen von Kleidungsstücken verschiedener Stripperinnen investiert werden konnten. Die Sendung wurde als frauenfeindlich und sexualisierend kritisiert. Die Talkshows der 1990er-Jahre, die auf fast allen Programmen der Privaten liefen, waren in den Zeitungen des Bildungsbürgertums wegen ihrer absurden Themen jenseits bürgerlicher Normalität, ihrer vulgären, lauten Streitereien und einem meist hilflosen Moderator, der vor allem die Funktion hatte, den Streit möglichst eskalieren zu

lassen, ein Dauerthema. Da vor allem amerikanische Serien und Spielfilme eingekauft wurden, waren bald bei den Privaten mehr und explizitere Gewaltdarstellungen zu finden, als man es in Deutschland für möglich gehalten hätte. Und zum ersten Mal liefen Softsexfilme wie die *Schulmädchen-Reporte* im Fernsehen, was bis dahin nicht vorstellbar gewesen war.

Öffentliche Empörung

Kaum ein Tag verging ohne empörte Berichterstattung über die zunehmende Darstellung von Gewalt und Sex. 1992 erstellte der Medienpsychologe Jo Groebel im Auftrag der Landesmedienanstalt Nordrhein-Westfalen eine Studie über Gewaltprofile des privaten und öffentlich-rechtlichen Fernsehens in Deutschland. Dabei zählte er Tote und verletzte Opfer von Gewalthandlungen, die pro Stunde in den jeweiligen Sendern zu sehen waren. Die

Der Konflikt mit dem Verbot der Vorzensur erwies sich als das größte Problem für die Landesmedienanstalten, die damals noch allein für den Jugendschutz im privaten Fernsehen zuständig waren. Komplizierte Absprachen untereinander und die Möglichkeit der Sender, bei Beanstandungen Klage beim Verwaltungsgericht einzureichen, ließen zwischen Ausstrahlung und rechtsgültiger Beanstandung oft Jahre vergehen. Da war der zuständige Redakteur längst in Pension oder die Sendung abgesetzt. Dadurch verfehlte das Instrumentarium der Aufsicht die beabsichtigte erzieherische Wirkung auf die Gestaltung des aktuellen Programms.

Suche nach Lösungen

In ihrer Verzweiflung luden die Rundfunkreferenten am 2. Mai 1993 Vertreter verschiedener Institutionen wie z. B. dem Presserat, der Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften (BPjS),



Magie der großen Zahl erzeugte ihre öffentliche Wirkung: Den Zuschauern wurden pro Tag über 7.000 Fälle von Mord und Totschlag vorgeführt. Forderungen nach Gegenmaßnahmen, vor allem nach schärferen Jugendschutzgesetzen, waren die Folge. Vertreter des Bundes forderten ein generelles Ausstrahlungsverbot für indizierte Filme und eine feste Zeitgrenze für Filme mit einer Freigabe ab 12 Jahren ab 20.00 Uhr. Die Länder, die für Jugendschutz im Fernsehen eigentlich zuständig waren, sahen darin zum einen das Problem, dass Eigenproduktionen oder eingekaufte Filme und Serien keine Alterseinstufung hatten. Man hätte sie also vorab prüfen müssen. Eine Prüfung vor der Ausstrahlung durch die Landesmedienanstalten hätte aber Probleme mit dem Verbot der Vorzensur in Art. 5 GG zur Folge gehabt. Das hätte auch für ein generelles Verbot indizierter Filme gegolten, die ja auch im DVD-Vertrieb für Erwachsene zugänglich sind.

dem Deutschen Werberat, der Freiwilligen Selbstkontrolle der Filmwirtschaft (FSK) und die Jugendschutzbeauftragten von ARD und ZDF mit der Bitte ein, aus ihrem Erfahrungsbereich Vorschläge zu machen, wie man die Situation des Jugendschutzes im privaten Fernsehen verbessern könnte. Ich nahm damals für die Obersten Landesjugendbehörden an der Sitzung teil. Mein Vorschlag war, das äußerst erfolgreiche Modell der FSK so weit wie möglich auf das Fernsehen zu übertragen.

Aus der Grundsatzkommission der FSK sollte für diese neue Institution ein unabhängiges Kuratorium werden, das – so mein Vorschlag – zu einem Drittel aus Vertretern der Landesmedienanstalten, zu einem weiteren Drittel aus Vertretern der Sender und zu einem letzten Drittel aus Wissenschaftlern, Fernsehkritikern und Fachleuten bestehen sollte, auf die sich Landesmedienanstalten und Sender einigen mussten. Alle drei Gruppen hätten dann auch Prüfer für die Ausschüsse benennen können, die Medienan-

stalten wären also auch an den Prüfungen beteiligt gewesen. Die neu zu gründende Institution sollte für alle Sender, also auch die öffentlich-rechtlichen, zuständig sein. Nach dem Vorbild der Vereinbarung zwischen den Obersten Landesjugendbehörden und der FSK hätten die Landesmedienanstalten in einer Vereinbarung festlegen können, die Prüfergebnisse dieser Selbstkontrolle zu akzeptieren. Der große Vorteil: Weil es sich bei dieser Institution nicht um eine Behörde handelte, gab es, ähnlich wie bei der FSK, nicht das Problem der unerlaubten Vorzensur. Denn eines war klar: Man wollte eine Institution, die vor der Ausstrahlung tätig werden konnte.

Hans-Ernst Hanten, damals noch Rundfunkreferent in Nordrhein-Westfalen und später Leiter der Gruppe Medien beim BKM, leitete die Sitzung und bat mich anschließend, mein Konzept schriftlich zusammenzufassen. Anschließend versuchte er, alle Beteiligten von dem Projekt zu überzeugen. Das erwies sich als äußerst schwierig. Die Landesmedienanstalten wollten an dem

Die Freiwillige Selbstkontrolle Fernsehen (FSF)

Die privaten Sender standen von Anfang an hinter der Idee. Vor allem Helmut Thoma, damals Geschäftsführer von RTL plus, und Jürgen Doetz, damals Präsident des Verbandes Privater Rundfunk und Telemedien (VPRT) und Geschäftsführer von SAT.1, unterstützten die Gründung der FSF. Gerhard Zeiler, damals noch Geschäftsführer von RTL II, arbeitete im ersten Vorstand mit, der im Herbst 1993 von den Mitgliedern gewählt wurde. Im November 1993 wurde die Satzung der FSF beim Amtsgericht Charlottenburg eingereicht.

Da die ursprüngliche Idee der Zusammensetzung des Kuratoriums mangels Mitarbeit der Landesmedienanstalten nicht funktionierte, hatte der Vorstand der FSF aus einer Liste von Sachverständigen zehn Personen herausgesucht, weitere fünf Personen wurden von den Sendern selbst besetzt. Zwei Drittel des Kuratoriums sollten also neutral aus Wissenschaftlern, Praktikern des



Modell nicht mitarbeiten, weil sie darin eine unzulässige Vermischung von Anbietern und Aufsicht vermuteten. Die öffentlich-rechtlichen Sender sahen die Probleme mit dem Jugendschutz ausschließlich bei den Privaten und verwiesen auf ihre interne Kontrolle durch die Gremien. Die Rundfunkreferenten, die – alternativ zur Mitwirkung der Landesmedienanstalten – versprachen, die Prüfgutachten der neuen Institution für die Landesmedienanstalten so gut wie verbindlich zu machen, brachten es dann letztlich nur zu einer unverbindlichen Formulierung im Gesetz: Die Gutachten sollten bei Entscheidungen der Landesmedienanstalten berücksichtigt werden. Es stand damit im Belieben der Medienanstalten, den Gutachten zu folgen oder eben auch nicht.

Jugendschutzes und Medienkritikern zusammengesetzt sein. Um die Landesmedienanstalten so gut es ging einzubeziehen, wurde die endgültige Liste informell mit dem damaligen Vorsitzenden der Direktorenkonferenz der Landesmedienanstalten (DLM) besprochen.

Im Februar 1994 hat das Kuratorium in einer Mammutsitzung die Prüfverordnung der FSF formuliert und beraten. Gleichzeitig wählte es Andrea Urban, Leiterin der Landesstelle Jugendschutz Niedersachsen, und den Strafrechtsexperten Prof. Dr. Heribert Schumann zu den Vorsitzenden. Andrea Urban war dafür besonders geeignet, da sie neben ihren eigenen beruflichen und praktischen Erfahrungen auch als Sprecherin der Jugendschutzsachverständigen bei der FSK und als Mitglied des Fernsehrates des ZDF über ein gutes und breites Fundament an Kenntnissen und Erfahrungen verfügte. Prof. Dr. Schumann war nicht zuletzt für



Prof. Dr. Maria Böhmer, MdB, Staatsministerin im Auswärtigen Amt

Beim Thema „Jugendmedienschutz“ denke ich heute – wie die meisten – zuerst an das Internet. Die politische Debatte dreht sich besonders um die Frage, wie wir Kinder im Netz vor gefährlichen Inhalten bewahren können. Im Rahmen dieser Diskussion darf jedoch die zentrale Bedeutung des Fernsehens nicht übersehen werden: Kinder bis zum zehnten Lebensjahr nutzen das Fernsehen weiterhin mehr als das Internet. Dabei ist es im Interesse eines effektiven Jugendmedienschutzes, die Fernsehangebote schon vor ihrer Ausstrahlung auf jugendschutzrelevante Inhalte zu prüfen. Der ZDF-Fernsehrat gewährleistet diesen präventiven Schutz durch seine stetige Programmbegleitung und den unmittelbaren Diskurs mit den Programmachern und dem unabhängigen Jugendschutzbeauftragten des ZDF. In den vergangenen Jahren habe ich mich im ZDF-Fernsehrat für eine zeitgemäße Fortentwicklung des Jugendmedienschutzes eingesetzt. Um gegen Gewaltdarstellungen im Fernsehen vorzugehen, habe ich 1994 die bundesweite Kampagne *Rote Karte* ins Leben gerufen. Im selben Jahr nahm die Freiwillige Selbstkontrolle Fernsehen (FSF) ihre Arbeit auf. Seitdem hat sie sich zu einer zentralen Vorprüfungsinstanz für das Privatfernsehen entwickelt. Für die kommenden Jahre erhoffe ich mir, dass die Privatsender noch stärker das bewährte Programmprüfungsangebot der FSF nutzen!

Conny Dachs, deutscher Pornodarsteller und Moderator

Herzlichen Glückwunsch dem gesamten FSF-Team zum 20.sten und weiterhin eine gute Zusammenarbeit wünscht Conny Dachs!!! Wenn ich FSF höre, fällt mir ein: Hoffentlich kommt das neue LUST PUR-Drehbuch ohne Beanstandungen durch! Gut, dass es Euch gibt, weiter so!

Jürgen Doetz, Bevollmächtigter des Vorstands des Verbandes Privater Rundfunk und Telemedien e. V. (VPRT)

Auch wenn wir in den 1990er-Jahren gegen immense Widerstände ankämpfen mussten: Zwei Jahrzehnte nach der FSF-Gründung sollte auch den letzten Zweiflern klar sein, dass das Privatfernsehen tatsächlich in der Lage ist, eine ebenso effektive wie verantwortungsvolle und gleichermaßen geachtete Selbstkontrolle aufzubauen. Die FSF war ganz wichtig, als 2003 die bei den TV-Sendern nicht unumstrittene regulierte Selbstregulierung errichtet wurde. Das System hat sich inzwischen im Grundsatz gut etabliert, trotz einiger Grundsatzverfahren zur Reichweite des anerkannten Beurteilungsspielraumes. Allerdings sollte der FSF im Zuge der Medienkonvergenz zu einer Durchwirkung ihrer Entscheidungen auch auf den Offlinejugendschutz verholfen werden.

1994 wie heute stellt die Kreativität der Fernsehmacher den Jugendschutz regelmäßig vor neue Herausforderungen. Frische Formatideen können Kontroversen auslösen, bei denen Kritiker nicht selten den Jugendschutz als Plattform nutzen, wenn es doch eigentlich um Geschmacksfragen geht. Die FSF hat mit ihrer Prüf- und Aufklärungsarbeit einen wesentlichen Beitrag geleistet, um derartige Debatten sachlich zu führen und somit die Akzeptanz des Jugendschutzes in der Gesellschaft zu steigern.



Felix Falk, Geschäftsführer der Unterhaltungssoftware Selbstkontrolle (USK)

Herzlichen Glückwunsch, liebe FSF! Auch wir feiern als USK in diesem Jahr unser 20-Jähriges. Da fühlt sich die gute Partnerschaft zwischen uns Selbstkontrollen doch gleich noch viel lebendiger an. Wir haben über die Jahre Eure hohe Kompetenz bei den Prüfungen, Euren großen Einsatz im öffentlichen Diskurs und Eure anregenden Positionen im politischen Prozess sehr schätzen gelernt und wünschen uns und Euch, dass wir davon auch in Zukunft noch viel sehen werden. Danke ich an den notwendigen Wandel der Konzepte des Jugendschutzes in der digitalen Welt, so weiß ich mit der FSF einen mutigen, in die Zukunft denkenden und kreativen Partner an unserer Seite. Das sind nur ein paar Gründe, warum ich Euch und uns wünsche, dass sich FSF und USK auch zum 40-Jährigen gegenseitig gratulieren werden.

die rechtliche Ausrichtung der Prüfungsgrundsätze im Bereich der unzulässigen Sendungen eine wichtige Unterstützung.

Der Start

Am 6. April 1994 konnte die FSF tatsächlich mit den Prüfungen beginnen. Sie verfügte neben einem inzwischen halbwegs eingerichteten Büro immerhin über eine vorläufige Prüfordnung. 70 Prüfer waren vom Kuratorium benannt, zum großen Teil handelte es sich um erfahrene Prüfer der FSK und der Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Medien (BPjM). Die Sender legten ihre Programme vor – begonnen wurde mit der Fernsehserie *Starsky & Hutch* – und gaben an, zu welcher Sendezeit sie ausgestrahlt werden sollten. Die FSF konnte diese geplante Sendezeit in die Abend- oder Nachtstunden verschieben, mit Schnittauflagen verbinden oder im Falle der Unzulässigkeit die Ausstrahlung ganz ablehnen.

Die Sender, aber auch die Öffentlichkeit waren überrascht, wie hoch die Ablehnungsquote anfangs war. Von 1994 bis 1998 wurden durchschnittlich 35,2 % der vorgelegten Programme nicht antragsgemäß freigegeben. Immerhin 59 Programme wurden als unzulässig eingestuft und durften nicht ausgestrahlt werden. Mancher hatte ernsthafte Zweifel, ob die strengen Maßstäbe bei der Prüfung langfristig durchgehalten werden konnten. Nicht selten erreichten die Geschäftsstelle Anrufe von Senderchefs oder Programmleitern, in denen Unverständnis über die restriktive Freigabepaxis geäußert wurde. Die Presse und die Öffentlichkeit allerdings waren gleichermaßen überrascht darüber und mussten zugeben, dass die neue Institution FSF mehr war als ein Feigenblatt, wie viele erwartet hatten. Einen großen Teil des Konfliktpotenzials zwischen den Interessen des Jugendschutzes und denen der Sender mussten die Jugendschutzbeauftragten der Sender ausbaden, die über die Vorlage von Programmen bei der FSF entschieden. Ohne sie wäre dieses gesamte System des Jugendschutzes inklusive der Selbstkontrolle gar nicht möglich geworden.

Konfliktpotenzial mit den Medienanstalten

Im Laufe der Zeit stellte sich heraus, dass die Landesmedienanstalten in ca. 30 % der Fälle, in denen sie es mit FSF-geprüften Programmen zu tun hatten, zu anderen Ergebnissen kamen. Dies führte letztlich dazu, dass die Vorlagebereitschaft der Sender zurückging, da die Prüfungen keine Sicherheit vor Beanstandungen boten. Mit der Unterstützung des Vorstandes und vor allem auch des Kuratoriums forderte die FSF einen Beurteilungsspielraum bei den Prüfungen, wie er bei der BPjM und der FSK üblich war: Die Ergebnisse sollten nur noch geändert werden können, wenn sie fachlich nicht haltbar waren. Die Länder folgten dem schließlich und ordneten im ersten Jugendmedienschutz-Staatsvertrag (JMStV) von 2003 das Verhältnis von Aufsicht und Selbstkontrolle neu, inklusive des Beurteilungsspielraumes.

Die FSF heute

Seit dem Inkrafttreten des JMStV haben sich die Prüfungen vervielfacht. Wurden 1994 noch 633 Fernsehprogramme zur Prüfung vorgelegt, waren es im Jahr 2013 schon 2.005. Die Sender schätzen die Planungssicherheit, sie schätzen aber auch die hohe Kooperationsbereitschaft und Flexibilität, wenn es beispielsweise um Schnittbearbeitungen oder kurzfristige Prüftermine geht. Wichtig sind für die FSF nicht nur die Prüfergebnisse, sondern auch ausführliche Gutachten, die alle möglichen Eventualitäten beachten müssen. Denn sie sind die Grundlage, wenn die Kommission für Jugendmedienschutz (KJM), die als gemeinsames Organ der Landesmedienanstalten zentral für den Jugendschutz im privaten Fernsehen zuständig ist, über den Beurteilungsspielraum berät. Da schaut die FSF schon manchmal mit Neid auf die FSK, wo statt einem acht- bis zehnteiligen Gutachten ein Text mit einer halben Seite reicht, weil durch die Mitwirkung des Ständigen Vertreters der Obersten Landesjugendbehörden die Prüfung zum Verwaltungsakt wird, sodass es auf eine ausführliche und differenzierte Begründung nicht mehr ankommt.

Öffentlicher Diskurs und Medienpädagogik

Ziel des Jugendschutzes ist es, ein Risikomanagement bezüglich Beeinträchtigungen und Gefährdungen durchzuführen. Dabei darf es weder um Geschmack noch um Qualitätsbeurteilungen gehen. Unser Grundgesetz stellt an die erste Stelle die Freiheit, die immer gegen den Schutzgedanken abgewogen werden muss. Das bedeutet aber auch: Nicht alles, was freigegeben wird, würde man guten Gewissens den eigenen Kindern empfehlen. Die FSF setzte daher von Anfang an nicht allein auf Filmprüfungen und Restriktionen bei der Ausstrahlung. Der öffentliche Diskurs und die Förderung der Medienkompetenz spielen bis heute eine große Rolle. Wir haben deshalb sehr früh begonnen, neben der Prüfung den Schwerpunkt „Öffentlicher Diskurs und Medienpädagogik“ zu setzen. *Krieg in den Medien*, eine interaktive Lern-DVD, zeigt die Zusammenhänge zwischen Militär, Politik und Medien auf, es geht also um Propaganda, und sie verbindet dies mit einem Verständnis für die Funktionsweise und die politische Bedeutung von Medien in der Demokratie. Wir haben die DVD zusammen mit der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb) entwickelt, was für beide Seiten äußerst befruchtend war. Inzwischen sind wir gerade in der Endphase der Arbeit an einer zweiten interaktiven DVD angelangt, die unter dem Titel *Faszination Medien* aufzeigt, welche breite und wichtige Funktion die Medien innerhalb einer Demokratie wahrnehmen. Am 2. Oktober 2014 werden wir dieses Produkt gemeinsam mit der Bundeszentrale der Öffentlichkeit vorstellen.

Seit 2005 führen wir regelmäßig die Veranstaltungsreihe *medien impuls* durch, seit 2010 zusammen mit der Freiwilligen Selbstkontrolle Multimedia-Diensteanbieter (FSM). Uns geht es hier um das kommunikative Handeln, also nicht allein um die Vermittlung von neuen Ideen, Wissen und Perspektiven, sondern auch vor allem um das Gespräch mit den Kollegen. Seit drei Jahren führen wir zusammen mit der Medienanstalt Berlin-Brandenburg

(mabb) jährlich das Sommerforum durch. Dort wird inzwischen auch gemeinsam mit der Gesellschaft für Medienpädagogik und Kommunikationskultur (GMK), der mabb und dem Deutschen Kinderhilfswerk der medius vergeben, ein Preis für den medienpädagogischen Nachwuchs.

Zusammenarbeit mit europäischen Ländern

Angesichts der seit Anfang der 1990er-Jahre rasant wachsenden Entwicklung von Satellitenanlagen wurde schon damals klar, dass Jugendschutz auf die Dauer an den Ländergrenzen nicht haltmacht. Deshalb haben wir 1996 alle europäischen Filmprüfstellen und Institutionen, die sich mit Jugendschutz im Fernsehen beschäftigten, zu der ersten europäischen Jugendschutztagung nach Berlin eingeladen. Ziel war es dabei vor allem, eine Bestandsaufnahme über die unterschiedlichen rechtlichen Voraussetzungen in den jeweiligen Ländern zu erstellen und die Kriterien in den unterschiedlichen Feldern des Jugendschutzes wie Gewalt oder Sexualität zu vergleichen. Dabei stellte sich bald heraus, dass die Wirkungsrisiken in den europäischen Ländern äußerst unterschiedlich gewichtet werden. Während die nordischen Länder im Bereich sexueller Darstellungen selbst dann sehr liberal sind, wenn diese explizit dargestellt werden, handeln sie extrem sensibel, wenn medial auch nur ansatzweise für Alkohol oder Zigaretten geworben wird. In Großbritannien ist man mit Alkohol großzügiger, dafür aber bei vulgären Ausdrücken (Bad Language) äußerst kleinlich. In Frankreich gibt es für Kinospielefilme eine Vorlagepflicht bei der französischen Commission de classification des oeuvres cinématographiques, die dem Kulturministerium unterstellt ist und auch für Filme gilt, die nur vor Erwachsenen vorgeführt werden sollen. Das klingt zunächst einmal ziemlich streng, in der Praxis gibt diese Stelle aber so gut wie alle Filme (über 90 %) ohne Altersbeschränkung frei. Denn in Frankreich ist man der Meinung, dass ein Film ein Werk der Kunst sei und deshalb per se frei sein muss. Nur in gravierenden Fällen wird eine Beschränkung ab 12 Jahren und bei besonders harter Gewalt ab 16 Jahren ausgesprochen. Eine Beschränkung ab 18 Jahren ist zwar rechtlich möglich, wird aber aufgrund einer Anordnung des Ministeriums schon seit Jahren nicht mehr ausgesprochen.

Insgesamt stellte sich heraus, dass die Unterschiede so groß waren, dass eine gemeinsame europäische Prüfung oder eine Anerkennung der Altersfreigaben in den anderen Ländern in absehbarer Zeit nicht infrage kam. Im Bereich des Kabel- und Satellitenfernsehens erwies sich die unterschiedliche Handhabung des Jugendschutzes dann auch nicht als so dramatisch, wie zunächst befürchtet, weil zwar eine unüberschaubare Flut von Kanälen aus dem Ausland über Astra in allen europäischen Ländern empfangbar ist, die Zuschauer aber wohl schon aufgrund der Sprachunterschiede nur selten ausländische Fernsehangebote nutzen. Stattdessen erweist sich das Internet zunehmend als internationales Problemfeld. Aber nach den Erfahrungen mit der Zusammenarbeit im Bereich „Film und Fernsehen“ scheint eine einheitliche europäische Position des Jugendschutzes zum Internet in weiter Ferne. Ein großer Teil der Länder hält das Netz für nicht regelbar und verzichtet auf Lösungsvorschläge. Dennoch wird die

1996 in Berlin begonnene europäische Konferenz jährlich von einem anderen Land weitergeführt. Denn der Austausch über die Unterschiede – darüber sind sich alle einig – ist eine wichtige Voraussetzung dafür, dass man überhaupt früher oder später über eine einheitliche Lösung nachdenken kann.

Ein Blick in die Zukunft

Wir haben also eine ganze Menge geschafft. Aber die eigentlichen Herausforderungen stehen noch bevor. Gegenwärtig wird ein neuer Jugendmedienschutz-Staatsvertrag diskutiert, und es zeigt sich, dass es immer schwieriger wird, den Jugendschutz, so wie wir ihn kennen, in Zukunft aufrechtzuerhalten. Wenn wir weiterhin jugendbeeinträchtigende und unzulässige Inhalte in Prüfungen identifizieren und anschließend bestimmten Vertriebsbeschränkungen oder gar Verboten unterwerfen wollen, stellen sich aus meiner Sicht folgende Fragen, die wir dringend diskutieren müssen:

Wie gehen wir damit um, dass wir weiterhin Kino, DVD und Fernsehen mit hohem Aufwand regulieren, während dieselben Inhalte mehr oder weniger frei für jeden im Internet zugänglich sind? Diese Frage stellt nicht nur jeder Jugendliche, sondern inzwischen auch – ein wenig mitleidig – jeder Journalist. Wir kommen also nicht darum herum, nachvollziehbare Argumente zu formulieren, wenn wir bei diesem Handeln bleiben.

Faktisch sind Jugendschutzprogramme mit all ihren Schwächen die einzige Chance, Jugendschutz im Internet zumindest bei den Jüngeren einigermaßen durchzusetzen. Hier müssen wir uns fragen: Wenn wir solche Programme wollen, haben wir wirklich alles getan, um sie funktionstüchtig zu machen? Haben wir gemeinsam alles versucht, um für diese Programme zu werben? Haben der Staat und die Anbieter genügend investiert, um die Jugendschutzprogramme zu optimieren oder dienen sie mehr als Fiktion, dass scheinbar alles ganz gut geregelt ist?

Meine These ist, dass Jugendschutz als kulturelle Grenzziehung viel stärker in der Gesellschaft akzeptiert wird, als wir denken. Dabei weiß jeder, dass seine eigentliche Zielsetzung der Beschränkung von Zugänglichkeit schon lange nicht mehr funktioniert. Aber die Grenzen haben eine wichtige Thematisierungsfunktion. Würden also sehr viel mehr Jüngere ins Kino gehen, wenn die FSK-Freigaben eine Altersgrenze ohne gesetzliche Absicherung wären? Ich glaube, der Jugendschutz wäre gut beraten, neben den rechtlichen Vertriebsbeschränkungen ein Informations- und Empfehlungssystem zu entwickeln, zu erproben und breit auszubauen. Wenn dies eines Tages gut funktioniert, kann man dann irgendwann möglicherweise auf die rechtlichen Grenzen verzichten.



Sabine Frank, Leiterin Bereich „Jugendschutz und Medienkompetenz“ der Google Germany GmbH

Als das Privatfernsehen vor 30 Jahren die Medienlandschaft Deutschlands auf den Kopf gestellt und eine breite gesellschaftliche Debatte um Qualität, Geschmack und Quote ausgelöst hat, war die Übertragung des bereits bewährten Systems der Freiwilligen Selbstkontrolle von der Leinwand auf den Bildschirm nur folgerichtig. Seit inzwischen 20 Jahren ist die FSF nicht nur verantwortungsvolle Prüfinstanz, sondern vor allem kritischer Begleiter, hinterfragender Forscher, anstoßender Pädagoge, anerkennender Förderer und souveräner Berater. Ich gratuliere herzlich zum Jubiläum und danke der FSF für die wichtige Arbeit in den Prüfungsgremien sowie für die gute Zusammenarbeit bei gemeinsamen medienpädagogischen Projekten. Alles Gute für die weiteren Jahre, bleibt eine starke und kompetente Stimme für Jugendschutz und Medienkompetenz.



Prof. Dr. Jürgen Grimm, Professor am kommunikationswissenschaftlichen Institut der Universität Wien

Die Freiwillige Selbstkontrolle Fernsehen hat seit ihrem Bestehen wesentlich zur Qualität der deutschen Medienprüfpraxis beigetragen, indem die Prüfkriterien auf der Basis wissenschaftlicher Untersuchungen optimiert, die Prozeduren der Prüfpraxis professionalisiert und die Contentanbieter in die Lage versetzt wurden, bereits im Vorfeld bei der Produktion Jugendschutzbelange zu berücksichtigen. Insofern zeigt sich der Erfolg nicht nur und in erster Linie in der Anzahl von Beanstandungen, sondern in der Anpassungsleistung des Mediensystems als Ganzem an die Ziele des Jugendschutzes. Der FSF ist es zu verdanken, dass heute bei den privaten Fernsehanbietern Jugendschutz nicht primär als eine störende ethische Einflussgröße der Geschäftstätigkeit verstanden wird, sondern als Gebot des aufgeklärten Geschäftssinnes, dessen Beachtung zur langfristigen Erfolgssicherung gehört. Gerade das Ineinander von Ethik und ökonomischer Berechenbarkeit hat die Effizienz des Jugendschutzes wesentlich gesteigert.

Eher eine Frage der öffentlichen Wahrnehmung

Kritik an Gewaltdarstellungen war überzogen

Airwolf, *Power Rangers*, indizierte Filme, US-Krimiserien oder *Schulmädchen-Reporte* nach 23.00 Uhr: Das Fernsehprogramm der neuen Privaten, so schien es zu Beginn der 1990er-Jahre, setzte vor allem auf Sex und Gewalt, um die Zuschauer auf sich aufmerksam zu machen. Als Reaktion auf diese massive Kritik gründeten die Sender 1994 die Freiwillige Selbstkontrolle Fernsehen (FSF). Dr. Helmut Thoma war damals Geschäftsführer von RTL und hat den Gründungsprozess unterstützt. *tv diskurs* sprach mit ihm.



Sie hatten als Geschäftsführer von RTL schon früh immer wieder einmal Probleme mit den Jugendschutzbestimmungen. Wann ist Ihnen zum ersten Mal klar geworden, welche Rolle Jugendschutzregeln im deutschen Fernsehen spielen?

Da ich schon sehr lange in diesem Business tätig bin, kenne ich die ganzen Diskussionen schon seit ewigen Zeiten. Ich habe 1966 beim Österreichischen Rundfunk angefangen und war dort ab 1968 Justiziar. Damals ging es in Österreich um die Freigabe der Pornografie mit entsprechenden Untergangsszenarien, die man in dem Zusammenhang an die Wand gemalt hat. Sehr direkt bin ich mit dem Thema „Jugendmedienschutz“ dann ab 1984 bei RTL in Berührung gekommen. Unsere lieben öffentlich-rechtlichen Kollegen haben uns natürlich sofort in die Schweinenecke stecken wollen, was natürlich gegenüber Mitbewerbern auf der Hand liegt. In Österreich jedenfalls geht man mit all dem etwas pragmatischer um. Viele Dinge werden hier in Deutschland viel erbitterter diskutiert, dann aber auch plötzlich wieder komplett vergessen.

Können Sie sich noch an Ihren ersten Jugendschutzfall bei RTL erinnern?

An den tatsächlich ersten Fall kann ich mich nicht mehr erinnern, aber es gibt ein paar Dinge, die mir im Gedächtnis geblieben sind. So etwa eine Art erste Reality-Story, bei der gezeigt wurde, wie jemand von einer Brücke gesprungen ist. Im Nachrichtenbereich wurde damals viel darüber diskutiert, ob man so etwas zeigen könne. Interessanterweise hat das ZDF es dann auch ausgestrahlt – und zwar haben die den Fall bis zum Boden gezeigt, während es bei uns nur einen kurzen Ausschnitt zu sehen gab. Ein Aufreger war auch eine Sendung aus der Show Alles Nichts Oder?! mit Hella von Sinnen, in der sie eine Art Wassernixe gespielt hat, die in einem Becken einen nackten Mann – und speziell sein „bestes Stück“ – geangelt hat. Darüber hat sich damals sogar der Kardinal von München empört, weil er es als pornografisch erachtet hat. Dabei ist es so harmlos-lustig, dass man es heute getrost im Jugendprogramm zeigen könnte.

Auch die Sendung von Erika Berger Eine Chance für die Liebe hat damals als erster öffentlicher Talk über intime sexuelle Fragen für Aufregung gesorgt ...

Oh ja, das hätte ich fast vergessen. Das war ja eigentlich nichts anderes als eine Radiosendung, die wir damals einmal mit Ruth Westheimer gemacht hatten. Mit ihr konnten wir eine regelmäßige Fernsehsendung aber nicht realisieren, weil sie an New York gebunden war. Frau Westheimer hatte mir Erika Berger empfohlen, mit der sie einige Veranstaltungen der damaligen Illustrierten „Neue Revue“ gemacht hatte. Sie hat mir gut gefallen und ich habe sie engagiert. Im Grunde genommen war das eine Beratungssendung, aber es war schon spannend, was da so alles an Fragen gekommen ist.

Die privaten Sender hatten einerseits mit den Freigaben der Freiwilligen Selbstkontrolle der Filmwirtschaft (FSK) zu tun und andererseits standen sie unter der Aufsicht der Landesmedienanstalten. Wie erinnern Sie das damalige Verhältnis?

Interessanterweise war die veröffentlichte Meinung oft viel gravierender und dramatischer als die Reaktion der Landesmedienanstalten. Wir haben z. B. nie eine formale Beschwerde erhalten. Die Diskussionen drehten sich vor allem darum, dass man den Privaten vorwarf, immer mehr Gewalt zu zeigen. Die simple Ursache dafür war, dass wir sehr viele amerikanische Filme eingekauft hatten und die Amerikaner eben ein anderes Verhältnis zu Gewalt haben als wir. Dort kann man quasi Frauen in Großaufnahme in Einzelteile zerlegen, aber man darf den Nippel nicht zeigen, sonst bricht eine Katastrophe los. Davon abgesehen haben wir schon recht bald gemerkt, dass das deutsche Publikum keine Gewaltorgien sehen wollte. Man vergisst immer, dass ein so hohes Maß an Gewalt für den Zuschauer eher irritierend ist. Die beliebtesten Sendungen waren damals solche, in denen es nicht einmal Ansätze von Gewalt gab.

Hatten Sie das Gefühl, dass die Sender von der Aufsicht gleichberechtigt behandelt wurden?

Ich denke, das war einigermaßen gleichberechtigt. Wir waren insofern in einer etwas schwierigeren Lage, weil wir nicht über diesen gigantischen Filmvorrat von Leo Kirch verfügten, der ja selbst einmal gesagt hat, dass er mit „15.000 Stunden Fernsehprogramm“ gestartet ist, die er durch die besondere Stellung beim ZDF und auch bei der ARD bekommen hat. Wir dagegen sind mit zwölf Filmen gestartet.

Die öffentlich-rechtlichen Sender sind nicht Teil des Systems der „regulierten Selbstregulierung“, sondern haben ihre eigenen Gremien ...

... Was ich, offen gesagt, für absoluten Schwachsinn halte, da Jugendschutz universell ist. Wenn ich mich dafür entscheide, die Jugend schützen zu wollen, dann kann ich das nicht vom Anbieter abhängig machen. Zudem sind diese Gremien der Öffentlich-Rechtlichen im Grunde nichts anderes als Gesellschafterversammlungen, die den Sendern natürlich nichts tun. Ich habe das in meiner Zeit beim ORF selbst gesehen. Beim ZDF z. B. gibt es den Freundeskreis der CDU und einen der SPD, und wenn es auf wirklich entscheidende Dinge ankommt, dann kann man da durchgehen, wie Moses das Rote Meer durchquert hat: trockenen Fußes. Mich ärgert das ewige Gerede von gesellschaftlich relevanten Gruppen – als gäbe es diejenigen, die nicht parteipolitisch gebunden sind.

Die Aufsicht über das private Fernsehen lag damals bei den Landesmedienanstalten. Wie sind Sie mit denen klargeworden?

Mit den Landesmedienanstalten sind wir im Großen und Ganzen gut zurechtgekommen. Die meisten Beschwerden kamen immer von Institutionen wie den Kirchen, die sich vor allem oft über unsere Comedyreihe Samstag Nacht aufgeregt haben – eine Sendung, die, wenn man sie mit der heutigen heute-show vergleicht, verhältnismäßig harmlos war. Ansonsten war, soweit ich mich erinnere, die veröffentlichte Meinung weitaus kritischer und gravierender als die Reaktion der Landesmedienanstalten. Wir haben immer versucht, uns an die Regeln zu halten, wir haben nie einen Porno gesendet, im Gegensatz zu SAT.1, die einmal versehentlich die Bänder vertauscht und die Originalfassung eines erheblich gekürzten Pornofilms gezeigt haben. Das wurde zwar immer behauptet, RTL oder überhaupt das private Fernsehen hätte so viele Gewaltdarstellungen ausgestrahlt, aber die beliebtesten Sendungen waren damals wie heute solche, in denen es nicht einmal Ansätze von Gewaltdarstellungen gab. Manche haben eben das Hobby, jeden Schlag und jeden Schuss zu zählen. Und aus dem Ergebnis schließen sie, dass die Gesellschaft immer aggressiver, gewalttätiger und sexuell verkommener wird.

1993 gab es zwischen RTL, Vertretern der Kirch-Gruppe und dem Verband Privater Rundfunk und Telemedien (VPRT) eine Einigung darüber, die Freiwillige Selbstkontrolle Fernsehen (FSF) zu gründen. Was war der Grund dafür?

Es ging uns darum, ein bisschen die Luft aus dieser Diskussion herauszulassen. Wir haben das nicht nur mit Blick auf die Politik und Öffentlichkeit gemacht, sondern auch, um den Werbetreibenden entgegenzukommen. Wir haben zwar nie Werbetreibende gehabt, die tatsächlich interveniert hätten, aber insgesamt erschien es uns ratsam, der öffentlichen Kritik etwas entgegenzustellen. Heute hat sich die Situation vielleicht geändert, aber grundsätzlich ist es richtig, auch gegenüber den Sendern ein Bewusstsein für die Sensibilität der Öffentlichkeit zu schaffen.

Inzwischen hat das Fernsehen mächtig Konkurrenz durch das Internet bekommen ...

Da widerspreche ich Ihnen heftig. Das sehe ich überhaupt nicht so. Warum verbringen die jungen Leute denn so viel Zeit im Internet? Weil sie im Fernsehen nichts für sie Interessantes geboten bekommen. Die Öffentlich-Rechtlichen kümmern sich überhaupt nicht mehr um sie und die Privaten sind für sie auch nicht so interessant, weil diese lieber auf das mittlere Alter abzielen, wo sie das größte Publikum erreichen. Deshalb versuche ich gerade, einen neuen Sender zu gründen, NIX TV, mit dem die junge Generation etwas anfangen kann. Ich glaube, im Gegenteil, das Fernsehen wird sogar noch zunehmen. In absehbarer Zeit wird es weitere maßgebliche technische Neuerungen geben, durch die das Fernsehen noch dominanter werden wird. Internet ist heute noch getrennt über den Computer nutzbar, aber irgendwann wird das ineinander übergehen.

Das Interview führte Prof. Joachim von Gottberg.



Folker Hönge, Ständiger Vertreter der Obersten Landesjugendbehörden bei der Freiwilligen Selbstkontrolle der Filmwirtschaft (FSK)

Hajo von Gottberg und ich waren von 1987 bis 1994 Kollegen als Ständige Vertreter der Obersten Landesjugendbehörden bei der FSK. Eine spannende Zeit, die sich noch fast zehn gemeinsame Jahre im FSF-Kuratorium fortsetzte. Die Arbeit in der FSK war Voraussetzung dafür, eine ähnlich gelagerte Selbstkontrolle auch im Rundfunkbereich zu etablieren. Die FSF wurde aus der Taufe gehoben und ist nicht mehr wegzudenken. Anspruchsvolle Prüferfortbildungen, das Tagungskonzept *medien impuls*, das inhaltlich weit über die Arbeit einer Selbstkontrolle hinausreicht, und die Herausgabe der Fachzeitschrift *tv diskurs* sind Markenzeichen der FSF. Spannend wird es auch in der Zukunft, wenn es um die Struktur der Selbstkontrolle und der Aufsicht im differenzierten Medienbereich geht. Hier sind die Selbstkontrollen und ihre Zusammenarbeit gefordert. Ich wünsche Hajo von Gottberg und allen Kolleginnen und Kollegen der FSF weiterhin eine so erfolgreiche und wirkungsvolle Arbeit wie in den vergangenen zwei Jahrzehnten.

Jacqueline Kraege, Chefin der Staatskanzlei in Rheinland-Pfalz

Moderner Jugendschutz heißt heute, dass nicht nur eine regulatorische Anpassung an die konvergente Medienwelt erfolgt, sondern dass daneben auch die Medienkompetenz erweitert wird und ein funktionierender technischer Jugendschutz durch eine effektive Jugendschutzsoftware ausgebaut werden muss. Die FSF trägt als freiwillige Selbstkontrollenrichtung dafür Sorge, dass die Fernsehangebote für bestimmte Altersgruppen und damit altersgerecht klassifiziert werden. Beim Fernsehen müssen Kinder und Jugendliche, insbesondere wegen der Suggestivkraft des Fernsehangebots, besonders geschützt werden. Das Fernsehen ist weiterhin Leitmedium und kann bei bestimmten Angeboten dazu führen, dass Kinder und Jugendliche nicht mehr zwischen Fiktion und Wirklichkeit unterscheiden können. Daher ist ein effektiver Jugendschutz, wie er von der FSF betrieben wird, unabkömmlich. Der Jugendmedienschutz steht vor großen Herausforderungen, auch im Fernsehbereich. Insbesondere die stetig wachsende Konvergenz, vor allem mit Blick auf Hybrid-TV, fordert flexible regulatorische Maßnahmen. Wir als Vorsitzland der Rundfunkkommission sind davon überzeugt, dass die FSF und alle anderen Einrichtungen der Freiwilligen Selbstkontrolle diese Aufgaben zukunftsgerichtet meistern werden.



Dieter Czaja

FSF: 20 Jahre effektiver Jugendschutz

Die Freiwillige Selbstkontrolle Fernsehen (FSF) feiert ihren 20. Geburtstag. Darauf können alle Beteiligten – Geschäftsführer, das gesamte FSF-Team, das Kuratorium, die Prüfer, aber auch die Mitgliedsunternehmen – stolz sein. Die beiden Jahrzehnte waren und sind durch eine atemberaubende Entwicklung von Technik und Angeboten im Bereich der elektronischen Medien bestimmt. Dies war und ist eine große Herausforderung. Zusätzlich musste sich die FSF besonders in ihren Anfangsjahren immer wieder auch mit fehlender Unterstützung von Aufsicht und Länderbehörden auseinandersetzen. Selbstkontrolle und Aufsicht wurden nicht als sinnvolles Miteinander verstanden, sondern vor allem als Konkurrenz. Dieses Jubiläum möchte ich zum Anlass nehmen, daran zu erinnern, was wir gemeinsam in den zwei Jahrzehnten erreicht haben. Auch daraus werden wir Kraft und Zuversicht schöpfen können, um gegenwärtige und zukünftige Herausforderungen zu meistern.

Viele unserer jungen Kollegen haben es nicht miterlebt: Anfang der 1990er-Jahre entwickelte sich das erst in den 1980er-Jahren gestartete private Fernsehen durch schnell wachsende technische Reichweite und Marktanteile in einem immer rasanteren Tempo. In dieser Phase der Entwicklung des Fernsehmarktes gelangten u. a. Filme ins Programm, die bis dahin nur auf DVD oder in Bahnhofskinos zu sehen gewesen waren. Dies führte vor dem Hintergrund der gesellschaftspolitischen Situation des mit der Wiedervereinigung bedingten Umbruchs und eines ebenso rasanten Quotenverfalls des öffentlich-rechtlichen Fernsehens zu einem wachsenden Druck der Politik auf die privaten Programmanbieter. Zunächst wurde im Branchenverband VPRT als Antwort auf die immer lauter werdende Kritik eine freiwillige Selbstverpflichtung im Sinne einer „Konvention der Verantwortung“ (Kodex zum Umgang mit der Darstellung von Gewalt und Sexualität) vorbereitet. Als sich im Verlauf

der Gespräche mit den Ländern aber zeigte, dass diese Maßnahme als nicht ausreichend betrachtet wurde, gründeten die privaten Programmanbieter in einer großen Kraftanstrengung und unter zeitlichem Druck als unabhängige Prüfinstitution die Freiwillige Selbstkontrolle Fernsehen e. V. (FSF). Dem lag die Einsicht des Gesetzgebers zugrunde, dass die Landesmedienanstalten, die ja aus verfassungsrechtlichen Gründen nur nach der Ausstrahlung tätig werden können, die von den Ländern gewünschten Fortschritte im Jugendschutz nicht herbeiführen konnten.

Eine meiner bleibenden Erfahrungen aus den vergangenen 20 Jahren ist, dass die Ländergesetzgebung der Medienentwicklung dauernd hinterherläuft, wo sie doch durch kluge regulatorische Rahmenbedingungen eine ganz entscheidende Voraussetzung für erfolgreiche Selbstkontrolle bereitstellt.

So verlangte am 14. Februar 1996 das Europäische Parlament: „Die Fernsehveran-

Annette Kümme, SVP Governmental Relations & Regulatory Affairs bei der ProSiebenSat.1 Group

20 Jahre FSF – der Jugendschutz im privaten Rundfunk ist erwachsen geworden. Vom Verein zur Bündelung der Interessen und reiner Diskussionsplattform zur anerkannten Selbstkontrollereinrichtung mit Entscheidungskompetenzen und zum gefragten Berater und Ansprechpartner auch für Politik und Regulierung.

Wenn ich FSF höre, fällt mir sofort Hajo von Gottberg ein. Gab es eine FSF je ohne ihn? Unvorstellbar, denn er hat den Weg bereitet, mit *medien impuls* wissenschaftliche Maßstäbe gesetzt und das Verständnis – auch der Sender – in Jugendschutzfragen geprägt. Die FSF hat für, mit und mittelbar auch in den Sendern das Selbstverständnis für jugendschutzrechtlich diffizile Fragen geformt. Zudem hat sie mit dafür gesorgt, dass TV aus Jugendschutzgesichtspunkten kaum noch aufgeregte Streitthemen hervorruft. Moderner Jugendmedienschutz heißt heute konvergenter Jugendschutz. Die FSF muss weiter gestärkt werden – mit dem Ziel, dass wir als Anbieter EINE bindende Jugendschutzbewertung von EINER Jugendschutzeinrichtung für EINEN Inhalt erhalten.



Prof. Dr. Michael Kunczik, Professor (em.) für Kommunikationswissenschaft an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz

Auch in Zukunft wird die Grundfrage verantwortungsvollen Jugendschutzes bleiben, zwischen persönlicher Freiheit (ungestörter Persönlichkeitsentwicklung und -entfaltung) des Einzelnen einerseits sowie dem Schutz vor negativen Medienwirkungen andererseits zu entscheiden, was auch den Schutz anderer bzw. der Gesellschaft beinhaltet.

Die Basis verantwortungsbewussten Jugendschutzes ist die ethische Entscheidung, die Werte – wie die freie Persönlichkeitsentwicklung und eine demokratische Gesellschaft – ins Zentrum stellt. Diese schwierige Aufgabe wird durch den schnellen technologischen Wandel, der auch neue Probleme der Medienwirkung mit sich bringt, nicht erleichtert. Für den Jugendschutz besteht auch in Zukunft eine grundlegende Schwierigkeit darin, dass Jugendschutzmaßnahmen nur sehr langsam und kumulativ wirken, d. h.: Erfolge sind nur langfristig erkennbar. Spektakuläre Erfolge des Jugendmedienschutzes, die sich als aktuelle, spektakuläre Nachrichten verkaufen lassen, wird es auch in Zukunft nicht geben. Die Erfolge werden nur schwer kurzfristig quantifizierbar sein. Das heißt aber nicht, dass Jugendschutz unwirksam ist. Das Gegenteil ist der Fall: Die gesellschaftliche Bedeutung des Jugendschutzes wird steigen.



Hans Meiser, Radio- und Fernsehmoderator und Journalist

Als das Privatfernsehen zum ersten Mal 1984 ausgestrahlt wurde, war von Selbstkontrolle noch gar nicht die Rede. Und – ich denke, eine solche Kontrolle war in den ersten Jahren zunächst einmal auch nicht nötig. Später dann schon. Denn mehr Geld für das Programm, mehr Sendestunden, weitaus mehr Sender, vielleicht somit auch mehr „Ideen“ – da kann der Strom der Kreativen schon einmal über die Ufer schwappen.

Und heute: 30 Jahre später und 20 Jahre nach der Gründung der FSF?

FSF bedeutet für mich: Ideen kannst Du viele haben, aber klopfe sie daraufhin ab, ob Du anderen (und auch Dir) mit der Verwirklichung jeder Idee tatsächlich einen Gefallen tust. Und natürlich hat die FSF viel erreicht. Auch wenn immer und immer wieder versucht wird – übrigens nicht nur von den privaten Sendern –, diese selbst gesteckten Kontrollmechanismen zu unterlaufen. Nicht zuletzt gerade auch vom und durch das Internet. Ich wünsche der FSF, dass auch in den nächsten – nicht nur – 20 Jahren alle gemeinsam und freiwillig die gesetzten Grenzen einhalten und dadurch mithelfen, dass der Strom der „Kreativen“ nicht über die Ufer schwappt.

stalter ergreifen geeignete Maßnahmen zur Schaffung von Selbstkontrollen, die sich aus Sachverständigen (Pädagogen, Medienexperten) zusammensetzen und den Auftrag haben, den Inhalt der Sendungen vor ihrer Ausstrahlung zu kontrollieren, um Minderjährige vor übermäßiger Gewalt oder Pornographie zu schützen.“ Damit hatte die EU das FSF-Modell bereits zwei Jahre nach deren Gründung für ganz Europa empfohlen. Dem vorausgegangen waren verschiedene Veranstaltungen, in denen der internationale Erfahrungsaustausch angestoßen werden sollte. Auch im Bericht zur Lage des Fernsehens für den Bundespräsidenten (die sogenannte Weizsäcker/Mahrenholz-Kommission) aus dem Jahr 1995 wurde die zentrale Rolle der Selbstkontrolle für das Fernsehen hervorgehoben: „Der wesentliche Vorteil der Selbstkontrolle liegt zum einen in der Abwesenheit von staatlicher Reglementierung, zum anderen in der Möglichkeit, bereits vor Ausstrahlung der Sendung tätig werden zu können.“

Ende der 1990er-Jahre zeigte sich immer deutlicher, dass der damalige rechtliche Rahmen für die FSF nicht ausreichend war. Selbst Medienjournalisten, die die Entwicklung der FSF z. B. in „epd“ kritisch begleitet hatten, sahen inzwischen das Potenzial und die erfolgreiche Arbeit der FSF, so beispielsweise Volker Lilienthal und Claus Morhart:

„Ins Leben gerufen zwar von den Veranstaltern selbst, und wenn auch nur, um seinerzeit drohenden schärferen gesetzlichen Regelungen zuvorzukommen, von diesen aber doch mit der Freiheit ausgestattet, allein nach fachlicher Notwendigkeit zu handeln, hat die anfangs skeptisch als ‚Feigenblatt‘ bäugte FSF inzwischen bewiesen, dass sie ihren Kontrollauftrag ernst nimmt. Und zwar ganz anders als herkömmliche Rundfunkgremien. Bei der FSF bleibt es nicht bei folgenlosen Monita, sondern es führt zu harten Schnitt-Auflagen oder Sendezeit-Auflagen.“

Für die „epd“-Autoren ist die FSF das „wohl effektivste Selbstkontrollorgan in Deutschland“. Ihre Begründung: 1. Es geht immer um den Einzelfall und sehr konkret um das Programm. 2. Fachleute – Pädagogen ebenso wie Filmkundige – arbeiten als Prüfer. 3. Deren Urteile haben Folgen, weil nicht nur die Satzung die Befolgung nahelegt, sondern auch alle übrigen FSF-Mitglieder, also: konkurrierende Privatsender, sofort denjenigen Wettbewerber sanktionieren würden, der die

Auflagen der FSF nicht befolgt. Im Gegensatz zu konventionellen Aufsichtsgremien, die sich auf Kontrolle in Form von Empfehlungen, höchstens Beanstandungen beschränken müssen, haben FSF-Feststellungen die direkte Wirkung einer Korrektur von Fehlentwicklungen.“

Als Fehler erwies sich jedoch, dass das Verhältnis zwischen Aufsicht und Selbstkontrolle im damaligen Rundfunkstaatsvertrag nur unzureichend geregelt war. Prüfergebnisse der FSF konnten von den Landesmedienanstalten problemlos aufgehoben werden. Und da sie sich in der Öffentlichkeit gerne als die „strenger“ Jugendschützer darstellen wollten, haben sie in etwa 30 % der kritischen Fälle anders entschieden als die FSF. Die Folge: Bei den Sendern setzte sich der Eindruck durch, dass das Risiko einer Beanstandung nach einer Freigabe durch die FSF besonders groß war; sie legten deshalb immer weniger Sendungen vor. Diese mangelnde Vorlagebereitschaft warfen die Medienanstalten wiederum der FSF vor und sahen darin einen Beweis für deren Wirkungslosigkeit. Bei den Sendern wuchs angesichts dieser Situation der Zweifel, ob sich vor diesem gesetzlichen Hintergrund das Engagement in Sachen Selbstkontrolle überhaupt lohnt.

Die Medienpolitik erkannte jedoch dieses Problem und entschloss sich, im Rahmen der Neuordnung der Kompetenzen von Bund und Ländern die Freiwilligen Selbstkontrollen der Anbieter gegenüber der Aufsicht zu stärken. Das Ergebnis: der Jugendmedienschutz-Staatsvertrag (JMStV). „Anerkannten Einrichtungen der Freiwilligen Selbstkontrolle wird ein Entscheidungsrahmen zugebilligt, der durch die Medienaufsicht nur begrenzt überprüfbar ist“, heißt es in der Begründung zum Staatsvertrag.

Heute, mehr als zehn Jahre später, erinnere ich mich, bei dem wenig durchdachten Versuch, den JMStV an die Konvergenz von Internet und Fernsehen heranzuführen, an die Querelen, die es vor der Verabschiedung des Staatsvertrags und der Anerkennung der FSF durch die Kommission für Jugendmedienschutz (KJM) gab, und es verdichtet sich der Eindruck, dass notwendige gesetzliche Anpassungen und Änderungen nicht durch vernünftige Gespräche, sondern nur durch öffentlichen Druck erreicht werden können. Der erste Entwurf zu einer Novellierung des

JMStV im Februar 2014 war für alle eine große Enttäuschung. Großspurig wurde angekündigt, der Medienkonvergenz Rechnung tragen zu wollen, tatsächlich sollten nach dem Entwurf ausschließlich die nach dem Jugendschutzgesetz arbeitenden Selbstkontrollen auch für den Onlinebereich zuständig werden, an eine Anerkennung der FSF-Freigaben für den Fall, dass Fernsehfilme später im Kino oder auf DVD veröffentlicht werden, wurde nicht gedacht. Neben der Unfähigkeit, die institutionellen Strukturen und Zuständigkeiten im Jugendmedienschutz den veränderten Verbreitungswegen und Märkten anzupassen, fehlt eine Vorstellung davon, wie der Verfassungsauftrag zum Jugendschutz aus Art. 5 (2) in der digitalen Welt gelebt werden könnte, wenn in einigen Jahren all unsere Fernsehgeräte, PCs und iPads wahrscheinlich nur noch mit einem Router verbunden sind, der das ganze Heimnetzwerk mit dem Internet, Satellit und Kabel verbindet. Während dem Zuschauer schon heute völlig egal ist, ob Bild und Ton aus den klassischen Rundfunkvertriebswegen oder aus dem World Wide Web übertragen werden, differenzieren die Jugendschutzgesetze immer noch nach Vertriebswegen statt nach Inhalten.

Der Erfolg der FSF hat viele Gründe und wird von vielen klugen und einsatzbereiten Kolleginnen und Kollegen der Geschäftsstelle und Prüfern jeden Tag neu erarbeitet. Sie sollten dabei aus meiner Sicht auch weiterhin auf ihre Unabhängigkeit, ihre Neutralität des Blicks und eine möglichst umfassende Programmkenntnis bauen. Das Regelungsbedürfnis der Gesetzgebung von Bund und Ländern sollte mehr auf die Selbstkontrolle vertrauen und ihre Spielräume vergrößern, statt durch eigene, allzu differenzierte Regelungen Gefahr zu laufen, von der medialen Entwicklung bereits überholt zu sein, wenn das Gesetz gerade in Kraft getreten ist.

Dieter Czaja ist Jugendschutzbeauftragter bei RTL und Vorstandsvorsitzender der Freiwilligen Selbstkontrolle Fernsehen (FSF).

Wim Bekkers

20 Jahre FSF

Visionen für einen Jugendschutz der Zukunft

Zuallererst der Freiwilligen Selbstkontrolle Fernsehen (FSF) meinen herzlichen Glückwunsch zum Erreichen dieses Meilensteins und dieses Jubiläums! Ich habe im Lauf der Jahre das Privileg gehabt, als Gast an den Sitzungen des Kuratoriums der FSF teilnehmen zu dürfen und so einen sehr guten Eindruck von der Institution FSF zu bekommen. Sie besteht aus äußerst engagierten, kompetenten und gewissenhaften Menschen. Hoch motiviert, um das beste Ergebnis zu erzielen. Dies gilt nicht nur für die Mitarbeiter der FSF, sondern auch für die externen Mitglieder des Kuratoriums. Wenn ich von Hilversum nach Berlin zu einer Sitzung des Kuratoriums reise, erwartet mich eine Sitzung, auf der von engagierten Experten nachgedacht wird und in der Raum ist für Diskussion und Reflexion.

Mit 20 Jahren ist man erwachsen und steht in der Blüte seines Lebens. Und das Schöne ist, mit 20 hat man die ganze Zukunft noch vor sich! Das Nederlands Instituut voor de Classificatie van Audiovisuele Media (NICAM) ist erst 14 Jahre alt, steht also mitten in der Pubertät. Deshalb befinde ich mich in einer gewissen Verlegenheit: Was kann von einem 14-Jährigen erwartet werden, wenn das Thema „Visionen für ein Jugendschutzrecht der Zukunft“ heißt? Doch lassen Sie mich einen Wurf wagen! Denn Sie wissen: Wer nicht wagt, gewinnt nicht!

Wenn wir etwas Sinnvolles über die Zukunft des Jugendschutzrechts sagen wollen, dann kann es klug sein, in die Vergangenheit zu schauen.

Angst vor neuen Medien

Im Lauf der Jahrhunderte hat man vor den Medien immer wieder Angst gehabt. Neue Medien werden gefürchtet; sie führen zu Unruhe, Angst und Sorge. Angst vor der Aushöhlung von Standards, von religiöser und politischer Autorität. Kurz: Medien bringen Unheil und Verderben. Und sie haben eine verheerende Wirkung auf die Kinder.

Jedes Mal, wenn ein neues Bildmedium in Erscheinung tritt und populär wird, kommt es zu Bedenken gegenüber den individuellen und sozialen Veränderungen, die das Medium zur Folge haben wird. Das sahen wir in Bezug auf Bücher, Film, Fernsehen, Spiele und zuletzt beim Internet und bei Social Media. Diese Reaktionen sind sicherlich am Anfang oft heftig und emotional. Aber nach einiger Zeit, wenn die erste Aufregung sich gelegt hat, wenn das Neue daran verschwindet und sich zeigt, dass die Welt nicht untergeht, folgt in der Regel eine nüchterne Reaktion.

Die Aufmerksamkeit, die man der gesellschaftlichen Auswirkung von audiovisuellen Medien und ihren spezifischen Effekten schenkt, ist verständlich. Die audiovisuellen Medien sind buchstäblich Massenmedien, die jeder fast jeden Tag benutzt. Eine in diesem Jahr in den Niederlanden veröffentlichte Studie zeigt, dass wir von den insgesamt 1.440 Minuten pro Tag durchschnittlich 525 Minuten (36 %) schlafen, 205 Minuten (14 %) dem Medienkonsum widmen und nur 196 Minuten (13 %) mit Arbeit verbringen.

Die Geschichte zeigt, dass das Erscheinen audiovisueller Angebote zu Klassifizierungen führt, d. h. zu Prüfverfahren, die der Öffentlichkeit Altersangaben, Warnungen etc. liefern. Das sahen wir bereits beim Bücherindex und danach beim Klassifikationsbedürfnis auf den Gebieten „Film“, „Fernsehen“, „Computerspiel“ und „Internet“.

In den 1990er-Jahren führte das explosive Wachstum der audiovisuellen Angebote zu Institutionen wie FSF, der Unterhaltungssoftware Selbstkontrolle (USK) und NICAM. Eltern brauchten bei dem ständig steigenden Angebot einen Rückhalt, nämlich Instrumente, die ihnen bei der Auswahl der für ihre Kinder geeigneten TV-Programme, Spiele, Videos und Filme halfen. Denn je größer das Angebot, desto schwieriger und komplizierter die Wahl. Jetzt – 20 Jahre später – haben wir es mit einer

neuerlichen Explosion im audiovisuellen Medienangebot zu tun: online, digital, massenhaft und grenzenlos. Die Frage, mit der wir alle kämpfen, ist, wie damit umzugehen ist? Können wir überhaupt noch einen sinnvollen Beitrag zum Jugendschutz liefern?

Kinder fit machen

Lösungen: Eine Medienpädagogik, die sich zum Ziel setzt, Kinder zu klugen Medienkonsumenten zu machen, ist in diesem Zusammenhang sehr wichtig – das scheint mir offensichtlich.

Denn wenn wir Kindern das Lesen, Schreiben, Rechnen und Schwimmen beibringen und sie in die Verkehrserziehung bringen, dann ist es angesichts der großen Rolle, die die Medien spielen, vollkommen logisch, Kinder mit der Funktionsweise der Medien und ihren möglichen Risiken vertraut zu machen. Damit sie gewappnet sind.

Außerdem, und das ist die Position von NICAM, ist es wichtig, Eltern und natürlich auch Kindern einen Halt, ein Instrument an die Hand zu geben – bei ihrer Wahl der richtigen audiovisuellen Produktionen: Filme, Spiele, TV-Shows, Apps, User Generated Content etc. Online und offline, linear und nicht linear. Denn in dem Maß, wie das audiovisuelle Angebot wächst, nimmt die Bedeutung von Produktinformationen in Form von klaren, auf einen Blick zu erkennenden, kompakten Altersangaben und Inhaltsinformationen – z. B. in Form von Symbolen – noch zu. Sodass Eltern und Kinder eine wohlüberlegte Auswahl treffen können.

Ein größeres Angebot bedeutet nicht weniger Klassifizierung, sondern mehr – mit dem Ziel, der Öffentlichkeit adäquate Produktinformationen bereitzustellen.

Lösungsvorschläge

Die Frage ist, wie dies erreicht werden kann. Dazu mache ich folgende Vorschläge:

1. Das „Erdnussbutter-Prinzip“

Wir finden es in Deutschland und im übrigen Europa völlig normal, dass Lebensmitteln Informationen über ihren Inhalt beigegeben sind. Denn wir wollen wissen, was drin ist und was die Risiken sind: Zucker- und Fettgehalt, Farben, Aromen und Düfte, Zusatzstoffe mit E-Nummern usw. Oft ist diese Art von Produktinformation versteckt angebracht und kaum lesbar, aber sie ist vorhanden, weil wir sie für wichtig halten.

Ende dieses Jahres wird eine europäische Regelung in Kraft treten, die zu einer einheitlicheren und klareren Form der Produktinformation für Lebensmittel in Europa führen soll. Damit man wohlüberlegt seine Entscheidung treffen kann.



Wenn wir besorgt sind über die möglichen Risiken des audiovisuellen Angebots für unsere Kinder – ein Angebot, dessen Umfang noch immer zunimmt und bei dem Eltern und Kinder in der Lage sein müssen, eine vernünftige Auswahl zu treffen –, dann ist es in Analogie zu Lebensmitteln wünschenswert, dass auch die audiovisuellen Angebote konsequent mit sichtbaren und deutlichen Produktinformationen versehen sind. Beispielsweise in Form von gut sichtbaren Altersangaben und Symbolen, die informieren, um welche (Risiko-) Elemente es geht. In Deutschland, den Niederlanden und natürlich auch in den anderen europäischen Ländern.

2. Internationale Klassifikationstools (mit der Möglichkeit nationaler Klassifikation, zugeschnitten auf eigene Normen und kulturelle Werte. Oder – falls gewünscht – eine einheitliche internationale Klassifikation für mehrere Länder)

Derzeit gibt es drei internationale Klassifikationssysteme in Europa:

- PEGI – für Spiele: Schon seit elf Jahren ein gut funktionierendes Informationssystem für Spiele, das in mehr als 30 Ländern verwendet wird. Mit einheitlichen Kriterien und einheitlichen Klassifizierungen für beinahe ganz Europa.
- You Rate It: eine Initiative des BBFC – des British Board of Film Classification – und des NICAM zur Klassifizierung von User Generated Content (Video-Sharing-Plattformen wie YouTube, Facebook etc.). You Rate It verwendet einheitliche Kriterien und bietet Möglichkeiten für national zugeschnittene Klassifikationen.
- IARC: International Age Rating Coalition, eine globale Initiative zur Klassifizierung von Apps, mit Partnern wie USK, PEGI und ESRB. Mit global einheitlichen Kriterien und mit auf Kontinente zugeschnittenen Klassifizierungen für Apps.

Das Prinzip ist: Verantwortung wird übernommen, indem die Anbieter selbst die Klassifizierungen als Produktinformationen bereitstellen. Es geht also um eine Form der Selbsteinstufung. So wie es die TV-Sender, Film- und DVD-Distributoren im NICAM-Verband in den Niederlanden seit 14 Jahren tun. Natürlich, und das ist wichtig, nicht „einfach nur so“, sondern auf der Grundlage von Spielregeln und in Zusammenarbeit mit externen und unabhängigen Sachverständigen und unter Aufsicht professioneller Mitarbeiter. Und mit einer Beschwerderegelung für die Öffentlichkeit.

3. Institutionen wie FSE, USK, NICAM, BBFC usw. haben weiterhin eine deutlich definierte Rolle. Der Großteil der audiovisuellen Onlineangebote kann, wie angegeben, aller Wahrscheinlichkeit nach nur durch Instrumente im

Sinne der Selbsteinstufung klassifiziert werden. In Zukunft möglicherweise mit automatisierten Klassifizierungstechniken. Logistische Faktoren und die riesigen Mengen machen die Klassifizierung durch zentrale Einrichtungen praktisch unmöglich. Denken Sie nur an das UGC- und App-Angebot. Aber ein wichtiger Teil des eher professionellen Angebots, das hauptsächlich aus Filmen und TV-Programmen besteht, kann durch die professionellen Rating-Institutionen eingestuft werden. Des Weiteren spielen diese Institutionen eine Rolle im Überwachungs- und Korrekturbereich bei internationalen Selbstklassifizierungssystemen.

4. Internationales Wissenskonsortium

Die Frage, ob und in welchem Umfang und bei wem Medieneffekte auftreten, ist und bleibt relevant – und so auch ein wichtiges Forschungsthema. In vielen Ländern wird seit Jahrzehnten hierzu geforscht. Doch fehlt es oft an Klarheit, und es herrscht Verwirrung darüber, wie es mit dieser Problematik nun steht und wie auf kluge Weise zu verfahren ist. Daher schlage ich vor, ein internationales Konsortium von Medienwirkungsforschern zu schaffen – mit dem Ziel, Wissen und Informationen zur Verfügung zu stellen und auszutauschen. Und um gemeinsam Einblick zu erhalten in die Frage, was wir wissen und was wir noch nicht wissen.

5. Ein solches Wissenszentrum und -konsortium braucht eine Plattform, ein Podium. Und dieses Podium existiert bereits! Das Fundament ist vorhanden, hier in Deutschland! *tv diskurs* ist eine fantastische, einzigartige und sehr wertvolle Publikation. In jedem Quartal ist es wieder eine reiche Quelle für neues Wissen, für Reflexion, Relativierung, Tiefgang und wissenschaftliche Analyse auf dem Gebiet der Wirkung audiovisueller Medien.

Es gibt allerdings ein Problem: *tv diskurs* verdient ein viel breiteres Publikum. Denn es ist auch für Interessengruppen außerhalb des deutschsprachigen Raumes wertvoll – in Europa und darüber hinaus. Mein Vorschlag ist deshalb, *tv diskurs* zu internationalisieren und der Weltöffentlichkeit die Artikel (oder zumindest eine Auswahl davon) auf Englisch und digital zur Verfügung zu stellen. Das Ziel heißt: *tv diskurs* international!

Prof. Dr. Lothar Mikos, Professor im Studiengang Medienwissenschaft an der Filmuniversität Babelsberg KONRAD WOLF und geschäftsführender Direktor des Erich Pommer Instituts

Wer seit 1994 mit der FSF auf die eine oder andere Art verbunden ist, kennt mittlerweile die halbe Innenstadt von Berlin – jedenfalls des ehemaligen Westens. Irgendwie ist man immer mit umgezogen: von der launigen Pause im Café am Neuen See über eindeutig zweideutige Angebote High-Heel-bewehrter Damen, die vor Möbelhäusern posierten, direkt an den Büros vorbeifahrenden U-Bahnen, durch Sicherheitsfirmen stark bewachte Prüfräume bis hin zu einem eigenheimartigen Gebäude mit Blick auf den Hauptbahnhof und diverse Baustellen. Nun kann man „Am Karlsbad“ kuren, wenn man sich nicht in den schier endlosen Fluren verläuft – man könnte auch Fluchten sagen. Man weiß nicht, vor wem die FSF auf der Flucht war – vor der NSA hilft ja kein Ortswechsel –, aber nun scheint sie angekommen zu sein. Die Digitalisierung wird die Bedeutung des Fernsehens weiter steigern – und da braucht es eine starke FSF, die ihre Kraft aus der Ruhe schöpft. Alles Gute für die nächsten 20, 30, 40, 50, ... Jahre.



Elke Monssen-Engberding, Vorsitzende der Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Medien (BPjM)

Selbstverständlich gratuliere ich der FSF besonders herzlich zum 20-jährigen Bestehen. An die Entstehungsgeschichte der FSF erinnere ich mich gut, da ich zu Anfang dem Kuratorium angehört habe, das ich allerdings als KJM-Mitglied im Jahr 2003 verlassen habe oder auch musste.

Die ersten Monate der Gründung waren geprägt von langen, manchmal auch kontroversen Diskussionen – um die Kriterien der Prüfung von jugendbeeinträchtigenden, jugendgefährdenden und schwer jugendgefährdenden Medien. Da „nur“ jugendgefährdende Inhalte damals wie heute im Fernsehen ausgestrahlt werden dürfen, war die Diskussion, ab wann ein Medium die Schwelle zur schweren Jugendgefährdung überschreitet, besonders wichtig. So wichtig, wie sie es heute auch noch ist.

Alle, die im Jugendmedienschutz involviert sind, wissen, wie schwer es häufig ist, Entscheidungen zu treffen, die von allen akzeptiert oder nachvollzogen werden können. Die einen finden die Entscheidungen zu hart, die anderen zu liberal. Wichtig ist die breite Akzeptanz der Tätigkeit in der Gesellschaft und insbesondere bei den Eltern.

So kann man nur eines betonen: Der Jugendschutz brauchte im Jahr 1994 die FSF; und nach 20 Jahren ist Jugendmedienschutz ohne die FSF nicht mehr denkbar. Und so kann ich dann nur wünschen, dass diese Erfolgsgeschichte in den nächsten Jahren ihre Fortsetzung findet.



Thomas Krüger

Aufsicht, Freiwillige Selbstkontrolle, Medienpädagogik

Aufgaben für die digitale Revolution

2014 ist ein Jahr vieler 20. Jahrestage! Vor 20 Jahren schufen wir gemeinsam mit 17 anderen europäischen Staaten den größten Binnenmarkt der Welt; der Europäische Wirtschaftsraum trat in Kraft. Im selben Jahr gründeten wir zusammen mit über 100 anderen Staaten die Welthandelsorganisation WTO, die auch heute noch Handelskonflikte schlichtet und den Welt-handel koordiniert.

Ebenfalls vor 20 Jahren nahm die Freiwillige Selbstkontrolle Fernsehen (FSF), zusammen mit der Unterhaltungssoftware Selbstkontrolle (USK), ihre Arbeit auf – ein wichtiger Schritt für den Jugendmedienschutz. Es war die Leistung der Gründungsmitglieder, die verschiedenen Interessen zu bündeln und daraus eine schlagkräftige Institution zu formen. Und um schon gleich hier das berechnete Lob zu verteilen: Nicht die Selbstkontrolle, die zuerst da war oder als erste feiert, ist die wichtigere. Ich war ja als Jugend-senator von Berlin bei der Gründung der USK beteiligt und finde, dass die Kolleginnen und Kollegen dort eine hervorragende Arbeit leisten. Die FSF hat ihren Auftrag als Selbstkontrolleinrichtung aber von Anfang an noch mal auf eine ganz besondere und sehr über-zeugende Weise mit medienpädagogischen Angeboten verknüpft, welche unter den Selbstkontrolleinrichtun-gen ihresgleichen suchen.

1994 war auch das Jahr, in dem der erste legale Musikdownload erschien. Es war ein Song von Aero-smith, bezeichnenderweise mit dem Titel *Head First*. Um ihn hören zu können, nahmen die Webpioniere des Jahres 1994 einen etwa einstündigen Download in Kauf. Damit Musikdateien überhaupt digitale Ver-breitung finden konnten, musste erst ein gemeinsamer Standard entwickelt werden. Die Technologie dafür kam bekanntermaßen aus Deutschland: das MP3-Format.

Die Internetpioniere von vor 20 Jahren hatten noch keine gemeinsame Vorstellung davon, wie ihr neues Medium aussehen sollte. Unterschiedliche Ver-sionen der Websprache HTML drohten das gemeinsa-me Netz in mehrere Teilstränge zu zerfasern. Darum gründete einer von ihnen, Tim Berners-Lee, – ebenfalls 1994 – das World Wide Web Consortium (W3C). Er wollte die Webtechnologien vereinheitlichen und so eine Fragmentierung des Internets verhindern. Das W3C sollte den kleinsten gemeinsamen Nenner seiner Mitglieder finden und standardisieren. Sein Voran-treiben von Standards wie HTML beflügelte den Sie-geszug des World Wide Web. Dieses steckte heute vor 20 Jahren noch in den Kinderschuhen: Gerade einmal 2.700 Internetseiten gab es. Den Pionieren dieser Zeit ist es zu verdanken, dass sich die Zahl der Webseiten bereits bis zum Jahresende auf über 10.000 verviel-fachte.

Heute sind es zwar ein paar mehr¹, aber das Grundprinzip des World Wide Web ist dasselbe geblieben: die Verlinkung. Was 1989 mit der Open-Source-Software am CERN begann, ist zu einer Medienrevolution geworden, die weit in die Gesellschaft ausstrahlt und heute fast alle Menschen ergriffen hat. Das W3C entwickelt seitdem stetig unsere Internetstandards weiter. Und zwar nicht als eine zentrale staatliche Instanz, sondern als offener Verein und anhand offener Standards!

So unterschiedlich die Interessen aller genannten Akteure auch waren: Trotz zunächst eigener Vorstellungen haben sie sich auf gemeinsame Regeln verständigt. So konnten die auf den ersten Blick chaotisch anmutenden Neuentwicklungen ihre volle Kraft entfalten. Auch heute stehen wir vor einer gemeinsamen Herausforderung. Und zwar: Jugendschutz auch im digitalen Zeitalter zu gewährleisten. Und dafür müssen auch wir uns einigen und auf einen gemeinsamen Nenner kommen.

Als die FSF vor 20 Jahren in die Prüfpraxis gestartet ist, hat noch niemand voraussehen können, in welchem Ausmaß sich die Rahmenbedingungen für den Jugendmedienschutz seitdem veränderten. Denn in den letzten 20 Jahren hat sich unsere Medienwelt dramatisch gewandelt: Schon im Laufe der 1990er-Jahre stellte das Web 1.0 den Jugendschutz vor ein neues Problem: das der Internationalität. Über das Web versendete Inhalte machen nicht vor Ländergrenzen halt – Gesetze aber schon. Die Grenzenlosigkeit des Web stellt den nationalen Fokus des deutschen Jugendschutzsystems infrage. Jugendschutz, wie ihn die FSF im Fernsbereich in einem vorbildlichen System der Selbstklassifikation fair und effektiv durchsetzt, muss daher online neu gedacht werden.

Offlinejugendschutz setzt beim Anbieter der Inhalte an. Fernsehfilme werden von der FSF im Auftrag der Privatsender eingeschätzt, bevor sie ausgestrahlt werden. Auch die statischen Internetseiten der 1990er-Jahre wurden von ihren jeweiligen Betreibern befüllt, welche daher wie ein Privatsender für ihre Inhalte verantwortlich waren. Internetseiten waren also vergleichbar mit den herkömmlichen Massenmedien TV und Radio: ein Sender, viele Empfänger. Der Jugendmedienschutz-Staatsvertrag (JMStV) von 2003² fasste Internetdienste daher als sogenannte Telemedien mit den Rundfunkmedien zusammen und unterwarf sie Jugendschutzregeln, welche auf dem bekannten Anbieter-Ansatz beruhen. Solange die Anbieter mitspielten – und im nationalen Raum taten sie das großteils –, schien dieses System im Web 1.0 zu funktionieren.



Herausforderungen des Web 2.0

Bereits im selben Jahr, 2003, machte jedoch der Begriff vom Web 2.0 die Runde: Soziale Netzwerke wie LinkedIn und MySpace wurden gegründet, 2004 folgte Facebook³. Die sozialen Netzwerke stellten keine Inhalte mehr bereit, sondern lediglich Plattformen, auf denen sie ihren Mitgliedern alles Nötige an die Hand gaben, um selbst Autor zu sein. Das wirbelte erneut die Welt des deutschen Jugendmedienschutzes und seiner altbewährten Koregulierung durcheinander: Wenn nicht mehr einer zu vielen spricht, sondern jeder zu jedem – wer ist dann für das Gesagte verantwortlich? Wohl derjenige, der gerade spricht – aktuell sind dies bei Facebook etwa 27 Mio.⁴ Deutsche. Indem so die Grenzen zwischen Anbietern und Konsumenten aufgelöst worden sind, ist der Anbieter-Ansatz ad absurdum geführt. Für das Social-Media-Zeitalter ist der Ansatz einer Selbstklassifizierung aller Inhalte nicht mehr praktikabel.

Laut einer Verbraucherbefragung im Auftrag des Branchenverbandes BITKOM schaut inzwischen jeder dritte Bundesbürger Fernsehen lieber auf seinem PC.⁵ Nach den nationalen Grenzen und dem Anbieter-Prinzip stellt das All-in-one-Medium Internet, der große Gleichmacher, nun auch die Grenzen zwischen den Medienverbreitungswegen infrage.

Anmerkungen:

1 S.: <http://www.denic.de/hintergrund/statistiken/internationale-domainstatistik.html>

2 Der JMStV trat 2003 in Kraft, geschlossen wurde er hingegen 2002.

3 Ab 2008 auch in der deutschsprachigen Version

4 S.: <http://de.statista.com/statistik/daten/studie/70189/umfrage/nutzer-von-facebook-in-deutschland-seit-2009/>

5 Verbraucherbefragung 2011 im Auftrag des BITKOM. Abrufbar unter: <http://www.kabel-internet-telefon.de/news/20478-jeder-dritte-schaut-fernsehen-auf-dem-pc-laptop-statt-fernseher>. (letzter Zugriff: 03.06.2014)

Stefan Oelze, Geschäftsführer Seapoint Productions

Wenn ich FSF höre, fallen mir sofort die vielen engagierten und tollen Menschen ein, die bei der FSF arbeiten und prüfen, und die konstruktiven und lebendigen Begegnungen und Diskussionen, die wir hatten. Ich habe viel von Ihnen und Euch gelernt. Vielen Dank! Moderner Jugendschutz heißt heute, dem Publikum auf Augenhöhe zu begegnen und nicht nur zu schauen, wie die Dinge sein sollten, sondern auch, wie sie sind; zu verstehen, dass Fernsehen Gesellschaft abbildet, sicherlich auch zu Veränderungen beiträgt, aber längst nicht in dem Ausmaß, wie gerne kulturpessimistisch projiziert wird.

Was hat meiner Meinung nach die FSF für den Jugendschutz bewirkt?

Einen starken Realitätsbezug und viele Denkanstöße, die zu konkreten Veränderungen von Fernsehhalten führten.



Dr. Ida Pöttinger, Referentin der Landesanstalt für Kommunikation Baden-Württemberg (Bereich „Medienkompetenz, Programm, Forschung“) und 1. Vorsitzende der Gesellschaft für Medienpädagogik und Kommunikationskultur

Wenn ich FSF höre, fällt mir sofort ein, dass ich die *tv diskurs* seit Wochen in meiner Tasche herumtrage und noch viel zu wenig Zeit hatte, sie anzusehen. Ich lese diese Zeitschrift mit großem Interesse und bin froh, dass immer wieder sehr grundsätzliche Fragen angegangen werden.

Was hat meiner Meinung nach die FSF für den Jugendschutz bewirkt? Jugendmedienschutz ohne internationale oder europäische Regeln macht heute angesichts des Internets wenig Sinn. Das hat Hajo von Gottberg vor mindestens zehn Jahren bereits auf dem GMK-Forum angemerkt, als er über die unterschiedlichen Ansätze und Konzeptionen des Jugendschutzes referierte. Mir blieb besonders im Gedächtnis, dass z. B. in den USA die Darstellung von Gewalt weniger kritisch gesehen wird als die Darstellung von Erotik und Sex.

Dass kulturelle Prägung und politische Lebenseinstellungen ein wichtiger Grundstoff gesetzlicher Regulierungen sind, zeigt sich auch heute wieder bei der Diskussion um die Einführung von Filtern oder anderen Maßnahmen, die den europäischen oder internationalen Jugendmedienschutz im Netz betreffen.

Ich wünsche der FSF, dass ihre konstruktiven Konzepte in Bezug auf neue Jugendschutzregelungen Gehör finden.

Doch auf genau diesen Grenzen beruht das Konstrukt des deutschen Jugendmedienschutzes. Je nachdem, ob ein Film auf DVD erscheint, für die ARD produziert wurde, auf einem der privaten TV-Sender gesendet wird oder über Amazon vermarktet oder auf YouTube hochgeladen wurde – ganz andere Institutionen sind jeweils zuständig. In diesem Beispiel wäre entweder die Freiwillige Selbstkontrolle der Filmwirtschaft (FSK), die ARD selbst, die FSF, die Freiwillige Selbstkontrolle Multimedia-Diensteanbieter (FSM) oder wohl niemand zuständig. Für Filmfans und die unzähligen kleineren Anbieter ist das System undurchschaubar. Die Gliederung der Kompetenzen nach Verbreitungswegen hat im Offlinezeitalter noch Sinn ergeben, heute jedoch nicht mehr, da alle Inhalte auch online verbreitet werden können.

Wie können wir also diese drei Herausforderungen meistern: erstens die Internationalität der Inhalte, zweitens die Masse an Angeboten und drittens die Medienkonvergenz? Wie kann ein neues, modernes Jugendmedienschutzsystem aussehen, das auch im digitalen Zeitalter unsere Jugend vor beeinträchtigenden Inhalten schützt?

Orientierung in der Medienwelt

Die voranschreitenden Entwicklungen machen es immer schwieriger, die Idee eines restriktiven Jugendmedienschutzes durchzusetzen: ein Jugendschutz also, der zum Ziel hat, Kinder und Jugendliche vom Konsum mutmaßlich nicht für sie geeigneter Medien abzuhalten. Dieser Ansatz, der beispielsweise im Kino prächtig funktioniert, weil es dort eine Kinokasse gibt; der im Rundfunk funktioniert, weil es Sendezeiten gibt. Dieser Ansatz scheitert online an der Grenzenlosigkeit des Web.

Dabei benötigen Heranwachsende doch Orientierung in der Medienwelt. Diese verschaffen sie sich mehr und mehr selbstständig, indem sie die Medien einfach nutzen. Sie reagieren flexibel auf technische Entwicklungen und machen sich diese zunutze. Sie orientieren sich dabei an Gleichaltrigen, der sogenannten Peergroup. Heranwachsende nutzen Neue Medien viel aktiver, sinnvoller und verantwortungsvoller, als wir Erwachsenen vermuten. Natürlich sind Kinder neugierig, natürlich bringen Gleichaltrige Themen und Inhalte mit, die nicht altersgerecht sind. Und genau in diesem Prozess zwischen Coolness und eigener Schwäche sind attraktive Angebote zur Medienkompetenzförderung wichtig und würden auch angenommen werden.

Und auch, wenn wir es kaum glauben mögen: Für Kinder sind heute die eigene Entwicklung und unser modernes Leben aufregend genug. Sie sind nicht immer auf der Suche nach der Herausforderung, nach

dem Kick. Das war anders zu Zeiten, als fast alles verboten war. Heute suchen sich Kinder Inseln der Verlässlichkeit. Eine dieser Inseln ist das Kinderfernsehen. Maja Götz hat gerade in einem Interview aktuelle Zahlen genannt: 93 % der Kinder gucken Kinderfernsehen; und sie kommen zum Erwachsenen-TV, wenn sie mit der Mutter *Brennpunkt* gucken oder die *Tagesschau* läuft. Bis 12 Jahre suchen die Kinder ganz selten Sendungen für Erwachsene. Kennzeichnungen ab 16 signalisieren eher: Das macht mir Angst, was erwartet mich da, wie geht's mir damit? Und was ist die Lieblingsseite der meisten Kinder im Internet? Nein, keine Pornos oder Gewaltvideos – die Webseite ihrer Lieblingsfernsehsendung.

Jugendmedienschutz ist kein isoliertes gesellschaftliches Handlungs- und Regulierungsfeld. Mit jeder Alterskennzeichnung, mit jeder Novellierung verhandeln und entscheiden wir über Grundrechte und eine Praxis der Wahrnehmung und Ausübung, der Gültigkeit dieser Grundrechte. Und hinsichtlich der Wertigkeiten sollten wir uns gesellschaftlich vielleicht auch noch einmal verständigen. Denn auch, wenn allmählich eine Versachlichung in die Debatten um den Jugendmedienschutz Einzug gehalten hat und das „Pfeiffersche Medienfieber“ deutlich auskuriert zu sein scheint – denke ich, dass wir unsere gesellschaftlichen und politischen Prioritäten doch noch besser austarieren sollten. Die Bedeutung, die wir der Frage: „Wer schützt unsere Kinder vor Gewalt und Splatter, vor Headshots und Zombies?“ beimessen, scheint mir zumindest gegenüber den Fragen: „Wer schützt die Zukunft unserer Kinder vor einem die Grundlagen unseres Lebens bedrohenden Klimawandel?“ oder: „Wer schützt die Demokratie vor der NSA, vor der Datenkrake, vor der Totalüberwachung?“ durchaus noch einmal justierbar.

Wie können wir also einen zeitgemäßen, zukunftsfähigen und gesellschaftlich akzeptierten Jugendmedienschutz entwickeln?

Zwei Denkrichtungen stehen sich heute gegenüber: diejenigen, die auf staatliche Kontrolle, Verbote und Filterlösungen vertrauen – und diejenigen, die auf Selbstregulierung, Bildung und Kompetenzen setzen.

Erziehung zur Selbstständigkeit setzt Vertrauen voraus. Die Frage ist: Muss der digitalen Revolution nicht auch die erzieherische Revolution (in den Köpfen) folgen? Muss die Kultur des Verbotens abgelöst werden von der Kultur der Eigenverantwortung?

Wir müssen uns fragen, ob unser bisheriger Anspruch an den Jugendmedienschutz im Netz noch aufrechterhalten werden kann. Oder ob wir unsere Ziele auf das noch Machbare reduzieren sollten. Ob wir weiterhin versuchen sollten, Inhalte vor den Kindern und Jugendlichen wegzusperren. Oder ob es

Martin Rabius, ehemaliger Jugendschutzbeauftragter bei kabel eins und vormals FSF-Prüfer

Wenn ich an Jugendschutz im Fernsehen denke, fallen mir sofort die ersten Ausschusswochen und Monate der frisch gegründeten FSF ein: ein Wilder Westen frei fließender Ideen, Gutachten nach Art des eigenen Schnabels – und bis zum Horizont kaum ein Jurist! Ein Paradies also für Pädagogen, Schöngeister und Edelfedern. Ohne die FSF wäre das Fernsehprogramm nicht halb so gut. Ihre erhobenen Augenbrauen sorgen für qualitätssteigernde Selbstreinigungskräfte bei Produzenten und TV-Gewaltigen, ihre souveräne Liberalität für notwendige Durchlüftung muffig gewordener Giftschränke. Ich wünsche der FSF weiterhin so viel Schwung, Einfallreichtum und Mut wie bisher, dazu wachsende Unabhängigkeit, noch größere Anerkennung und bei ihren staatsgewaltigen Gesprächspartnern juristische Schöngeister, die den schwierigen Spagat zwischen Kontrolle und Freiheit ebenso elegant meistern wie die hier verfahrensgegenständliche Institution.

Prof. Dr. Jo Reichertz, Soziologe und Kommunikationswissenschaftler

Das erste Mal habe ich von Dieter Czaja etwas über die FSF erfahren. Ich forschte Mitte der 1990er-Jahre über die Sendung *Power Rangers* und lernte so auch Dieter Czaja, der bei RTL im Jugendbereich arbeitete, kennen. Er unterstützte mich bereitwillig bei der Recherche, stellte auch nützliche Kontakte her (auch zur FSF) und wir diskutierten wiederholt über die Notwendigkeit und die Besonderheit von Jugendschutz im Bereich „Fernsehen“. Später hat er dann das Buch *Power Rangers. Kinder brauchen Helden* (München 1997) herausgegeben, das auch heute noch von Bedeutung ist. Wie wird der Jugendschutz im Medienbereich in zehn Jahren aussehen?

Der Jugendschutz wird sicherlich sehr viel stärker auch über die Neuen Medien organisiert sein. Eltern wie Jugendliche werden aktiver nach Informationen suchen. Und man wird stärker danach fragen, nach welchen Kriterien beurteilt wird und weshalb diese Kriterien (noch) sinnvoll sind.

Ich wünsche der FSF, dass sie auch in Zukunft so neugierig, prägnant und informiert bleibt, wie sie es bislang war. Vor allem erhoffe ich, dass die Zeitschrift *tv diskurs* ihre Bedeutung noch weiter ausbauen kann.



klüger wäre, ihnen das Handwerkszeug an die Hand zu geben, damit sie eigenverantwortlich unangemessene Inhalte erkennen und vermeiden. Ein solcher Jugendschutz würde nie gegen den Willen der Heranwachsenden arbeiten, sondern stets im Einklang damit stehen. Zu diesem Handwerkszeug kann neben einer deutlich stärkeren Betonung des präventiven Gedankens auch eine Filtersoftware gehören, allerdings sollten wir den aktuell verfolgten Ansatz des Anbieter-Labelings kritisch reflektieren.

Auf der Seite der Nutzenden müssen wir aktuell zur Kenntnis nehmen, dass Filter fast nur im Promille-Bereich zum Einsatz kommen. Für den Schutz von Kindern halte ich sie aber durchaus für ein probates Mittel, wenn sie breite Akzeptanz finden und leicht nutzbar sind. Die Wirtschaft hat sich bei der Entwicklung und Verbreitung solcher Software offenbar als zu schwach erwiesen. Bund und Länder müssten hier investieren, um die volle Wirkung zu erzielen.

Kindern etwas bieten

Kinder sind meist allein mit Neuen Medien, aber wir dürfen sie nicht alleinlassen. Statt Kindern etwas zu verbieten, sollten wir ihnen etwas bieten: Wir haben kein Ideen-Defizit, sondern ein Defizit politischer Praxis. Junge Menschen sind es inzwischen gewohnt, immer mehr Verantwortung zu übernehmen.⁶ Übrigens auch politische Verantwortung für den Jugendmedienschutz. In mehreren Bundesländern wurde das Wahl-Alter für Landeswahlen auf 16 Jahre gesenkt; mit der scheinbar paradoxen Folge, dass dort Jugendliche darüber mitentscheiden können, ob es richtig ist, dass die Novelle des JMStV ihnen bestimmte Inhalte erst ab 18 Jahren zugänglich machen will. Und das ist ja auch gut so. Wir müssen junge Menschen darin unterstützen, Selbstwirksamkeit zu erfahren, Verantwortung zu übernehmen und sich zu einer eigenverantwortlichen und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeit zu entwickeln.

Aus dieser Perspektive ist Jugendmedienschutz eine primär jugendpolitische Aufgabe. Die Aufgabe, die Persönlichkeitsentwicklung von Kindern und Jugendlichen zu fördern und sie dabei vor Gefahren zu schützen. Medien stellen für Kinder und Jugendliche heute ein wichtiges Feld zur Persönlichkeitsentwicklung dar. Hierzu brauchen sie ausreichend Freiräume, aber ebenso Begleitung, Aufklärung und Schutz. Öffentliche Angebote und Regelungen sollten dabei die erzieherischen Aufgaben der Eltern unterstützen. Dafür braucht präventiver Jugendmedienschutz ein stärkeres Profil. Nur so können wir junge Menschen dazu befähigen, sich selbst vor Gefahren zu schützen – jetzt, wo die digitale Revolution auf nahezu alle Lebensbereiche ausstrahlt. Natürlich wird wirksamer

Jugendmedienschutz auch in Zukunft sowohl durch eine ordnungspolitisch-schützende als auch eine pädagogisch-fördernde Komponente erreicht. Aber wir sollten die Wertigkeiten anders setzen. Wie vor Inkrafttreten des bestehenden Regulierungssystems im Jahr 2003 bedarf es aufgrund der zwischenzeitlichen Medienentwicklung einer neuen gemeinsamen Anstrengung von Bund und Ländern – mit dem Ziel, im Jugendschutzgesetz wie im Jugendmedienschutz-Staatsvertrag möglichst wirksame Schutzinstrumente zu verankern.

Die Novelle des Jugendmedienschutz-Staatsvertrags von 2010 ist gescheitert, weil 16 Länder am denkmalgeschützten Fachwerkhaus des Jugendschutzes herumrenovierten, während Hunderte neue Anbieter längst auf der grünen Wiese unkontrolliert ihre Produkte anboten. Die Regelung kommt der Entwicklung nicht mehr hinterher – und wird sie den Anbietern doch einmal lästig, dann hüpfen sie mit ihrem Server auf das Nachbargrundstück und schon dürfen sie wieder alles. Marc Liesching nannte das sehr schön die „Entrückung des Rechtssystems von der Realität“⁷. Wenn wir Entrückung mit Rausch übersetzen, müssen wir feststellen: Einige Akteure des deutschen Jugendmedienschutzes sind gerade ziemlich auf Droge und halluzinieren sich die gesellschaftliche Realität so zurecht, wie sie es brauchen.

Selbstkontrolle und Aufsicht neu definieren

Wir müssen den Mut haben, Selbstkontrolle und Aufsicht neu zu definieren. Bund und Länder sollten sich trotz eigener Vorstellungen auf eine einheitliche Lösung verständigen, denn wir stehen alle vor einer gemeinsamen Herausforderung. Um Jugendschutz auch im digitalen Zeitalter zu gewährleisten, sollten wir entsprechend gemeinsam einen Kernbestand definieren, was Aufsicht und Selbstkontrolle leisten sollen.

Regulatorische Instrumente sind in der heutigen globalisierten und digitalisierten Medienwelt immer schwerer durchsetzbar, einem präventiven Schutzansatz kommt daher in Zukunft eine noch zentralere Relevanz zu. Die Medienanbieter stehen in der Verantwortung, geeignete Beiträge zur Profilierung und Weiterentwicklung der Instrumente des präventiven Jugendmedienschutzes zu leisten. Ebenso braucht es eine stabile und nachhaltige öffentliche Förderstruktur, Forschung unterstützt bei der Erkennung von Gefahrenkontexten und der Herausbildung geeigneter fachlicher wie gesetzgeberischer Maßnahmen. Eine besondere Bedeutung kommt einer wirksamen Maßnahmenkoordinierung und Qualitätsentwicklung auf übergeordneter Ebene zu, entsprechende Strukturen sind nachhaltig zu fördern und zu stärken.

⁶ So Nadia Kutscher auf der Tagung „Medienkompetenz 2014. Medienpädagogik im digitalen Umbruch“, 26.–28.03.2014 in Tutzing

⁷ Linß, V.: *Regulierung mit begrenzter Wirkung. Jugendschutz in der modernen Mediengesellschaft. medien-impuls-Tagung am 15. Februar 2011 in Berlin.* In: tv diskurs, Ausgabe 56, 2/2011, S. 114f.



Ich stelle mir hier eine umfassend und angemessen ausgestattete Bund-Länder-Stiftung für Medienkompetenz sowie Kinder- und Jugendmedienschutz vor, die unabhängig und neutral diese Aufgabe übernehmen könnte. Eine solche Einrichtung wäre ein sinnvoller Schritt zur breiten gesellschaftlichen Legitimierung des Medienschutzes für Heranwachsende. Sie könnte das Forum des notwendigen gesellschaftlichen Diskurses über die mit dem Jugendmedienschutz einhergehenden oder ihm zugrunde liegenden Werte sein. Alternativ wäre auch eine bestehende Einrichtung des Bundes denkbar, die über eine gute Vernetzung in die Länder verfügt und einen solchen Auftrag zum Bestandteil ihres Portfolios machen könnte.

Kinder und Jugendliche für ein souveränes Leben mit Medien stark zu machen, ist ein partnerschaftlicher Prozess. Wenn nicht sofort das Schwert des Verbotens droht, sind Jugendliche auch bereit, „Liebe, Sex und Partnerschaft“ als Thema in Onlineportalen gemeinsam mit Pädagogen zu reflektieren. Dann sind sie bereit, etwa über Cybermobbing zu sprechen, oder Konsequenzen von Persönlichkeitsdarstellung im Web 2.0 erkennen zu lernen.

Das „Ziel ist vor allem auch die Förderung der Kritikfähigkeit, der kommunikativen Kompetenz und der kreativen wie demokratischen Nutzung der Medien.“⁸ So der Erziehungswissenschaftler und Medienpädagoge Norbert Neuß 2011. Und ich schließe mich ihm an! Und möchte mit Benjamin Jörissen ergänzen: „Medienbildung ist also der Name dafür, [...] dass Bildungsprozesse Neues hervorbringen können:

neue Artikulationsformen, neue kulturelle/individuelle Sichtweisen und nicht zuletzt neue mediale Strukturen.“⁹ Das bedeutet für uns, die Erfahrung neuer Strukturen nicht zu verbieten, sondern zu begleiten.

Ausbau der Informationsmöglichkeiten

Die FSF hat schon vor Jahren den Vorschlag gemacht, den bisherigen Schutz um eine Beratung zu erweitern. Angedacht war ein Filmdatenblatt mit pädagogischen Hinweisen. Die FSF war damals ihrer Zeit schon weit voraus und hat sich früh als Avantgarde eines zeitgemäßen Jugendmedienschutzes positioniert. Ein kluger Gedanke, denn: Verbraucherinformation ist ja auch Jugendschutz. Einerseits verlagert das einen Teil der Verantwortung auf Erziehende, andererseits stärkt sie das aber auch. Claudia Mikat hat dazu Anfang des Jahres einen sehr bemerkenswerten und treffenden Artikel in der *tv diskurs* verfasst.

Eltern entscheiden dann auf der Grundlage qualifizierter Informationen, unter welchen Bedingungen sie ihren Kindern die Nutzung erlauben wollen. Das heißt aber auch, dass die Informationsmöglichkeiten ausgebaut und die Elternkompetenzen gestärkt werden müssen. Ebenso ist die schulische und außerschulische Vermittlung von Medienkompetenz und Informationen über Jugendmedienschutzaspekte noch längst nicht da, wo wir angesichts der Dimension des Themas hin sollten. Ein Beispiel, wie das aussehen kann, werden Sie als besondere Vorveröffentlichung heute Abend erhalten: die medienpädagogische DVD *Fame – Faszination Medien* von bpb, FSF und der Filmuniversität Potsdam-Babelsberg.

Wir sollten die Zeit nutzen, bevor der restriktive Jugendschutz womöglich an seinem 100. Jahrestag als Papiertiger begraben wird – und ihn jetzt neu aufstellen. Wenn wir als Erwachsene einmal noch unserer Verantwortung für unsere Kinder und Jugendlichen gerecht werden wollen, dann, indem wir jetzt gemeinsam ein angemessenes Jugendschutzsystem auf die Beine stellen. Es ist Zeit, die Wertigkeiten umzukehren: von der restriktiven Kultur des Verbotens mit pädagogischer Begleitmusik hin zu einem reduzierten Kernbestand rechtlicher Regelungen, der umgeben wird von Maßnahmen zur Stärkung der Eigenverantwortung – indem wir sowohl Eltern als auch unsere Jugend informieren, unterstützen und im Umgang mit Medien bilden. Wir müssen etwas bieten, statt zu verbieten.

Thomas Krüger ist Präsident der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb) sowie Präsident des Deutschen Kinderhilfswerkes.

⁸ <http://www.schau-hin.info/news/artikel/medien-paedagogik-als-selbst-verstaendlichkeit.html>

⁹ <http://joerissen.name/medienbildung/medienbildung-in-5-satzen/>

Prof. Dr. Wolf-Dieter Ring, Präsident a. D. der Bayerischen Landeszentrale für neue Medien (BLM)

Wenn ich FSF höre, fällt mir sofort ein, wie sachkundig, unabhängig und engagiert die FSF im Jugendschutz tätig war und tätig ist und wie hervorragend das Modell der Koregulierung mit der KJM praktiziert wird zur Gewährleistung eines effektiven Jugendschutzes.

Mit großer Überzeugungskraft hat die FSF bei den ihr angeschlossenen Anbietern die Jugendschutzpositionen durchgesetzt, auch – aber nicht nur – im Hinblick auf die Regulierungskompetenz der KJM. Sie hat einen wesentlichen Beitrag zur Wahrnehmung der Eigenverantwortung der Anbieter erbracht.

Ich wünsche der FSF weiter ein erfolgreiches Wirken für den Jugendschutz und dazu die nachhaltige Unterstützung der Anbieter für die nächsten Jahrzehnte!



Dorothee Schnatmeyer, Referentin Aufsicht bei der Medienanstalt Berlin-Brandenburg (mabb) und ehemalige FSF-Prüferin

Wenn ich FSF höre, denke ich an unzählige Stunden mit interessanten Menschen vor dem Fernseher. Stunden, in denen über informative, lustige, traurige, schöne, erotische, aber auch über trashige und grausame Filme und Formate diskutiert wurde. Die Bewertung war nicht immer einfach. Schließlich erschweren die eigenen Emotionen, Werte und Genrevorlieben nicht selten die erforderliche Objektivität. Umso wichtiger ist es, einzelne Kriterien immer wieder zu überdenken und mit Fachleuten aus unterschiedlichen Bereichen abzuwägen, um so dem Jugendmedienschutz angemessen Rechnung zu tragen. All dies gewährleistet die FSF. Die FSF steht für Kompetenz und Innovation. Sie hat den Jugendmedienschutz federführend mit vorangetrieben und wird diesen auch zukünftig prägen.

Ich danke der FSF für diese unzähligen Stunden und freue mich auf unsere weitere Zusammenarbeit in einer so wichtigen Angelegenheit wie dem Jugendmedienschutz.

Tobias Schmid

Konvergente Medien – divergente Regulierung

Eine Zustandsbeschreibung der deutschen Medienpolitik

Wenn man sie sucht, lassen sie sich finden, die positiven und zukunftsgerichteten Beispiele der Medienregulierung. Schon 2003 hat der deutsche Regulator beim Thema „Jugendmedienschutz“ die Vorzeichen des Konvergenzzeitalters erkannt. Mit dem Jugendmedienschutz-Staatsvertrag (JMStV) wurde versucht, praktische Erfordernisse der beginnenden Konvergenz in eine gesetzliche Lösung zu überführen. Privater Rundfunk und Internet sollten erstmals vergleichbaren gesetzlichen Regelungen unterworfen und unter ein Aufsichtsdach gestellt werden. Dazu mussten Bund und Länder beginnen, föderale Befindlichkeiten ab- und Kompetenzbereiche zusammenzulegen. Man wollte sich nicht vorwerfen lassen, einen medienübergreifenden Jugendschutz durch institutionell-organisatorische Fehler zu behindern. Ergebnisse der Bemühungen zeigten sich im neuen JMStV, der Neuorganisation der Aufsicht und einer erklärten Stärkung der Selbstkontrollen. Obgleich die Diskussion um seine Novelle zugleich alle Probleme einer konvergenten Mediengestaltung anzeigt, ist er doch der erste konvergent gedachte Staatsvertrag.

Ist der deutsche Jugendmedienschutz damit im Zeitalter der Konvergenz angekommen?

Sicherlich ist dieser Bereich regulatorisch weit besser aufgestellt als die meisten anderen Gebiete der Medienregulierung. Aus medienpolitischer Sicht ist die Voraussicht des Gesetzgebers, die Bund-Länder-Zusammenarbeit in Fragen des Jugendschutzes bereits 2003 besser zu verzahnen, fast beispielhaft zu nennen.

Von einem medienübergreifenden Jugendschutzniveau für identische Inhalte auf allen denkbaren Übertragungswegen und Rezeptionsflächen sind wir jedoch immer noch weit entfernt – und dabei vor allem von der Idee eines sogenannten One-Stop-Shop-Modells im Ju-

gendschutz. Bund und Länder teilen sich weiter Kompetenzen in Jugendschutzfragen und werten dabei nach Mediensparten, die der Nutzer selbst kaum noch unterscheiden kann. In der Folge kann auch weiterhin hier erlaubt sein, was da verboten ist. Allein schon die Zahl der im Jugendmedienschutz zuständigen Institutionen lässt Rückschlüsse auf Transparenz und Effizienz des heutigen Verfahrens zu. Welche Institution auf welcher Grundlage für welchen Verbreitungsweg und welche Inhalte Freigaben im Sinne eines medienübergreifenden Jugendschutzes erteilen darf, ist allenfalls geschulten Spezialisten ersichtlich – für den Nutzer aber – der zunehmend sogenannten User Generated Content online einstellt und sich dem geltenden Jugendschutzstandard anpassen soll – kaum vermittelbar.



Auch für viele professionelle Bewegtbildanbieter bleibt das System ärgerlich. Die vollständige Sinnlosigkeit des geltenden Systems aus Doppelprüfungen zeigt folgendes Beispiel: Von 22 Episoden der ersten Staffel der US-Fantasyserie *Grimm*, die zur besten Sendezeit am Montagabend auf VOX lief, besaßen allein zehn Episoden unterschiedliche Einstufungen der Freiwilligen Selbstkontrolle der Filmwirtschaft (FSK) und der Freiwilligen Selbstkontrolle Fernsehen (FSF) für dieselbe ungeschnittene Fassung. Als weiteres Kernproblem seien die Probleme aus Vollzugsdefiziten im Onlinebereich und die daraus resultierende Ungleichbehandlung genannt.

Der Jugendschutz findet sich damit mitten in der umfassenden Diskussion über die notwendige Transformation der Grundsätze der Medienordnung, deren integraler Bestandteil er ist.

Praktische Folgen medialer Konvergenz

Praktische Folgen medialer Konvergenz, wahlweise unter Connected TV oder Smart-TV beschrieben, werden sowohl auf europäischer als auch auf nationaler Ebene heftig diskutiert. Die EU-Kommission hat hierzu ein Konsultationsverfahren eingeleitet, der Kulturausschuss des Europaparlaments einen Initiativbericht vorgelegt. Auf nationaler Ebene wird das Thema zukünftig vor allem in einer gemeinsamen Bund-Länder-Arbeitsgruppe diskutiert. Angekündigt von der Bundesregierung im Koalitionsvertrag und auch durch die Länder anerkannt, wird so zumindest der Versuch unternommen, gemeinsam die vielen Bereiche, in denen Bundes- und Länderrecht kollidieren, zu ordnen. Neben dem Jugendschutz sind durch Connected TV vor allem folgende Bereiche betroffen: Inhalteregulierung (insbesondere Werberegulierung), das Urheberrecht, Fragen der Marktdefinition und Medienkonzentration und Fragen des Zugangs zu und Auffindbarkeit in Infrastrukturen.



Das spezifische Problem dieses aktuellen Transformationsprozesses ist, dass wir als nationale und europäische Medien zunächst im globalen Wettbewerb an einen Ordnungsrahmen gebunden sind, der für global aufgestellte Unternehmen nicht gilt. Plattformen, Suchmaschinenanbieter oder Endgerätehersteller kontrollieren nicht nur den Zugang zu Medieninhalten, sondern bieten Inhalte zunehmend auch selbst an. Sie unterliegen aber – jenseits unserer stark rundfunkzentrierten Medienregulierung – ungleich liberaleren Bedingungen.

Ein Beispiel: Rundfunkangebote, auf die zunehmend auch online zugegriffen wird, werden durch Werbeeinspielungen Dritter mithilfe sogenannter „Overlays“ überblendet. Dritten gelingt es damit, die von den Rundfunkveranstaltern erzielten Reichweiten für eigene Geschäftsmodelle zu nutzen. Gleichzeitig kommt es aber zu der absurden Situation, dass Werbung juristisch folgenlos genau über jene Programmformate gelegt wird, bei denen dem Rundfunkveranstalter selbst aus Gründen des Verbraucher-, aber eben auch des Jugendschutzes Werbung verboten ist, wie das Beispiel der werbefreien TV-Sendungen zeigt, das auf diese Weise problemlos und rechtlich lupenrein umgangen werden kann. Dies ist ein eindrückliches Beispiel dafür, dass die Diskussion über einen sinnvollen Jugendschutz nicht isoliert von anderen ordnungsrechtlichen Fragen diskutiert werden darf – was die Diskussion nicht leicht macht.

Auch das Kartellrecht/Konzentrationsrecht behindert die Wettbewerbsfähigkeit nationaler Unternehmen. Beim geplanten Projekt „Amazonas“ sollte das umgesetzt werden, was die Politik selbst einfordert: neue Geschäftsmodelle für die digitale Welt, ausgerichtet an Nutzerwünschen, offen, einfach zugänglich und als legale Alternative zu illegalen Angeboten, die tagtäglich massenhaft Urheberrechte verletzen. Dieser Zusammenschluss privater und öffentlich-rechtlicher Rundfunkveranstalter zur Fortentwicklung der nonlinearen Nutzung ihrer Programminhalte scheiterte an der fehlenden Zustimmung des Bundeskartellamtes. Das mag sich aus der engen Anwendung des Kartellrechts begründen lassen. Tatsache ist aber auch, dass dem Verbraucher so ein einfacher Zugang zu Inhalten verwehrt bleibt, die zuvor die strengen Maßstäbe der Rundfunkregulierung und -dienste auch des Jugendschutzes durchlaufen haben.

Gleichbehandlung auf dem Medienmarkt

Wir sehen unsere Wettbewerbsfähigkeit nur dann gegeben, wenn wir uns auf dem Medienmarkt in gleicher Weise wie international agierende Marktteilnehmer bewegen können; und nur auf diesem Wege können die Standards in eine neue konvergente Medienwelt übertragen werden. Gefragt ist also eine neue Form von Regulierung zur Sicherung von Vielfalt. Die Regulierungsfelder von Bund- und Länderebene im Wettbewerbs- und

Kartellrecht sowie im Medien- und Telekommunikationsrecht müssen enger verzahnt und in ein sinnvolles Verhältnis zueinander gebracht werden.

Wie lassen sich die aufeinanderprallenden Regelungen aus dem Medien-, dem Wettbewerbs- und dem Telekommunikationsrecht, die im Konfliktfall regelmäßig zulasten der Medienfreiheit und Vielfaltssicherung ausgetragen werden, zukünftig sinnvoller auflösen?

Wir stehen vor der anspruchsvollen Aufgabe, dass ein gerechter Regulierungsrahmen, der sich angemessen auf ähnliche Mediengattungen anwenden lässt, scheinbar gegenläufigen Mechanismen folgen muss. Soweit Regulierung aus der alten Welt überkommen ist bzw. nicht mehr sinnvoll angewandt werden kann, muss sie eben wegfallen. Die quantitativen Werbevorschriften sind dafür sicher ein illustratives Beispiel. Gleichzeitig müssen wir bemüht sein, absolute Schutzgegenstände – wie den Jugendschutz und Menschenwürde – zukünftig umfassend zu gewährleisten, was zu einer Verbreiterung der Anwendungsbasis führen würde.

Soll es dann nach dem Willen des Gesetzgebers auch zukünftig darüber hinaus noch Angebote mit besonderer gesellschaftspolitischer Bedeutung nach Logik des heutigen Rundfunks geben, so brauchen wir, um dies zu ermöglichen, ein neues System. Diese zusätzlichen Leistungen müssen ordnungsrechtlich gestützt werden können, sie könnten – Stichwort „Fair Regulation+“ – mit Anreizen in den Bereichen „Zugang“ und „Auffindbarkeit“ ausgestattet werden.

Soweit unsere Überlegungen zu einer künftig konvergenter Systematik der Medienregulierung. Doch lassen Sie uns noch einmal einen kurzen Ausflug in die heutige Realität wagen und darüber nachdenken, ob es nicht auch hier noch Optimierungspotenzial gibt.

Hohes Jugendschutzniveau im TV und Onlinebereich der Sender

Der private Rundfunk befindet sich auf dem höchsten Jugendschutzlevel und wird sicherlich auch am strengsten überwacht. Dieses hohe Jugendschutzniveau gilt im Übrigen auch für die uns zugerechneten Onlineangebote. Inhalte rund um unsere Sendermarken – ob im TV oder im Onlinebereich – bieten ein vergleichbares Schutzniveau.

Liest man jedoch Presseveröffentlichungen der Kommission für Jugendmedienschutz (KJM), gewinnt man gelegentlich den Eindruck, als wäre der Rundfunk noch immer Problemfeld Nummer eins. Dabei sprechen sowohl die Beanstandungszahlen als auch die online beanstandeten Inhalte wie Rechtsradikalismus und Pornografie, sexueller Missbrauch von Kindern und extremistische Inhalte eine ganz andere Sprache. Offensichtlich verlagert sich das tatsächliche Gefährdungspotenzial des Jugendschutzes zunehmend Richtung online. Ausgerechnet dort wird jedoch – anders als im Rundfunk – der Vollzug zu-

mindest nach außen weit weniger wahrnehmbar. Warum kann ein offenbar bei der Aufsicht im Netz gewählter Ansatz, Jugendschutz in der Praxis stärker dialogorientiert zu gestalten, nicht auch auf den Rundfunk angewendet werden? Müssen Diskussionen über Programminhalte in zeitaufwendigen Beanstandungsverfahren anstelle eines regelmäßigen Dialogs zwischen Anbietern und Aufsicht geführt werden, und dies ausgerechnet im weitaus unproblematischeren Rundfunkbereich? Selbst wenn mit dem JMStV Konvergenz in Jugendschutzfragen gesetzlich einer Lösung zugeführt worden ist: Wir sind in der Praxis von einer zutreffenden öffentlichen Abbildung der herrschenden Realitäten im Jugendmedienschutz genauso weit entfernt wie von Abwicklung von Beanstandungen im Sinne einer fairen Regulierung.

„Jugendmedienschutz ist angewandte Medienethik und befasst sich mit Sachverhalten, die durchaus unterschiedlich gesehen und bewertet werden können. Gerade wegen der Subjektivität der Betrachtungsweisen und Feststellungen ist es sinnvoll, über diese Fragen in einen Dialog einzusteigen.“ (Aus ARD/ZDF: *Kriterien zur Sicherung des Jugendmedienschutzes. Praktische Handreichungen für die Redaktionen.*)

Dialog scheint also effektiver zu sein als juristische Auseinandersetzungen und dennoch: Gesetzliche Eckpunkte zu definieren und Zuständigkeiten zu vereinheitlichen, das wird der Politik im anstehenden Novellierungsprozess kaum erspart bleiben. In diesem Zusammenhang noch eine letzte Bemerkung zum viel diskutierten technischen Jugendmedienschutz durch sogenannte Jugendschutzprogramme. Hier müssen pragmatische Lösungen gefunden werden, die Eltern und Erziehungsberechtigten die Möglichkeit geben, effektiven Jugendschutz durch technische Vorkehrungen zu stärken. Wir sehen keine Alternative zur Selbstkennzeichnung der Inhalte durch die Anbieter selbst – deshalb sollte der politische Diskurs zur Weiterentwicklung solcher Programme konstruktiv erfolgen und vor allem auch berücksichtigen, was die TV-Sender zur Bekanntmachung solcher Programme bereits getan haben – nämlich weitreichende Informationen zur Verfügung zu stellen und die Programme in der breiteren Öffentlichkeit bekannt zu machen. Das ist und bleibt eine gemeinsame Aufgabe, die auch nicht mit einseitigen Fingerzeigen auf die Anbieter gelöst werden kann.

Ich hoffe für den aktuellen Novellierungsprozess des JMStV auf Fairness, Weitsicht und Pragmatismus und fordere gleichzeitig von der Aufsicht, das scharfe Schwert des Jugendmedienschutzes nicht immer nur in der nächsten Nachbarschaft niedersausen zu lassen, weil der Weg zum Klingelschild dort am kürzesten ist.

Tobias Schmid ist Bereichsleiter Medienpolitik bei der Mediengruppe RTL Deutschland und Vorstandsvorsitzender des Verbandes Privater Rundfunk und Telemedien (VPRT).



Prof. Dr. Norbert Schneider, ehemaliger Direktor der Landesanstalt für Medien NRW

Ungefähr zusammen mit der Gründung der FSF habe ich in der Düsseldorfer Landesmedienanstalt zu arbeiten begonnen. Ich muss gestehen, dass ich die Einrichtung einer FSF damals sehr skeptisch gesehen habe. Ich habe befürchtet, ein Organ der Selbstkontrolle würde bei der erstbesten Gelegenheit in die Falle der Gefälligkeit tappen. Ich habe mich geirrt. Die FSF ist – freilich unter der scharfen Beobachtung durch die Regulierer – längst zu einem Referenzmodell für eine funktionierende Selbstkontrolle geworden. Sie hat, unter der Anleitung von Joachim von Gottberg, auf einem schwierigen Gebiet, auf dem Vorurteile und Ideologien sprießen und sich bis zum letzten Statement bekämpfen, Standards entwickelt und gesetzt, ohne die man sich den Jugendschutz in Deutschland heute nicht vorstellen möchte. Nicht allein ihre Spruchpraxis, auch der Verzicht darauf, jeden Tag Aufmerksamkeit zu erregen, und es stattdessen mit einer gewissen Lautlosigkeit zu halten, hat der FSF ein Image beschert, auf das sie stolz sein kann.



...fsf



Siegfried Schneider, Präsident der Bayerischen Landeszentrale für neue Medien (BLM)

Als Vorsitzender der Kommission für Jugendmedienschutz (KJM) gratuliere ich der FSF ganz herzlich zu ihrem 20. Geburtstag!

Die FSF nimmt als eine von der KJM anerkannte Einrichtung der Freiwilligen Selbstkontrolle für den Bereich „Fernsehen“ eine wichtige Rolle im System der „regulierten Selbstregulierung“ ein. Auch wenn sich die Medienwelt in den letzten Jahren – bedingt durch die zunehmende Digitalisierung und Konvergenz – stark verändert hat, belegen Nutzerstudien, dass das Fernsehen nach wie vor das Leitmedium in unserem Land ist. 2003 war die FSF die erste Einrichtung der Freiwilligen Selbstkontrolle, die von der KJM anerkannt wurde und sie hat in der Vergangenheit einen unverzichtbaren Beitrag zum Jugendmedienschutz in Deutschland geleistet. Ich freue mich darauf, im Sinne eines effizienten und modernen Jugendmedienschutzes gemeinsam mit der FSF die Herausforderungen der konvergenten Medienwelt anzugehen.

Stress lieber vor der Ausstrahlung

Die Produzenten wollen in erster Linie ein attraktives Programm herstellen. Um Aufmerksamkeit zu erzeugen, werden manchmal ethische Grenzen ausgetestet und überschritten. In solchen Fällen droht Ärger mit den Jugendschutzbestimmungen. Im Falle von *DSDS* haben sich die Produzentin und RTL entschlossen, die oft kritisierten Castings vor der Ausstrahlung durch die Freiwillige Selbstkontrolle Fernsehen (FSF) prüfen zu lassen. Über die Gründe und die Erfahrungen mit der FSF sprach *tv diskurs* mit Ute Biernat, Geschäftsführerin von UFA SHOW & FACTUAL und seit 2010 Mitglied im Kuratorium der FSF.



Wann sind Sie als Produzentin das erste Mal mit dem Thema „Jugendmedienschutz“ in Kontakt gekommen?

Wenn ich mich recht erinnere, muss das in den Jahren 2002/2003 über Dieter Czaja gewesen sein, der als Jugendschutzbeauftragter von RTL immer unser Ansprechpartner war, wenn es wieder Alarm wegen Deutschland sucht den Superstar (DSDS) gab. Davor habe ich das Thema eher am Rande wahrgenommen. Ich denke, Ende der 1990er-Jahre war Jugendschutz weder in der Öffentlichkeit ein großes Thema, noch spielte es bei den Machern eine wichtige Rolle. Darüber wurde eher elegant hinweggesehen.

Sie legen seit 2009 die Castings von DSDS vor der Ausstrahlung der FSF vor. Das bedeutet in der Praxis zunächst einen erheblichen Mehraufwand. Aber wahrscheinlich ist das besser, als später schneiden zu müssen oder immer wieder in die Kritik der Kommission für Jugendmedienschutz (KJM) zu geraten...

Absolut! Und wenn man es genauer betrachtet, dann führt es die Macher auch dazu, sich vorher schon Gedanken zu machen. Letztlich ist der Jugendschutz, wie er heute betrieben wird, kein Verhinderer, sondern er macht sehr viel möglich, weil er geraderücken und einsortieren kann. Interessanterweise ist die Gesellschaft z. T. sehr viel intoleranter. Der Jugendschutz ist keineswegs dogmatisch oder tritt als Moralapostel auf. Stattdessen wird differenziert von Fall zu Fall mit nachvollziehbaren Argumenten entschieden – und das gefällt mir daran.

DSDS stand vor allem wegen des Umgangs der Jury, allen voran Dieter Bohlen, mit den Kandidaten in der Kritik. Neben denjenigen, die gut singen konnten, gab es immer wieder auch solche, die überhaupt nicht singen konnten und über absolut kein Talent verfügten.

Ich glaube, es geht heute hauptsächlich darum, überhaupt wahrgenommen zu werden. Bei all den Castingsendungen glauben die einen, sie schaffen es bis ganz nach vorn, andere möchten nur für sich selbst eine Einordnung erhalten. Dazwischen ist natürlich viel möglich. Interessanterweise kommen bei DSDS ganz viele auch wegen Dieter Bohlen. Sie wollen ihm einfach mal die Hand schütteln und neben ihm stehen.

Gleichwohl es einige Kandidaten gab, bei denen dem Zuschauer angesichts des miserablen Auftritts und der entsprechenden rüden Beurteilung der Jury doch das Lachen und die Schadenfreude im Hals stecken blieben...

Wie für jeden Menschen gilt auch für jede Sendung: Man muss einmal die Grenze überschreiten, um zu wissen, wo sie liegt. Wenn man immer nur die Hand über der Latte hält, wird man nicht erfahren, wie nah man herankommen kann. Uns wurde ein paar Jahre lang unterstellt, wir würden die Kandidaten vorführen und sie bekämen dadurch einen Schaden fürs Leben. Das bezweifle ich sehr. Die Leute kommen zu uns, haben einen schönen Tag und gehen wieder. Alle werden gleich freundlich behandelt, und jeder hat ein gutes Gefühl, wenn er herauskommt. Mancher erschrickt sich dann, wenn er seinen Auftritt im Fernsehen sieht – gar nicht so sehr darüber, wie er geschnitten ist, sondern mehr, wie die Reaktion auf das alles ist. Und daran sind dann die anderen schuld und man kann alles schön von sich wegschieben. Das halte ich für eine sehr arrogante Haltung. Aber es beginnt sich langsam zu ändern, da durch das Internet eine ganz andere Diskussion entsteht. Wenn die Inhalte von den Usern selbst eingestellt werden, kann man nämlich keinen Sender mehr dafür verantwortlich machen.

Haben Sie es oft erlebt, dass sich Kandidaten bei Ihnen wegen ihres Auftritts beschwerten?

Es kommt vielleicht vor, dass Kandidaten aufgrund ihres Auftritts gehänselt werden. Aber wenn sich bei uns niemand beschwert, bekomme ich es auch nicht zurückgespiegelt. Was immer mal wieder vorkommt, ist, dass sich Kandidaten überlegen, dass sie doch nicht im Fernsehen gezeigt werden wollen oder dass Eltern erklären, dass sie nicht damit einverstanden sind, weil die betroffene Person noch keine 18 Jahre alt war. Darauf nehmen wir Rücksicht. Schwierig würde es natürlich, wenn von 5.000 Kandidaten nachher 4.999 kommen und sagen, dass sie einer Ausstrahlung nicht mehr zustimmen.

Prof. Wolfgang Thaenert, ehemaliger Direktor der Hessischen Landesanstalt für privaten Rundfunk und neue Medien (LPR)

Wenn ich FSF höre, fällt mir ein, dass die Übertragung der bereits bestehenden Selbstkontrolle der Filmwirtschaft (FSK) auf privates Fernsehen naheliegend und bereits im ersten Rundfunkstaatsvertrag angelegt war. Zur Stärkung der Selbstverantwortung gab es also ein Vorbild; hinzu kamen programmliche Anlässe. Wozu doch öffentliche Diskussionen über TV-Formate gut sein können ...

Die FSF hat, um nur drei ihrer Qualitäten zu nennen, zum einen die Sensibilität und das Verantwortungsbewusstsein der Veranstalter bzw. Inhabenanbieter gesteigert und zum anderen einen Grundpfeiler für das erfolgreiche System der „regulierten Selbstkontrolle“ gelegt. Zudem hat sich die FSF zu einem Forum der Auseinandersetzung mit Jugendmedienschutz- und Wertefragen in Wissenschaft und Praxis entwickelt. *tv diskurs* ist dafür ein überzeugender Beleg.

Ich wünsche der FSF weiterhin Augenmaß bei der Bewertung einzelner Programme bzw. Inhalte sowie medialer Entwicklungen, je nach Fallgestaltung Geduld, Einsichtsfähigkeit oder Überzeugungskraft bei der kritischen Auseinandersetzung mit vorlagepflichtigen Mitgliedern und Landesmedienanstalten. Und last, but not least: Happy birthday!



Seit 2009 werden die gesamten Castings von der FSF geprüft. Bedeutet das aus Ihrer Sicht zusätzlichen Aufwand oder ist es eine akzeptable Regelung?

Entweder man hat den Stress vorher oder hinterher. Wenn man als Produktionsfirma mit solchen Themen und Situationen konfrontiert ist, gibt es nur zwei Möglichkeiten: Entweder man ignoriert sie oder man setzt sich schon im Voraus mit der FSF auseinander. Ich fand es – auch in Absprache mit RTL – viel praktischer, schon vorher dafür zu sorgen, dass die Aufregung nicht künstlich groß wird. In Zusammenarbeit mit der FSF haben wir es geschafft, ziemlich gut die Luft aus dem Reifen zu lassen, damit er nicht zu schnell platzt. Sich hinterher für etwas erklären zu müssen, was bereits stattgefunden hat, macht die Sache nicht leichter.

Sie sind auch Mitglied des Kuratoriums der FSF ...

Ja, als ich damals gefragt wurde, ob ich Mitglied im Kuratorium der FSF werden möchte, war mein erster Gedanke: Jetzt machen sie den Bock zum Gärtner. Ich habe mir die Entscheidung dann reiflich überlegt und mich schließlich dafür entschieden – eben auch, um noch besser zu verstehen, wie die Diskussionen geführt werden und wo die Knackpunkte liegen. Das Kuratorium ist so interessant besetzt, dass ich für meine Arbeit dort sehr viel herausziehen kann. Und: Es gibt nie nur eine FSF-Meinung. Für mich als Macherin ist das hochinteressant, und natürlich macht das auch was mit einem. Das wäre mit Sicherheit alles ein bisschen anders gelaufen, wenn ich nicht so tief in das Becken gesprungen wäre. Dennoch führt es bei mir natürlich nicht dazu, dass ich jetzt zur reinen Bedenkenträgerin geworden wäre.

Das würden wir auch nicht wollen. Vielmehr geht es uns um den Diskurs, genauso, wie Sie es beschrieben haben ...

Und das ist auch ein Verdienst der Kollegen der FSF, die sich auf einen solchen Prozess einlassen. Wir könnten es auch mit einer ganz anderen Art von Jugendschützern zu tun haben, die sagen: „Hier sind die Regeln, bitte halten Sie sich daran!“ Ich bin der Überzeugung, dass wir noch mehr von derartigen Auseinandersetzungen brauchen, die tatsächlich Neues bewirken, denn auch die Gesellschaft befindet sich ständig im Wandel – und Medien sind ein Teil davon. Im Grunde bilden sie nur das ab, was ohnehin passiert. Je mehr FSF wir ins wahre Leben bugsiert bekommen, desto besser ist es. Wenn wir diese Diskussion um die richtige ethische Grenzziehung in die Schulen bekommen und dieser Diskurs ohne elitäre oder esoterische Absicht geführt wird, dann, glaube ich, hat die FSF in vielerlei Hinsicht eine große Zukunft.

Das Interview führte Prof. Joachim von Gottberg.

Claudia Mikat

20 Jahre ferngesehen

Höhe- und Tiefpunkte aus der FSF-Prüfpraxis

Der erste Tag

Am 6. April 1994 kommt in der damaligen Geschäftsstelle der Freiwilligen Selbstkontrolle Fernsehen (FSF) am Berliner Tiergarten der erste Prüfausschuss zusammen. Es gibt vorläufige Prüfgrundsätze, provisorische Büromöbel und ein Mobiltelefon in Backsteingröße. Es gibt Kartons mit Videokassetten und ganzen Serienstaffeln, die auf die Begutachtung warten: *Miami Vice*, *Swamp Thing – Das Ding aus dem Sumpf*, *Das Gesetz der Straße* oder *Walker, Texas Ranger* – Sendungen, die die FSF in immer neuen Fassungen über Jahre beschäftigen werden. Und es gibt 70 Prüferinnen und Prüfer, die größtenteils auch als Gutachter für die Freiwillige Selbstkontrolle der Filmwirtschaft (FSK) tätig sind und ihre Erfahrungen mit den Altersfreigaben für Kinofilme nun auf diverse Inhalte der privaten Fernsehanbieter und das System der Sendezeitbeschränkungen übertragen sollen. Das Programm besteht aus drei Folgen *Starsky & Hutch* sowie aus einer Episode einer nicht weiter bekannt gewordenen Reality-Serie mit dem Titel *Auf Leben und Tod*, bei der sogleich die erste Schnittauflage verhängt wird: Entfallen sollen Bilder eines durch die Luft wirbelnden Babys, das der Vater durch einen Wurf an die Wand zu töten versucht – eine spekulative Ausbeutung des Geschehens, urteilt der Ausschuss.

Harte Gewalt, expliziter Sex

Darstellungen von Gewalt und Sex an der Grenze zur Sendeunzulässigkeit bestimmen die ersten Jahre. Bis 1997 besteht ein Fünftel der Prüfungen aus indizierten Filmen, die damals unter bestimmten Bedingungen noch im Fernsehen gezeigt werden dürfen. Das erste Ausstrahlungsverbot am 13. April 1994 trifft den Film *Der Panther II* mit Alain Delon und Michel Serrault. Wenig später wird auch John Carpenters *Assault – Anschlag bei Nacht* die TV-Ausstrahlung verweigert – dies ist allerdings auch die erste Entscheidung, die durch einen FSF-Berufungsausschuss wieder aufgehoben wird.

Der zuweilen – auch – cineastische Blick auf Film bringt der FSF auch Sympathien ein. Gelobt wird die Freigabe von *A Nightmare on Elm Street*, einem Film, in dem die FSF einen „Klassiker des Fantasyfilms“ und „interessante Versatzstücke pubertärer (Sexual-) Phantasien“ erkennt. Die Bundesprüfstelle hatte kritisiert, der Film verfolge keinen „weitergehenden Zweck als den, seinen Machern einen maximalen Profit einzubringen“ (Blickpunkt: TV Nr. 35, August 1994). Mit dem generellen Ausstrahlungsverbot indizierter Filme in 2003 dürfen weder *Assault* noch die indizierten *Nightmare*-Teile im Fernsehen gezeigt werden – bis auf Weiteres. Die Listenstreichung erfolgt in 2005, *Der Panther II* wird erst 2014 vom Index genommen werden. Heute sind alle drei Filme mit einer FSK-Freigabe ab 16 versehen und dürfen entsprechend im Fernsehen ab 22.00 Uhr programmiert werden.

Die starke Präsenz brachialer Action und Selbstjustiz in den FSF-Prüfungen wird bald von Sexfilmen abgelöst, bei denen zu entscheiden ist, ob es sich um zulässige Erotik oder verbotene Pornografie handelt. Geht es dabei um Geschlechtsorgane in Erregung? Geht es um den zeitlichen Anteil der sexuellen Aktivität im Verhältnis zur Rahmenhandlung? Oder ist das alles ganz egal, wie die schwedischen Kollegen meinen, und letztlich nur von Bedeutung, dass die Beteiligten „nett zueinander“ sind? Von 1997 bis 1999 dreht sich ein Viertel aller Ausschussdiskussionen um absurde Rahmenhandlungen und sexuelle Explizitheit.

Bei den zunächst eingereichten deutschen Sexklamotten aus den 1970ern, die in jener Zeit noch nachts im Free-TV zu sehen sind, wird mit dem eigenen Geschmacksurteil nicht hinter dem Berg gehalten. „Mit kaum zu überbietender Dämlichkeit folgt eine Sex-Szene auf die nächste“, heißt es im Gutachten zu *Das Lustschloss im Spessart* (FSF-Gutachten vom 25.04.1994). Weil sich „in der Ansammlung von Schießbudenfiguren, die das Schloss heimsuchen, beim besten Willen keine Identifikationsmöglichkeiten“ finden, darf der Erotikfilm dennoch im Nachtprogramm gezeigt werden. Nach der Beanstandung von zwei Sexfilmen (*Cheating* und *Intrigen der Lust*) in 1996 wird der FSF vorgeworfen, Filme ins Programm zu



hieven, die die Grenze zur Pornografie bereits überschritten haben. Tatsächlich ist die FSF eher geneigt, die lächerlichen, von keiner plausiblen Story gerahmten Abfolgen sexueller Handlungen nicht als jugendgefährdend einzuschätzen. Wird allerdings ein ernst zu nehmendes Bild von unpersönlicher und liebloser Sexualität gezeichnet und begegnen sich nicht Personen, sondern Organe, ist die Grenze überschritten: In den nächsten Jahren werden 170 weitere Sexfilme als pornografisch und sendeunzulässig erklärt.

Kinderaction: die *Power Rangers*

Unterbrochen werden diese Debatten durch ein anderes „gewaltiges Mediengewitter“ (Reichertz 2007, S. 68), das auf Deutschland niedergeht: Es wird verursacht durch eine Gruppe von Teenagern, die vorgeblich kickboxend Weltenrettung betreibt, die in Wirklichkeit aber angetreten ist, um Merchandisingware an das geneigte Kind zu bringen. Der damalige ARD-Vorsitzende Jobst Plog nimmt die Ausstrahlung der *Mighty Morphin Power Rangers* (1994) zum Anlass, die Seriosität der FSF infrage zu stellen: „Wenn [...] eine so ‚brutale und gewalthaltige‘ Serie [...] unbeanstandet bliebe, dann [sei] dieses Selbstkontrollorgan [...] eine Farce“ (zitiert nach Reichertz a. a. O.). Dabei machen es sich die Prüfer nicht leicht. Um eine Häufung actionorientierter Angebote in den frühen Morgenstunden zu verhindern, werden die Möglichkeiten der damaligen Prüfordnung voll ausgeschöpft: Die wöchentliche Platzierung an einem Samstag ab 9.30 Uhr wird genehmigt, die tägliche Ausstrahlung am frühen Morgen aber nicht zugelassen. Solche Differenzierungen innerhalb des Tagesprogramms wie auch die Unterscheidung von Wochentag und Wochenende können durchaus Sinn machen, wenn man auf die Nutzungszeiten von Kindern blickt. Gleichwohl werden diese Regelungen aus den Prüfgrundsätzen verschwinden, weil sie auch im Gesetz keine Rolle spielen. Auch die Debatte um die *Power Rangers* versandet bald – geprüft und gesendet wird die Serie dagegen bis heute. Knapp 700 Folgen wurden bei der FSF begutachtet.

Talkshows

1996 kommen die täglichen Talkshows, in denen viel geredet wird, selbst ins Gerede. Hans Meiser, Ilona Christen bei RTL, Björn-Hergen Schimpf und Jürgen Fliege bei der ARD sind zwar schon länger (seit 1992 bzw. 1994) auf Sendung – neu sind aber die epidemieartige Ausbreitung der Shows im Nachmittagsprogramm, der (gefühlte) Fokus auf Sexthemen und die inszenierte Konfrontationsatmosphäre – der „Prolo-Touch“, wie Barbara Sichtermann das formuliert (1999, S. 75). Über die Grenze des rundfunkrechtlich Zulässigen gehen indes nur wenige Sendungen hinaus. 1996 wird eine Ausgabe von *Vera am Mittag*, in der eine Domina und ihr Sklave locker über Sex mit Urin und Kot plaudern (*Sex – das Spiel ohne Grenzen*), mit einem Bußgeld von 200.000 DM belegt. Zwei Jahre später wird bei einer Sendung von *Sonja (Hilfe, meine Tochter schlägt mich)* ein Verstoß gegen die Menschenwürde festgestellt, weil die auftretende 11-Jährige in der Sendung von Mutter, Moderatorin und Publikum bedrängt worden war.

1997 stellt erstmals eine Landesmedienanstalt einen Prüf Antrag bei der FSF: Die Sendung *Arabella – Ich werde terrorisiert* (vom 18.02.1997) wird wegen ihres unkritischen Umgangs mit Selbstjustiz in die späten Abendstunden verschoben. Der Versuch, die Talkshow *Arabella* generell auf 20.00 Uhr zu verlegen, wird letztlich nicht weiter verfolgt. Der Verband Privater Rundfunk und Telemedien (VPRT) legt im Juni 1998 einen Verhaltenskodex für Talksendungen („Code of Conduct“) vor. Die FSF wird damit betraut, die Einhaltung der Selbstbeschränkung der Sender zu überprüfen.

Dass der Verhaltenskodex Wirkung zeigt, ist vor allem hörbar. „Seit Juni sind sie richtig lustig geworden, die Talkshows am Nachmittag“, heißt es in der „Welt“ (vom 24.11.1998). „Es piepst und piepst ohne Ende, und wir dürfen rätseln. Was wollte dieser aufgebrachte Gast gerade sagen? Das Wort mit sch...? Oder vielleicht hat er ja ein A... auf den Lippen gehabt?“

Der Reiz für den Zuschauer scheint mit den Benimmregeln allerdings verloren zu gehen, denn die Quote leidet. 1999 fingiert Hans Meiser als Aprilscherz eine Sendung, und das Konzept kommt an. Die einst als Information deklarierten Sendungen entwickeln sich mehr und mehr zum Fake.

Prozesse, Schülerfilme, Vaterschaftstests: erste Scripted-Reality-Formate

Gerichtsshow werden erfunden. Anfangs, 1999 mit *Barbara Salesch* noch mit echten Beklagten, später, weil diese Geschichten zu langweilig sind, mit Laiendarstellern in gescrripteten Straffällen. Gescrriptete Krimis kommen auf und zeigen vermeintlich wahre Begebenheiten. In den gescrripteten Talkshows werden Stalkingopfer mit ihren Peinigern konfrontiert, Männer mit Ergebnissen von Vaterschaftstests, Paare mit Lügendetektoren. In der ersten gescrripteten Dokusoap begleitet Talkmasterin Arabella Schülerinnen und Schüler einer Abschlussklasse in ihrem dramatischen Schul- und Liebesalltag (*Die Abschlussklasse 2003*). Das TV-Experiment entwickelt sich bei jüngeren Zuschauern zur Kultsendung am Nachmittag. Der FSF-Ausschuss ist anfangs von der Mischung aus Talkshow und Daily Soap irritiert: „Es bleibt [...] zunächst unklar, inwieweit die dargestellten Szenen einem Drehbuch entstammen oder es sich hier um eine Verfilmung realer Begebenheiten handelt“, heißt es im Prüfgutachten (vom 08.12.2004). Einige Sendungen werden in die Abendstunden verschoben. Der vermittelte „Eindruck von Authentizität [...] durch die Anlage als vermeintlicher Schülervideofilm“ in Verbindung mit tragischen Ereignissen wie Selbstmord oder Schwangerschaftsabbruch überfordere und ängstige jüngere Zuschauer. Was Jahre später als Scripted Reality in den Blick geraten wird, ist hier schon Realität.

Ekel, Spott und Schadenfreude: „Extremshows“

Nachdem 2004 die sogenannte Dschungelshow entgegen aller Ankündigungen von der Aufsicht nicht beanstandet wird, weil erwachsene, medienerfahrene Menschen nicht vor sich selbst zu schützen sind, ist der Weg frei für diverse Formate, die mit Ekel-schwellen und Tabubrüchen spielen. „Wer die RTL-Show *Ich bin ein Star – Holt mich hier raus!* für grenzwertiges Fernsehen hält, hinkt der Entwicklung hinterher“, schreibt die „Frankfurter Rundschau“ am 4. Februar 2004 über Steve-O, Chris Pontius und Bam Margera von der verrufenen *Jackass*-Truppe, die mit ihren „Verhaltensstörungen“ in verschiedenen MTV-Shows „ziemlich viel Geld“ verdienen. Die Kommission für Jugendmedienschutz (KJM) rät dringend, die „Extremshows“ der FSF vorzulegen. Und so sehen die Prüferinnen und Prüfer Menschen, die Schafsaugen auslutschen (*Fear Factor*), anderen die Füße lecken oder Kudu-Köttel spucken (*Wildboyz*), sich Zehennägel ausreißen oder gegenseitig Popel in den Mund schieben (*Viva La Bam*). Der Gewöhnungseffekt ist beträchtlich, und Übelkeitsempfinden für sich genommen wird nicht als entwicklungsbeeinträchtigend eingestuft. Völlig anders werden Shows bewertet, in denen Menschen Situationen nicht durchschauen und bestimmen können oder durch Geld dazu gebracht werden, eklige Dinge zu tun oder sich

lächerlich zu machen – für diese Unterhaltungsshow und Versteckte-Kamera-Formate (z. B. *Schürmanns Gebot*; *Scare Tactics*) entwickeln sich bald recht strenge Kriterien.

Schönheitsoperationen

Neu ist auch das Format, das am 15. Juni 2004 geprüft wird: Jugendliche in den USA unterziehen sich diversen Operationen, um wie ihr Lieblingsstar auszusehen. Blutige OPs, hohe Kosten, Schmerzen und nicht wirklich überzeugende Ergebnisse lassen den FSF-Prüfausschuss zu der Einschätzung kommen, ein Nachahmungsanreiz sei nicht zu befürchten. Vielen erscheinen die „Möchtegern-Starklons“ wenig vorbildhaft. Sie hätten „eine Gehirntransplantation [viel nötiger], um ihren Intelligenzquotienten operativ von Null auf 100 anzuheben“, schreibt etwa Ernst Corinth in „Telepolis“ (am 21.03.2004). Eine distanzierte Sicht auf die absurde Schnippelei traut die KJM Kindern und Jugendlichen aber nicht zu. *I Want a Famous Face* wird der erste Fall sein, in dem der Beurteilungsspielraum der FSF als überschritten angesehen wird. Der KJM-Grundsatzbeschluss, nach dem „TV-Formate, in denen Schönheitsoperationen zu Unterhaltungszwecken“ gezeigt werden, „grundsätzlich nicht vor 23.00 Uhr“ zu platzieren (KJM-Pressemitteilung 8/2004) bzw. der FSF vorzulegen sind, beschert den Prüfausschüssen etliche Make-Over-Shows, in denen hässliche Entlein zu stolzen Schwänen verwandelt werden sollen – *The Swan* (2004), *Schönheit um jeden Preis – Letzte Hoffnung: Skalpell* (2004) oder *Extrem schön! – Endlich ein neues Leben!* (2009) sind Titel, die in diesem Zusammenhang zu nennen sind.

Verletzung religiöser Gefühle: *Popetown*

Der Protest gegen *Popetown* im Jahr 2006 ist im Vergleich zu den weltweiten Proteststürmen gegen die Mohammed-Karikaturen zwar moderat. Die Heftigkeit der Reaktionen auf die Ankündigung der Cartoonserie, die eine satirische Überzeichnung des Lebens im Vatikan beabsichtigt, ist aber überraschend. Viele schließen sich der Aufforderung des Zentralrates der deutschen Katholiken an, von der Ausstrahlung der Trickserie abzusehen, bevor der Inhalt überhaupt bekannt ist. Hunderte von Protestschreiben gehen bei der FSF ein. Als der Sender die zehn Episoden zur Prüfung einreicht, zeigt sich der Ausschuss von der Debatte nicht unbeeindruckt. Die animierte Sitcom hält zwar in keiner Weise, was die blasphemische Werbung verspricht, dennoch werden – aus heutiger Sicht lächerlich ernsthaft – die mögliche Störung des öffentlichen Friedens diskutiert und Vergleiche zu *Die letzte Versuchung Christi* gezogen. Am Ende wird *Popetown* ausgestrahlt, gerahmt von einer Art „MTV-Brennpunkt“, wie der „Spiegel“ witzelt (vom 08.05.2006), weil es schlicht keine Gründe gibt, die Sendung zu verbieten.

Umgang mit Teilnehmern einer Castingshow: *Deutschland sucht den Superstar*

Die Castingshow *Deutschland sucht den Superstar* (*DSDS*), wegen der markigen Sprüche von Dieter Bohlen ohnehin in der Kritik,


 ... fsf


 ... fsf

 FREIWILLIGE
SELBSTKONTROLLE
FERNSEHEN

Andrea Urban, Leiterin der Landesstelle Jugendschutz Niedersachsen und Vorsitzende des Kuratoriums der FSF

Die Entwicklung der FSF ist nicht vorstellbar ohne eine besondere „Männerbeziehung“: Hajo von Gottberg und Wolf-Dieter Ring. Zwei Professoren, die beide aus ihrer Sicht für die Verbesserung des Jugendschutzes in den Medien kämpfen. Zwei Kombattanten, die ihre Bataillone und auch die Medien immer wieder aufs Neue gegeneinander in Stellung gebracht haben. Zwei Überzeugungstäter, die den Jugendmedienschutz der letzten 20 Jahre maßgeblich beeinflusst haben.

Moderner Jugendschutz heute befindet sich im Spagat zwischen den traditionellen Vorstellungen von Schutz durch staatliche Kontrolle und der normativen Kraft des Faktischen: der Mediennutzung der Mädchen und Jungen, die sich nehmen, was sie wollen.

Wie wird der Jugendmedienschutz der Zukunft sein?

Die Verantwortung wird auf viele Schultern verteilt sein: Es wird Mindeststandards geben und eine nachgehende Kontrolle. Es wird Medienerziehung geben, die Kinder und Jugendliche befähigt, die Konfrontation mit medialen Herausforderungen zu bestehen – und Ausnahmen, die die Regel bestätigen.



Otto Vollmers, Geschäftsführer der Freiwilligen Selbstkontrolle Multimedia-Diensteanbieter e. V. (FSM)

Wenn eine so gut arbeitende Institution 20 Jahre hinter sich hat, ist das ein Grund zu feiern. Zwischen FSF und FSM gibt es seit Jahren eine enge Zusammenarbeit, um der konvergenten Medienentwicklung Rechnung zu tragen. Deshalb können wir aus eigener und direkter Erfahrung sagen: Die FSF weiß als Selbstkontrolle auf ganzer Linie zu überzeugen. Nicht nur die Qualität der Programmprüfungen muss dabei genannt werden – auch durch Publikationen und Veranstaltungen prägt die FSF die wichtige Debatte um Medien und Jugendschutz mit. Die *tv diskurs* ist ein Beispiel dafür, wie notwendig es ist, reflektiert über Jugendmedienschutz zu sprechen. Denn auch der Jugendmedienschutz ist einem gesellschaftlichen Wandel unterworfen. Er muss Schritt halten mit der Realität. Hier leistet die FSF einen unverzichtbaren Beitrag. Sie ist immer am Puls der Zeit geblieben. Für 20 Jahre hervorragende Arbeit meine herzlichsten Glückwünsche.

Christiane von Wahlert, Geschäftsführerin der Spitzenorganisation der Filmwirtschaft e. V. (SPIO) und der Freiwilligen Selbstkontrolle der Filmwirtschaft (FSK)

20 Jahre FSF – fürwahr eine stolze Leistung. Die Arbeit der FSF – ihre verlässliche Prüf- und Klassifizierungstätigkeit, die interessanten Tagungen und Fortbildungsveranstaltungen, die rege Debattenkultur in *tv diskurs* – hat sicherlich den gesellschaftlichen Diskurs über das private Fernsehen in den letzten Jahrzehnten beharrlich und nachhaltig mitgeprägt. Sie hat immer wieder deutlich werden lassen, dass bei Entscheidungen zum Thema „Jugendschutz“ oft auch die Frage nach den Grenzen des Zeigbaren seismografisch ausgelotet wird. Unermüdlich hat sie Beiträge zu der Erkenntnis geliefert, dass diese Grenzen sich in stetem Wandel befinden, wie die Gesellschaft eben auch. Der Mix aus grundsätzlicher Reflexion, Offenheit für innovative Formatentwicklungen und pragmatischem Handeln, geprägt von sachkundigen Prüferinnen und Prüfern, getragen von einem engagierten Team – das hat die FSF zu dem gemacht, was sie heute ist. Herzlichen Glückwunsch!





überreißt: In mehreren Folgen der achten Staffel (2008) werden untalentierte Kandidatinnen und Kandidaten spöttisch oder abwertend kommentiert und durch eingeblendete Töne oder Bilder veralbert. Dabei zielt die Komik oft auf die Figur und auf körperliche Schwächen wie Sprachfehler oder Übergewicht. Nach der Beanstandung von vier Folgen werden die Castingteile der Sendung 2009 das erste Mal zur Prüfung eingereicht. Seitdem wurden 70 Folgen der Castingshow nach eigens entwickelten Kriterien geprüft und zu einem Gutteil – in 36 Fällen – erst nach erheblichen Veränderungen freigegeben. Bis auf einen Fall, der zwischen KJM und FSF kritisch besprochen wird, ergibt sich zu dem Format kein Diskussionsbedarf mehr. Aus Jugendschutzsicht kann man heute mit Blick auf *DSDS* getrost Dieter Bohlen zitieren: eine Sendung „wie 'ne Bockwurst! Jeder isst sie, aber es fällt nicht besonders auf.“

Versehrte Körper: Forensik, Unfälle, Katastrophen

Neue Programmtrends bieten ungeahnte Einblicke. Nach dem Erfolg der *CSI*-Reihen (Crime Scene Investigation) ab 2005 finden zunehmend Krimireihen und Reality-Crime-Serien ins Programm, in denen forensische wissenschaftliche Untersuchungen Licht in die Kriminalfälle bringen. Serien wie *Gerichtsmedizinerin Dr. Samantha Ryan*, *Navy CIS*, *Bones – Die Knochenjägerin* oder *The Closer* werden ab 2005 eingereicht und lassen die Prüferinnen und Prüfer oft an der Seite schrulliger Gerichtsmediziner an zahlreichen Untersuchungen von toten und versehrten Körpern teilhaben. Zu dieser Entwicklung passt der aus den USA kommende Trend, reale, von Polizei- oder Handykameras aufgenommene Unfälle und Katastrophen zu zeigen. Waghalsige Stunts und gewagte Experimente werden Gegenstand von Unterhaltungssendungen. Es gibt schmerzhaft Comedy-Mutproben und verblüffende Mentalisten-Auftritte. In den Jahren 2007 bis 2009 bestimmen Unfall- und Pannenshows wie *Echt Hart! Most Shocking*, *World's Most Amazing Videos*, *Außer Kontrolle* oder *Autsch TV*, ... das

gibt's doch gar nicht, Comedy-Mutproben wie *Balls of Steel* oder *Fist of Zen* sowie Experimente- und Mentalistenshows wie *Brainiac* oder *The next Uri Geller* das Programm der Prüfausschüsse. Zahlreiche Darstellungen finden nicht den Weg ins Fernsehprogramm, weil sie als Menschenwürdeverstoß gewertet werden, weil sie Kinder gegenüber dem Leid anderer desensibilisieren oder jugendlichen gefährliche Vorbilder bieten.

Dokusoaps, Erziehung und Helptainment

Ab 2008 häufen sich „echte“ Geschichten in mehr oder weniger offensichtlichen Inszenierungen: Frauen tauschen Haus und Familie (*Frauentausch*), ehemalige Huren versuchen, im alten Job wieder Fuß zu fassen (*Reality Affairs*), Mädchen bewerben sich in Tabledancebars (*Deine Chance: 3 Bewerber – 1 Job*). Man lernt Berufsgruppen wie Autohändler, Straßensozialarbeiter oder Bordellhausmeister näher kennen. Die Geschichten haben einen realen Hintergrund, arbeiten aber mit einfachen fiktionalen Inszenierungsstrategien wie Emotionalisierung, Dramatisierung und Stereotypisierung. Es ist diese Inszenierung, die auch gut gemeinte Ansätze bisweilen in ein kritisches Licht rückt. Sozialisierungsversuche mit renitenten Teenagern (*Teenager außer Kontrolle*), Erziehungshilfen für überforderte Eltern (*Die Super Nanny*), Aufklärung und Beziehungsberatung für jugendliche Mütter (*Generation Ahnungslos*): „Die Coaching-Geschichte handelt von tiefem Fall und zäher Auferstehung“, meint Bernd Gäbler (2007), und deshalb sorgt die Dramaturgie für eine entsprechende Fallhöhe. Zwischen der Anmutung einer Sendung und den tatsächlichen Bedingungen vor Ort liegen z. T. Welten.

Das zeigt im Mai 2009 die RTL-Dokusoap *Erwachsen auf Probe*, in der minderjährige Paare mit „geliehenen“ Babys vor laufenden Kameras den Alltag des Elterndaseins kennenlernen sollen. Eltern- und Kinderschutzverbände laufen gegen die Sendung Sturm, die FSF-Freigabe (20.00 Uhr) wird heftig kritisiert. Letztlich erweist sich der Kontext aber als inszeniert, einschließlich der

suggerierten Gefahr für die Säuglinge. Auch die Sendereihe *Die Super Nanny*, die seit Ende 2004 im deutschen Fernsehen ausgestrahlt wird, arbeitet mit Inszenierungsmustern des Affektfernsehens. Die emotionalisierende Gestaltung in einer Sendung, die Wiederholung vieler kurzer Bilder häuslicher Gewalt, wird acht Jahre später von der KJM als Verstoß gegen die Menschenwürde gewertet. Dies wird der zweite Fall sein, in dem der Beurteilungsspielraum der FSF als überschritten erklärt wird.

Scripted Reality

Ab 2010 kommen Scripted-Reality-Formate wieder in Mode und bestimmen bis heute weite Teile des Nachmittagsprogramms. Es handelt sich um fiktionale, mit Laiendarstellern inszenierte Geschichten, die möglichst authentisch wirken sollen: Privatdetektive ermitteln (*Privatdetektive im Einsatz*), an Partystränden werden Junggesellenabschiede gefeiert (*X-Diaries*), es werden familiäre Probleme (*Familien im Brennpunkt*) oder dramatische Schicksale (*Schicksale – und plötzlich ist alles anders*) geschildert. Ob die Geschichten echt, nachgespielt oder erfunden sind, ist mit Blick auf Kinder, die das Inszenierte noch nicht durchschauen können, nachrangig. Wesentlich ist, welche Geschichte erzählt wird und welche Botschaft sich vermittelt. Erscheint eine Ohrfeige angebracht? Gehört Ecstasy zu einer Party, gehören Sexabenteuer und Alkohol zum Urlaub dazu? Bringt eine Nasenkorrektur das ersehnte Selbstwertgefühl? Zahlreiche Sendungen werden nicht für den gewünschten Sendeplatz zugelassen. Schließlich hat der Austausch mit Jugendschutzbeauftragten, Redaktionen und Produktionsfirmen über die Maßstäbe und Kriterien erheblich dazu beigetragen, die Formate „verträglicher“ zu machen.

Heute: vielfältiger Programm-Mix, neue Themen

Seit 1994 hat sich vieles verändert. Durchschnittlich 160 Programme werden heute im Monat bei der FSF bewertet. Die einseitige Kost ist einem bunten Programm-Mix gewichen.

Viele der derzeit aktuellen Comedy- und Reality-Formate kombinieren Bekanntes und können mit einer gewissen Routine eingeschätzt werden. Unterhaltungsshows spielen mit Schmerz- und Angsterfahrungen (*Joko gegen Klaas*, ab 12/16), TV-Parodien zeigen, was sie anprangern (*Who Wants to Fuck My Girlfriend*, ab 16). In Scripted-Reality-Formaten werden die alten Geschichten um Freundschaft, Liebe, Eifersucht mit verschiedenen Figurenschablonen immer wieder neu erzählt (*Berlin – Tag & Nacht*, ab 12).

Andere Programme bringen neue Themen: In US-amerikanischen High-Quality-Fernsehserien sind die schrägen Helden Crystal-Meth-Produzenten (*Breaking Bad*), Serienkiller (*Dexter*) oder Gangsterbosse (*Boardwalk Empire*). Sie sind nicht eindimensional, sondern irgendwo zwischen Gut und Böse anzusiedeln und fordern das moralische Urteil der Zuschauer. Wie Jugendliche mit solch ambivalenten Heldenfiguren umgehen, wird uns in den Prüfungen weiter beschäftigen. Serien wie *Spartacus*, *Banshee* oder *The Walking Dead* lösen nicht nur herkömmliche Bewertungsschemata von Gut und Böse auf, sondern zeigen auch eine neue

Dimension von Gewaltästhetik, die ein neues Nachdenken im Umgang mit Darstellungen von Gewalt und Gewaltopfern erfordert.

Körperlichkeit und Körperkult sind Themen bei der Darstellung von Sexualität und Geschlechterrollen – in Musikclips oder auch in publikumsstarken Casting- und Datingshows. Sängerinnen inszenieren sich in erotischen Posen (*Rihanna, Pour It Up*), stutenbissige Frauen buhlen um einen Mann (*Der Bachelor*), Männer, die hier nicht landen können, suchen sich Frauen in Thailand oder Russland (*Pures Leben: Auf Brautschau im Ausland*). Die Zuschreibungen in Bezug auf das, was Weiblichkeit und Männlichkeit ausmacht, sollten wir sehr kritisch im Auge behalten – obwohl oder gerade weil man bei Geschlechtsrollenbildern von kumulativen Effekten ausgehen hat.

Auch im Verhältnis von Realität und Fiktion ergeben sich neue Facetten. Genregrenzen lösen sich auf, Wirklichkeit und Fake verschwimmen. In ein und derselben Sendung werden Elemente von Game-, Talk- und Datingshow, Telenovela und Dokusoap vermischt und zu etwas Neuem umgestaltet. Wir wissen immer weniger, ob die Mitwirkenden Schutz bedürfen oder ihre Rolle nur spielen, was ihnen ein Drehbuch vorgibt und was spontan über ihre Lippen kommt. Wir müssen aber entscheiden, welche Botschaft und welche Identifikationsfigur für Kinder problematisch sind und welche nicht. Diese sozialverträglich zu halten und mit Blick auf unsere Themen – Gewalt, Sex und moralische Orientierungen – immer wieder zu hinterfragen, bleibt wichtige Aufgabe der FSF.

Literatur:

Blickpunkt TV, 35/1994:

Medienerfahrene Kids sind weniger gefährdet. FSF relativiert BPS-Indizierungen

Corinth, E.:

I want a famous face. Neue amerikanische MTV-Show greift zum Skalpell. In: Telepolis, 21.03.2004

Gäbler, B.:

Gutes Coaching, schlechtes Coaching. In: Stern, 18.09.2007

Gutsch, J.-M.:

„Aufbruch im Moral-Business“. In: Der Spiegel, 19/2006 (08.05.2006). Abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-46847810.html>

Jordan, F.:

Mit Plepsen gegen den Sex. Selbstkontrolle soll Talkshows jugendtauglich machen, aber die Schmuddelthemen bleiben. In: Die Welt, 24.11.1998

Keller, H.:

„Beim Kudu-Kot-Kotzen. In Sachen Trash-TV hat nicht RTL, sondern MTV die Nase vorn“. In: Frankfurter Rundschau, 04.02.2004

Reichert, J.:

Die Macht der Worte und der Medien. Wiesbaden 2007

Sichtermann, B.:

Der Prolo-Touch. Warum sind die Nachmittags-Talkshows so anstößig? In: tv diskurs, Ausgabe 10 (Oktober 1999), S. 74 – 79

Claudia Mikat ist Hauptamtliche Vorsitzende in den Prüfungsausschüssen der Freiwilligen Selbstkontrolle Fernsehen (FSF).



20
fsf
FREIWILLIGE
SELBSTKONTROLLE
FERNSEHEN

... fsf

... fsf

... f

Klaus-Dieter Felsmann

Mährischer Wein, Malimo-Dessous und die Kompetenzen eines FSF-Prüfers

An das Programm des Kinderfilmfestivals 1988 im tschechischen Gottwaldov erinnere ich mich nur noch rudimentär. Unvergessen ist dagegen die damalige „Fahrt ins Blaue“, zu der die Gastgeber an einem lauen Maienabend die ausländischen Experten des anspruchsvollen Films für junge Zuschauer eingeladen hatten. Per Bus ging es quer durch die böhmische Landschaft zu einem dörflichen Kulturzentrum. Dort gab es ein üppiges Bauernbüfett und reichlich mährischen Landwein. Höhepunkt des Abends war der Auftritt eines folkloristischen Tanzensembles, das zunächst alles zeigte, was an regionaler Fröhlichkeit zu bieten war und schließlich die stauenden Zuschauer in den Tanzreigen einbezog. Zwei Jahre später war ich wieder bei diesem Festival. Die Stadt, die einst durch die dort gegründeten Schuhfabriken des Tomáš Bat'a berühmt geworden war, hieß nun wieder Zlín. In die Bar des Festivalhotels „Moskva“, wo sich vormals eine bulgarische Combo bemüht hatte, die Gäste mit saisonalen Schlagerhits zu unterhalten, war die neue Zeit mit einer Stripteaseshow eingezogen. Ich hatte das vage Gefühl, dass ich einige der dortigen Tänzerinnen schon einmal in mährischen Trachtenkostümen gesehen hatte. In solcher Verkleidung, so stellte ich zu meiner Überraschung fest, waren mir die Schönheiten wesentlich sinnlicher in Erinnerung als in der

nummehr vorgeführten Nacktheit. Wenn zu diesem Eindruck auch der Landwein seinen Teil beigetragen haben mag, es blieb die Erkenntnis: Erst der innere Film im Kopf macht aus sexuell ausgerichteten Angeboten ein erotisches Ereignis.

Ebenfalls 1990, kurz nach der Maueröffnung, hatten Freunde in der Schweiz unsere Familie zu einem Urlaubsbesuch eingeladen. Zentrum der Exkursion war Zürich. Dort wollte ich unbedingt in die Spiegelgasse gehen, wo Georg Büchner zuletzt gelebt und wo nebenan Lenin die russische Oktoberrevolution ausgebrütet hatte. Die Kinder und den Rest der Gesellschaft zog es alternativ auf den Zürichberg, um sich dort ins Gras zu legen und Schweizer Schokolade zu essen, so wie der Legende nach einst auch Lenins Gattin Nadeschda Krupskaja. Die Gelegenheit des Alleinseins nutzte ich, um nach der Hinwendung zu den Schwergewichten europäischer Kulturge-schichte nebenher ein Pornokino kennenzulernen. Der bleibende sinnliche Eindruck dieses Besuchs ging danach allein von der Architektur des umfunktionierten vormaligen Lichtspieltheaters aus. Im Hauptfilm waren zwei Damen zu erleben, die es als Gefängnisaufseherinnen ihren angeketteten schweren Jungs besorgten bzw. es sich besorgen ließen. Hier wurde meine Neugier schnell von Langeweile abgelöst.

Als unerträglich blieb der Gestank in Erinnerung, der – ausgehend von unzähligen Publikumsergüssen – in den Stofftapeten des einstigen Tempels cineastischer Vergnügung hängen geblieben war.

Hatte ich etwa gedacht, ich würde an diesem Ort etwas von der ausufernden und schließlich zerstörerischen Leidenschaft, von der unbändigen Lust und der ästhetischen Zuspitzung erleben, die ich wenige Jahre zuvor in Bernardo Bertoluccis *Der letzte Tango in Paris* wahrnehmen konnte? 1984 war am Boulevard Unter den Linden in Ostberlin das Französische Kulturzentrum eröffnet worden. Als man hier Bertoluccis Film zeigte, bildeten sich Abend für Abend Schlangen auf der sonst eher unbelebten Prachtmeile. Bis zum Aeroflot-Büro im Seitenflügel der Sowjetischen Botschaft standen die philosophierenden Schachspieler aus dem „Lindencorso“ neben Kulturfunktionären, die Protagonisten des Dokumentarfilmstudios neben ihren Kritikern und die Dichter und Maler des Prenzlauer Bergs neben den Geschäftemachern der alternativen Modeszene. Alle wollten den Kultfilm mit Marlon Brando und Maria Schneider sehen und alle begriffen die sexuelle Obsession als Versuch, einer erstarrten Gesellschaft wie der ihren zu entkommen, genauso, wie sie unter dem Scheitern desselben litten. Der Film wur-



de zu einem zentralen Gesprächsthema und ersetzte Maßstäbe, was man von erotischem Kino erwarten kann. Als ähnlich eindrücklich erwies sich seinerzeit für Filminteressierte das vierstündige Epos *Narziss & Psyche* des Ungarn Gábor Bódy. Hier widersetzt sich die unwiderstehlich schöne Patricia Adriani als Psyche Lónyay der konventionell vorgeschriebenen weiblichen Rolle, was ein freizügiges und selbstbestimmtes sexuelles Ausleben aller Wünsche einschließt.

Ganz andere Ausdrucksformen erotischer Sehnsüchte lernte ich zehn Jahre später nach meinem Umzug in die brandenburgische Provinz kennen. Hier kam unmittelbare Freude auf, wenn es zum 50. Geburtstag ein lebendiges Geschenk gab, das sich angesichts der Kaffeetafel auszog. Und man erzählte beim Dorffest unter Einfluss von reichlich Kümmerling von den einstigen Schlüpfertypen der jungen LPG-Mitarbeiter, wobei es darum gegangen war, dass irgendwann die Malimodessous der anwesenden Damen an der Wohnzimmerleuchte hingen. Filme im Kopf bilden sich halt sehr unterschiedlich.

So in der Thematik vorgebildet, wurde ich Jugendschutzprüfer bei den für das Bewegtbild zuständigen Gremien. Hier galt es nun, nach Gesetzesvorgaben zu beurteilen, welches erotische Filmangebot jungen Menschen

wann und in welcher Form zuzumuten ist. Damit werden Orientierungspunkte gesetzt. Gleichzeitig – und das scheint mir besonders wichtig – wird ein öffentlicher Diskurs in noch immer nicht selbstverständlicher Form zu einer sehr zentralen Lebensfrage angestoßen.

Reitferien in Schweden hieß mehr als zweideutig ein Film, der zeitweise die Jugendschutzgremien heftig umtrieb. Hier geht es um keinerlei Konflikte, sondern allein um diverse Kopulationsgelegenheiten auf einem Bauernhof. Zu dieser filmischen Vorlage gab es an einem heißen Septembertag 2001 bei der Freiwilligen Selbstkontrolle Fernsehen (FSF) eine Prüferfortbildung. Dicht gedrängt saßen am Berliner Lützowplatz Mitarbeiter der Sender, Jugendschützer und Vertreter der Landesmedienanstalten beisammen und schauten sich das Werk an. Die anschließende Bewertung fiel kontrovers aus. Schließlich wurde der Film in gekürzter Form mehrheitlich als geeignet für das Nachtprogramm befunden. Der eigentlich nachhaltige Impuls ging aber auch hier vom geführten Disput aus, der angesichts zunehmend offener technischer Rahmenbedingungen und geprägt durch unterschiedliche Lebenserfahrungen und entsprechender Maßstäbe zu einem Ausgleich zwischen den Polen der uneingeschränkten Freigabe des Films und dessen Verbot geführt wurde. Noch

immer nachdenklich stimmt mich der Hinweis einer Kollegin auf die bedrohlichen Aggressionen, die von Gesellschaften ausgehen, die öffentlichen erotischen Darbietungen mit Zensur begegnen. Fünf Tage nach der Fortbildung steuerten solcherart Reglementierte Passagierflugzeuge in die Zwillingstürme von New York.

Klaus-Dieter Felsmann
ist freier Publizist, Medien-
berater und Moderator
sowie Prüfer bei der
Freiwilligen Selbstkontrolle
Fernsehen (FSF).



Panorama 03/2014

Schnelles Internet in Entwicklungsländern

Noch immer haben Mrd. von Menschen keinen schnellen Internetzugang. Nun soll laut einer Meldung des Internetdienstes heise.de ein neues Satellitennetzwerk den Anschluss der rund 150 Schwellen- und Entwicklungsländer an das Breitbandnetz ermöglichen. Dafür startete eine Sojus-Rakete Anfang Juli 2014 mit vier weiteren Satelliten für das sogenannte O3b-System ins All. Staaten in Afrika, Südostasien und Lateinamerika könnten u. a. von dem neuen Netzwerk profitieren. Theoretisch könne es drei Mrd. Menschen erreichen, die bisher keinen Breitbandzugang haben.

Ermittlungen gegen RTL-Reporterin eingestellt

Die staatsanwaltschaftlichen Ermittlungen gegen eine Reporterin des Senders RTL wegen verdeckter Recherchen wurden eingestellt. Wie der Internetdienst newsroom.de auf Grundlage einer dpa-Meldung berichtet, hatte die Journalistin drei Monate lang im Zalando-Logistikzentrum gearbeitet und dabei Informationen gesammelt. In der Sendung *Extra* hat sie dem Unternehmen aufgrund ihrer Recherchen vorgeworfen, Angestellte massiv unter Druck gesetzt und gegen das Arbeitsrecht verstoßen zu haben. Wie ein Behördensprecher der Staatsanwaltschaft nun mitteilte, lag jedoch kein strafbares Verhalten seitens der Journalistin vor. Die Recherchen mit einer Kamerabrille für das *Team Wallraff* seien nicht strafbar. Zudem habe sich der Verdacht auf Verrat von Geschäfts- und Betriebsgeheimnissen nicht bestätigt.

Einschränkung der Pressefreiheit in China

Ohnehin haben Journalisten in der Volksrepublik China mit schwierigen Bedingungen zu kämpfen. Auf dem Index für Pressefreiheit der Organisation Reporter ohne Grenzen steht das Land auf Platz 175 von 180 Ländern. Nun jedoch stellt die Regierung in Peking noch strengere Regeln auf. Laut einer Meldung des Internetdienstes newsroom.de auf Grundlage einer dpa-Meldung könne demnach sogar jede Weitergabe von Informationen illegal sein. Wie die nationale Pressebehörde mitteilte, dürften Journalisten „heikle“ Informationen nicht kopieren, aufnehmen, aufbewahren oder im privaten Gespräch weitergeben. Diese Regeln gelten für Staatsüber Unternehmensgeheimnisse bis hin zu generell unveröffentlichten Informationen. Ob sie auch für ausländische Reporter Gültigkeit haben, ließ die Behörde nicht verlautbaren. Bereits im Juni 2014 waren verschärfte Regeln für Presse, Veröffentlichungen, Radio, Film und Fernsehen bekannt gegeben worden. So dürfen Journalisten z. B. nicht mehr außerhalb ihrer Provinzen oder Regionen recherchieren. Auch sollen sie ihre Arbeitgeber oder Behörden um Erlaubnis fragen, bevor sie zu „kritischen Themen“ recherchieren. Christian Mihr, Geschäftsführer der Organisation Reporter ohne Grenzen, bezeichnete die neuesten Verordnungen als absurd.

HFF wird erste Filmuniversität

Die Potsdamer Hochschule für Film und Fernsehen (HFF) „Konrad Wolf“ wurde mit einem offiziellen Festakt Anfang Juli 2014 im 60. Jahr ihres Bestehens zur „Filmuniversität Babelsberg KONRAD WOLF“. Mit der Umwandlung soll die praxisnahe Ausbildung noch besser mit einer intensiven Forschungstätigkeit verknüpft werden. Die Universität soll künftig Forschung in allen Bereichen der Filmhochschule (technologisch, medienwissenschaftlich, künstlerisch) zum Schwerpunkt haben, neue interdisziplinäre Studiengänge anbieten und die enge Kooperation mit anderen Hochschulen und Forschungseinrichtungen vorantreiben. Das Land verleiht der Filmuniversität außerdem das Promotionsrecht im Studiengang Medienwissenschaft, das die HFF bisher nur in Kooperation mit einer Universität ausüben konnte. Die Uni wird mit rund 14 Mio. Euro im laufenden Jahr und jeweils etwas mehr als 14 Mio. Euro in den Jahren 2015 bis 2018 finanziert.

WENN NIEMAND MEHR ÜBER INHAFTIERTE JOURNALISTEN IN CHINA SCHREIBT, SIND DANN ALLE WIEDER FREI?



REPORTER OHNE GRENZEN E.V. - WWW.REPORTER-OHNE-GRENZEN.DE
SPENDENKONTO IBAN: DE26 1009 0000 5667 7770 80 - BIC: BEVODEBB

**REPORTER
OHNE GRENZEN**
FÜR INFORMATIONSFREIHEIT

[20 JAHRE]

Das Porträt: Natascha Adamowsky

Alexander Grau



Prof. Dr. Natascha Adamowsky ist Medienkulturwissenschaftlerin. Begonnen hat ihr akademischer Werdegang an der HdK in Berlin. Dort studierte sie Gesellschafts- und Wirtschaftskommunikation. Danach promovierte sie im Rahmen eines Graduiertenkollegs in Siegen und ging als Postdoktorandin an die TH Darmstadt. 2009 wurde Natascha Adamowsky an der Humboldt-Universität zu Berlin mit einer Arbeit über das

Wunder in der Moderne habilitiert. Seit 2011 lehrt und forscht sie am Institut für Medienkulturwissenschaft der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Ihr Hauptinteresse gilt der Frage, wie Medien unsere Kultur und unsere Wahrnehmung bestimmen und damit zugleich die Bedingungen ihrer eigenen Nutzung. Im Zentrum ihrer Arbeit steht dabei das Spiel, genauer: das Computerspiel.

Mit Freiburg verbindet man alles Mögliche: Schwarzwald und Münster, Bobbele und Schwabentor, Heidegger und Kuckucksuhren. Nur an Medien oder an Medienwissenschaft denkt man nicht zuallererst. Zu Unrecht.

Seit 2011 ist Natascha Adamowsky Professorin für Medienkulturwissenschaft an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Eine glückliche Fügung. Denn bei allen Interessen für moderne Technologien, soziale Netzwerke und Computerspiele hat sich die gebürtige Berlinerin den Blick für das Verwunderliche und das Wunderbare bewahrt. Ihre Habilitationsschrift *Das Wunder in der Moderne* etwa galt der Kulturgeschichte des Fliegens, genauer: der Sprache des Unglaublichen und Fantastischen, die für die Diskurse über das Fliegen in der Moderne so charakteristisch ist.

In Freiburg ist man lange Zeit einen anderen Weg gegangen. Zwar hat man sich gerade hier auch immer für Medien interessiert und ihre Verbindung zum Wunderbaren, doch hatte man dabei weniger die Verzauberung der Welt durch die Technik im Blick, sondern die fantastische Parallelwelt des Paranormalen und der Geister. Immerhin befindet sich hier Deutschlands einziges Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene – und eine parapsychologische Beratungsstelle. Nicht wenigen gilt die Stadt an der Dreisam als „locus occultus“, wie es der Journalist Albert Sellner einst formulierte.

Da ist es ganz erfrischend, dass Natascha Adamowsky darauf aufmerksam macht, dass das Reich des Fantastischen nicht in einer jenseitigen Sphäre zu suchen ist, sondern in unserer ganz profanen Alltagswelt, die uns immer wieder verwundert. Letztlich sind es die von uns selbst geschaffenen Technologien, die uns erstaunen lassen und Faszination hervorrufen angesichts des Unglaublichen.

Medien und Kultur

Ihr Studium begann Natascha Adamowsky 1989 an der damaligen Hochschule der Künste (HdK) in Berlin. „Das Studienfach“, erklärt sie beinahe schüchtern, „nannte sich Gesellschafts- und Wirtschaftskommunikation“. Das war zunächst eher praktisch ausgelegt. Viele Kommilitonen seien in die Werbung gegangen, zum Fernsehen oder Rundfunk. „Es gab aber auch eine theoretische Schiene, ein Wahlfach, das ich ganz großartig fand: Kunst- und Kulturwissenschaften. Das hat mir die Möglichkeit gegeben, die ganze HdK zu nutzen.“ Man merkt ihr auch heute noch die Begeisterung an: „Ich konnte an allen Lehrveranstaltungen teilnehmen, sei es bei den Bildhauern, den Fotografen oder den Theoretikern.“

Diese multidisziplinäre Arbeit weckte ihr Interesse an der Analyse der Alltagskultur: „Ich fand es spannend, mich mit Gegenwartsphänomenen auseinanderzusetzen und zwar nicht in einem engeren kommunikationswissenschaftlichen, sondern in einem kulturhistorischen Sinne“.

Die Vorlieben, Werte, Ängste und Sehnsüchte einer Gesellschaft lassen sich wahrscheinlich an kaum einem Phänomen so gut analysieren wie an Spielen und der Art und Weise, wie mit Spielen umgegangen wird. Das zeigen insbesondere Computerspiele. Ihnen widmete Natascha Adamowsky folgerichtig ihre Doktorarbeit *Spielfiguren in virtuellen Welten* – keine Selbstverständlichkeit Ende der 1990er-Jahre.

»Die Vorlieben, Werte, Ängste und Sehnsüchte einer Gesellschaft lassen sich wahrscheinlich an kaum einem Phänomen so gut analysieren wie an Spielen und der Art und Weise, wie mit Spielen umgegangen wird. Das zeigen insbesondere Computerspiele.«

Neben vielen Detailanalysen bietet diese Arbeit vor allem ein Plädoyer gegen den vorherrschenden Kulturpessimismus in Sachen Computerspiele – und einen Appell für eine komplexere, mehrdimensionalere Methodik in den Medienwissenschaften. Angesichts der Vielfalt der Nutzungs- und Kodierungsmöglichkeiten, die jugendliche Mediennutzer heutzutage hätten, erwiesen sich die Kontexte Kindheit und Jugend als komplexer und heterogener als bei früheren Generationen. Eine monokausale oder eindimensionale Medienwirkungsforschung greife daher zu kurz: „Weiter scheint es dagegen zu führen,“ schreibt Adamowsky in ihrer Einleitung, „sich für die medientechnische Beeinflussung der Freizeitgestaltung und Tagesabläufe zu interessieren, z. B.: Wie verändern sich Phantasien, Gefühle und Wünsche in der Interaktion mit medialen Arrangements?“

Diese Anregung zu einer mehrdimensionalen Medienwirkungsforschung kann man zugleich als Programm einer Medienkulturwissenschaft verstehen, die Medieninhalte nicht nur quantitativ ausgewertet oder monokausale Wirkmechanismen rekonstruiert, sondern die komplexen Interaktionsprozesse zwischen Medien und Kultur analysiert.

Dabei sind Medien für Natascha Adamowsky nicht nur ein Vehikel, mit dem kulturelle Inhalte transportiert werden, sondern machen dabei zugleich spezifische Erfahrungen zugänglich. „Deshalb“, so die Wissenschaftlerin, „ist das Verhältnis von Kultur und Medien ein enger, sich wechselseitig bedingender Zusammenhang“.

Gerade weil Medien und Kultur ineinander verflochten sind, bedarf es eines weiten, medienkulturwissenschaftlichen Zugriffs: „Letztlich“, so Adamowsky, „gibt es nur Medienensembles oder historische Arrangements, die dann im Modus der Intermedialität miteinander interagieren“. Um diese Prozesse zu untersuchen, müssten sie kulturhistorisch, diskursanalytisch und ästhetisch kontextualisiert werden. Dazu gehöre es auch, einen zu engen Medien-Begriff zu vermeiden, wie er manchmal in publizistischer Tradition zugrunde gelegt werde. Medien seien mehr als Film, Rundfunk, Fernsehen und Print. „Ich kann mich auch mit Literatur, Theater, Oper, Computer und digitalen Welten, mit dem Bleistift, der Uhr, dem Geld oder dem Teleskop als Medium auseinandersetzen.“ Letztlich interessierten sie als Medienkulturwissenschaftlerin vor allem mediale Differenzen und nicht ein festgelegter Kanon an Massenmedien.

»Jedes neue Medium wird erst einmal kritisiert, weil damit Dinge verloren gehen.«

Medienwandel

Gerade weil das Phänomen „Medien“ äußerst heterogen und vielfältig ist und die Medienkulturwissenschaft daher auch ungewohnte Perspektiven auf Gegenstände als Medien eröffnet, kommt der technischen Entwicklung in den elektronischen und digitalen Medien eine besondere Bedeutung zu.

Wie diese zu bewerten ist, darüber gehen die Meinungen bekanntlich auseinander. Natascha Adamowsky lässt allerdings keinen Zweifel daran, dass wir uns in einem historischen Umbruch befinden: „Obwohl mir die mitunter prophetische und apokalyptische Sprache in diesem Zusammenhang nicht so liegt, bin ich auf jeden Fall aufseiten derjenigen, die der Meinung sind, dass sich sehr viel verändert.“ Um diese Veränderungen allerdings zu begreifen, müsste man andererseits auch die Kontinuitäten sehen, in denen beispielsweise das Internet stehe – etwa zum Telefon oder zur Fotografie.

Überhaupt: „Der historische Blick ist es, der einem dabei hilft, überhaupt noch etwas wie Orientierung zu bewahren, da er eine gute Vergleichsfolie bietet. Zudem ruft er einem die Zufälligkeiten ins Gedächtnis zurück und dass die Dinge, so wie sie sind, nicht sein müssen, sondern irgendwelchen kontingenten Umständen geschuldet sind.“

Führe man sich die Zufälle, aber auch Kontinuitäten der Medienentwicklung vor Augen, würden die Brüche umso deutlicher. Etwa die zunehmende Heterogenisierung unserer Informationsbeschaffung durch das Wegfallen gemeinsamer Medienrezeptionen bei einer gleichzeitig immer stärker werdenden Homogenisierung, da insbesondere die jüngeren Nutzer Informationen nur noch sehr einseitig und unhinterfragt aufnehmen würden.

Diese scheinbar gegenläufigen Entwicklungen im Umgang mit Informationen können ihre Ursache auch darin haben, dass das Internet ein noch sehr junges Medium ist, dessen Nutzen, Umgang und Möglichkeiten wir erst noch erlernen und entdecken müssen.

Diese Verunsicherung liegt auch daran, dass das Netz zu den technischen Innovationen gehört, deren Verwendung nicht intendiert war. „Das war übrigens“, erklärt Natascha Adamowsky, „beim Telefon nicht anders. Am Anfang hat man gedacht, das ist ein Instrument für Menschen, die auf dem Land wohnen, damit die mal Oper hören oder einer Theatervorstellung beiwohnen können. Dass man zu Hause angerufen wird, das konnte man sich gar nicht vorstellen.“

Homo ludens

Wie sehr die Entwicklung der digitalen Medien von Kontinuitäten und Diskontinuitäten zugleich geprägt ist, zeigen insbesondere auch Computerspiele. „Spielanthropologisch bringt das Computerspiel nichts Neues“, betont Adamowsky, „Es hat viele neue Facetten, bringt aber in die Spielmöglichkeiten, die uns Menschen zur Verfügung stehen, keine neue Variante.“

Natascha Adamowsky greift zur Begründung dieser These auf die Überlegungen des französischen Soziologen und Philosophen Roger Caillois zurück. In seinem 1958 erschienenen Buch *Les jeux et les hommes* hatte Caillois zu zeigen versucht, dass wir die Komplexität des Phänomens „Spiel“ anhand von vier Charakteristika erfassen können: Agon (Wettkampf), Alea (Zufall), Mimikry (Verkleidung) und Illinx (Rausch). Jedes Spiel, von Räuber und Gendarm über Skat bis Schach, vereint eines oder mehrere dieser vier Elemente auf sich.

„Letztlich sind das alles Komponenten, die auch das Computerspiel bestimmen“, hebt die Medienkulturwissenschaftlerin hervor. „Wenn wir vielleicht in Zukunft in eine ganz andere technische Dimension vordringen, mag es sein, dass sich auch eine neue Spielkategorie eröffnet. Zurzeit sehe ich das aber nicht.“

Natascha Adamowsky wirkt sehr bestimmt, als sie das sagt. Insbesondere der Mimesis-Kategorie käme bei vielen Computerspielen eine besondere Bedeutung zu: die Möglichkeit, sich zu verkleiden, eine neue Identität anzunehmen, mehrere Leben zu leben.

Aufgrund der großen Kontinuität zu alten Spieltraditionen kann die Wissenschaftlerin auch die Kritik an Computerspielen schwer nachvollziehen. Der Vorwurf etwa, dass Computerspiele motorische Fähigkeiten verkümmern ließen, sei zumindest nicht konsequent, da dieselben Leute, die das bemängelten, ganz begeistert wären, wenn die Kinder auf der Couch ein Buch lesen würden. Zudem seien auch Geschichten Realität aus zweiter Hand. „Das Wichtige ist, dass die Kinder beides haben: dass sie einerseits Medien der Intellektualisierung und Komplexitätssteigerung beherrschen lernen wie Literatur oder eben auch Computerspiele und dass sie andererseits entlastenden Tätigkeiten nachgehen wie Sport, auf dem Spielplatz spielen oder basteln.“

Die Kritik an Computerspielen sieht Natascha Adamowsky eher als Ersatzschauplatz. Sie stehe in einer sehr alten medienkritischen Tradition. „Jedes neue Medium wird erst einmal kritisiert, weil damit Dinge verloren gehen.“ Zugleich seien solche Debatten häufig Generationendiskussionen: „Die ältere Generation beschimpft die Medienvorlieben der neuen Generation.“

Es wird deutlich, dass die Wissenschaftlerin der üblichen Computerspielkritik wenig abgewinnen kann. „Ich finde es interessanter, zu fragen, sind das gute oder schlechte Computerspiele? Was ist ein gutes Computerspiel?“

Und sie gibt selbst die Antwort: Letztlich würde sich ein gutes Computerspiel durch seine Dramaturgie auszeichnen. Die müsste gar nicht besonders kompliziert sein. Ein gutes Beispiel dafür sei der Klassiker *Pong*. „Das ist ein seit 2.000 Jahren erprobtes Spielmodell: Da geht ein Ball hin und her. Das reicht uns Menschen oftmals, um uns stundenlang davon faszinieren zu lassen.“ Zudem müsse bei einem guten Spiel das Verhältnis von Raum, Zeit, Spielziel und Spielerzahl stimmen.

Doch letztlich geht es Natascha Adamowsky gar nicht darum, Regeln aufzustellen. Computerspiele seien ein Kulturgut, betont sie mit Nachdruck. Die Menschen, die diese Spiele programmierten, seien oftmals Künstler ihres Faches. Dementsprechend wichtig sei es, sich erst einmal sachkundig zu machen und zu schauen, was es alles gibt und worauf man zu achten habe. „Wenn man dann spezielle Bilder nicht gut findet, ist das vollkommen legitim. Aber dann soll man genau über diese Bilder sprechen und darüber, warum man solche Bilder in einer Gesellschaft nicht zulassen will.“

Medienkompetenz

Natascha Adamowsky hat sich warm geredet. Spiele sind ihr Thema. Auch weil Spiele Medien sind, die Inhalte transportieren, Weltbilder und Normen. Um mit diesen Inhalten entsprechend umzugehen, bedarf es jedoch einer gewissen Medienkompetenz. Und darunter versteht die Medienkulturwissenschaftlerin zunächst einmal ganz grundlegende technische Fähigkeiten und handwerkliche Kompetenzen, etwa die Fähigkeit, die jeweils aktuellen Medien auch bedienen zu können.

„Medienkompetenz ist eine Form der Bildung“, hebt sie hervor. Und dazu würde gehören, sich vor allem auch der Geschichtlichkeit der Medien bewusst zu sein und nicht der Meinung aufzusitzen, heute sei alles einmalig und noch nie vorgekommen. „Man sollte als medienkompetenter Mensch in der Lage sein, zu fragen, was die Medien mit uns machen.“ Dazu würde es auch gehören, nicht alles für selbstverständlich zu nehmen, sich ruhig befremden zu lassen und manchmal einen Schritt zurückzutreten. Und in diesem Sinne sieht die Wissenschaftlerin durchaus Medienkompetenzdefizite gerade auch bei Jugendlichen: „Medienkompetenz ist kein Wissenskanon, den man abfragen kann.“

Es wird offensichtlich, dass sich an diesem Punkt auch die Hochschullehrerin angesprochen fühlt. Und so beginnt sie zu erzählen, von den Studenten, die mit den angeblich sozialen Netzwerken überfordert seien, die nicht wüssten, wie sich diese Überforderung kanalisieren lasse, wie man das aufgreifen und diskutieren könne, mit welchen Begriffen. Und dann wird sie auf sympathische Art unakademisch: „Das ist einfach ein gewaltiges Ding, was man da auf die junge Generation losgelassen hat.“

Natascha Adamowsky, das wird im Laufe unseres Gesprächs deutlich, ist eine Streiterin für einen Pluralismus der Methoden und Ansätze. Entsprechend positiv sieht sie den Zustand der Medienwissenschaften. Gerade ihre Vielfalt würde die Medienwissenschaften auszeichnen. Und insofern sei es auch zu begrüßen, dass an den unterschiedlichen medienwissenschaftlichen Instituten standortabhängig ganz unterschiedliche Ansätze gewählt würden, mal in Kooperation mit Theaterwissenschaftlern, mal mit Soziologen, Publizisten oder Kulturwissenschaftlern.

Bleibt die Frage nach ihren persönlichen wissenschaftlichen Interessen: Das gelte insbesondere dem Verhältnis von Medialität und Wahrnehmung, dem Verhältnis von Medialität und Wissen. „Mich interessieren die medialen Rahmenbedingungen, in denen jemandem ein Gedanke kommt, er Phänomene in der Natur entdeckt.“ Und dann bleibt da natürlich die Liebe zum Spiel: Wie lassen wir Spiele in der Gesellschaft zu? Wie bewerten wir sie? Warum?

»Man sollte als medienkompetenter Mensch in der Lage sein, zu fragen, was die Medien mit uns machen.«

„Es gibt in unserer Gesellschaft,“ merkt sie kritisch an, „eine unglaubliche Instrumentalisierung von Spielmechanismen, um immer noch mehr aus den Leuten herauszuholen: mehr Kreativität, mehr Flexibilität.“ Dieses Überhandnehmen von Spielen im professionellen Kontext würde vom eigentlichen Wesen des Spiels, der Entspannung, ablenken. Aber im Grunde gilt das natürlich für alle Medien.

Wir sind am Ende unseres Gesprächs. Ihr Lieblingsspiel, erklärt sie lachend, sei im Übrigen Solitär: „Da wird der Kopf leer, das finde ich ganz angenehm.“

In der nächsten Ausgabe der *tv diskurs*:
der Weimarer Mediensoziologe Prof. Dr. Andreas Ziemann

Dr. Alexander Grau
arbeitet als freier Kultur-
und Wissenschaftsjournalist
u. a. für „Cicero“, „FAZ“
und den Deutschlandfunk.



Identitätsbildung durch Perspektivwechsel

Filme fördern die kritische Auseinandersetzung Jugendlicher mit sich und der Welt

Im Jugendschutz geht es um die Prognose von Medienwirkungen, beispielsweise um die Frage, ob filmische Gewaltdarstellungen bei Zuschauern eines bestimmten Alters die Akzeptanz von Gewalt erhöhen. Zumeist werden negative, „entwicklungsbeeinträchtigende“ Wirkungen vermutet. Eine 2014 abgeschlossene Untersuchung von vier in der Altersfreigabe umstrittenen Filmen zeigt hingegen: Filme ermöglichen symbolische Verarbeitungsprozesse, die Jugendlichen Anknüpfungspunkte für die kritische Auseinandersetzung

liefern und die Entfaltung von Identität und Persönlichkeit fördern können. Durchgeführt wurde das Projekt von der Freiwilligen Selbstkontrolle der Filmwirtschaft (FSK) in Kooperation mit dem Ministerium für Integration, Familie, Kinder, Jugend und Frauen Rheinland-Pfalz und mit Unterstützung der Spitzenorganisation der Filmwirtschaft (SPIO). Die wissenschaftliche Leitung lag bei Prof. Dr. Jürgen Grimm vom Institut für Publizistik und Kommunikationswissenschaft an der Universität Wien. *tv diskurs* sprach mit ihm.



Sie haben die Studie Medienkompetenz und Jugendschutz wissenschaftlich geleitet. Was war die Zielsetzung der Untersuchung?

Die FSK ist als Jugendschutzeinrichtung schwerpunktmäßig mit den Wirkungsrisiken medialer Darstellungen beschäftigt. Aber so, wie es mögliche Risiken gibt, können Filme auch positive Wirkungen haben. Das war der Punkt, der uns interessierte: Welche kommunikativen Leistungen erbringen Kinofilme? Welche Rolle spielen sie für Identitätsbildung und Persönlichkeitsentfaltung? Wir¹ haben uns in der Studie auf die 12- bis 16-Jährigen konzentriert, da wir aus der Entwicklungspsychologie wissen, dass sich in dieser Altersgruppe einschneidende Veränderungen von Identität und Weltbild vollziehen. In diesem Alter bewegen sich Jugendliche aus dem Familienverband heraus, die Peergroup wird wichtiger, es finden erste sexuelle Kontakte statt etc. All dies führt zu einer Neupositionierung in der sozialen Umwelt und verändert die Sicht auf die eigene Persönlichkeit. Die Frage war also: Wie beeinflussen Kinofilme Identitätsbildungsprozesse? Vom sozialwissenschaftlichen Standpunkt aus ist Identität nicht auf Geschlechteridentität beschränkt, sondern umfasst auch die Zugehörigkeit zu einer Generation, die lokale Herkunft, die soziale Schicht des Elternhauses, die Sympathie für Weltanschauungen und politische Gruppierungen sowie die nationale Zugehörigkeit. Daran ist schon zu erkennen, dass Identität nicht eindimensional durch eine Gruppenzugehörigkeit bestimmt wird, sondern komplex und vielfältig ist. Des Weiteren wird Identität aus der Differenz des Individuums zur Gruppe bzw. zu den Gruppen bestimmt: Bin ich ein Meinungsmacher, eine Führungspersönlichkeit oder ein Mitläufer? Orientiere ich mich an der Mehrheitsmeinung oder leiste ich mir extravagante Abweichungen?

Nach welchen Kriterien haben Sie die Filme für die Untersuchung ausgewählt?

Für unsere Untersuchung haben wir vier Filme ausgewählt, die Identitätsthemen beinhalten und eine hohe Popularität unter Jugendlichen aufweisen: Der erste Film ist die Zukunftserzählung *Die Tribute von Panem – Teil 1*, in der Jugendliche in einer grausamen Diktatur ums nackte Überleben kämpfen und dabei Zivilcourage und Moral zeigen müssen. Im zweiten Film, *Die Kriegerin*, steht eine junge Frau im Mittelpunkt, die aus der rechtsradikalen Szene aussteigen möchte. Bei *Dirty Girl* geht es um ein rebellisches Mädchen, das zur Strafe in eine „Förderklasse“ versetzt wird und dort einen homosexuellen Jungen kennenlernt. Der Junge wird von seinem homophoben Vater unterdrückt.

Anmerkung:

1

Die Wiener Forschungsgruppe besteht neben Prof. Dr. Jürgen Grimm (Projektleitung) aus Mag. Christiane Grill (Fragebogenentwicklung, Datenmanagement, tabellarische Auswertung) und Mag. Petra Schwarzweiler (Fragebogenentwicklung, Samplebildung, Durchführung vor Ort).

Zusammen mit dem „dirty girl“ gelingt es ihm wie auch ihr, über den Außenseiter-Status zu sich selbst zu finden. Und schließlich ist Chronicle – Wozu bist du fähig? eine Art Superheldenerzählung über drei Jungs, die entdecken, dass sie übernatürliche Kräfte besitzen und lernen müssen, mit diesen Kräften verantwortlich umzugehen.

Wie sind Sie bei der Untersuchung vorgegangen?

Im Gegensatz zu früheren Medienwirkungs-Untersuchungen hat unsere Forschungsgruppe diesmal anstelle einzelner Sequenzen komplette Filme gezeigt. Insgesamt waren daran mehr als 600 Schülerinnen und Schüler beteiligt. Dies ergab am Ende 517 auswertbare Fälle. Das Prozedere folgte dem klassischen Prä-Post-Design mit zwei Messzeitpunkten. Als Wirkung gilt hier die Abweichung der Antworten nach gegenüber vor der Filmvorführung. Die Erstbefragung fand an den jeweiligen Schulen statt; erhoben wurden z. B. Gruppenzugehörigkeiten, nationale Identität und Geschlechterrollenverständnis – Letzteres durch Fragen wie: Sollen Jungs auch mit Puppen spielen? Ist es für ein Mädchen angemessen, einen technischen Beruf zu ergreifen? Wir haben daraus einen Index für Geschlechterrollenkonservatismus konstruiert, der von alten Rollenklischees bis zu progressiveren Varianten der Rollenflexibilität reicht. Wenig überraschend kam heraus, dass die Rollenflexibilität bei Mädchen höher ausgeprägt ist als bei Jungen. Nach der Vorführung der Filme wurden dieselben Fragen nochmals gestellt – und es war sehr interessant zu sehen, wie sich Rollenidentitäten durch das Anschauen von Filmen veränderten. Bei Tribute von Panem z. B. wurde das Rollenverständnis der Jungen von einer eher konservativen Sicht in Richtung höherer Rollenflexibilität verschoben. Bei den Mädchen war keine Änderung festzustellen. Offenbar hat die Heldin Katniss Everdeen die männlichen Seher von ihrer Moral und Führungsqualität überzeugt, während die Mädchen zuvor schon progressivere Ansichten zur Frauenpower hatten.

Lassen Sie uns Die Tribute von Panem etwas näher betrachten. Worum geht es hier?

Es handelt sich hier um eine Dystopie, in welcher eine autoritäre Diktatur, die nach einer Katastrophe in Nordamerika entstanden ist, die Bürger dazu zwingt, sich behaupten zu müssen und sich menschenverachtenden Regeln zu unterwerfen. Dies manifestiert sich in jährlich stattfindenden Wettkämpfen, sogenannten „Hunger Games“. Aus jedem der zwölf Distrikte werden jeweils ein Mädchen und ein Junge ausgesucht. Die Jugendlichen treten

gegeneinander mit dem Ziel an, andere Teilnehmer zu töten. Am Ende kann nur einer übrig bleiben. Das ganze Spiel wird über modernste Technik beobachtet und manipuliert. Katniss (Jennifer Lawrence) ist die positive Hauptfigur, die freiwillig statt ihrer eigentlich ausgewählten kleinen Schwester an den Spielen teilnimmt. Nun war die Frage: Gibt es hier Anschlussmöglichkeiten für die Identitätsfindungsprozesse der Jugendlichen? Übernehmen sie etwa den dargestellten Pessimismus, in einer Welt voller Gewalt und Fremdbestimmung zu leben? Natürlich kennen Jugendliche Konkurrenzsituationen. Im Klassenverband geht es ja auch darum, wer der Beste ist; damit verbunden sind schließlich soziale Aufstiegschancen. Insofern gibt es Möglichkeiten, eigene Alltagserfahrungen zu projizieren und daraus Schlüsse für das Selbstkonzept und die eigene Orientierung abzuleiten und letztlich auch die eigene Identität zu schärfen: Bin ich jemand, der den Konkurrenzkampf ohne Rücksicht auf Verluste mitmacht? Oder bin ich jemand, der all dies reflektiert und versucht, als Mensch auch unter schwierigsten Bedingungen in einem sozialen Miteinander „menschlich“ zu bleiben?

Welche Rolle spielt dabei die Hauptfigur, aus deren Perspektive die Geschichte erzählt wird? Und wie wirkt sich die soziale Realität der Jugendlichen auf die Filmverarbeitung aus?

Katniss versucht, die beiden Pole von Kampf und sozialer Moral zu verbinden, deshalb ist sie so überzeugend als Vorbild. Bei unseren Messungen hat sie unter dem Aspekt „vorbildgebender Kinofiguren“ bei den weiblichen Filmfiguren mit Abstand die besten Noten bekommen. Ich erkläre das damit, dass sie tatsächlich eine „reife“ Leistung erbringt: Sie versucht, sich in dieser Konfliktsituation zum einen durchzusetzen, aber sich zum anderen ihre Mitmenschlichkeit und Kooperationsfähigkeit zu bewahren. Daneben ist der soziale Kontext für die Filmrezeption überaus wichtig. Das ist aus der Medienrezeptionsforschung seit Langem bekannt. Ich hatte kürzlich die Gelegenheit, im Rahmen einer Gastprofessur den Tribute-Film ukrainischen Studenten zu zeigen und mit ihnen die Ergebnisse unserer Studie zu diskutieren. Das war sehr aufschlussreich, denn die Ukrainer haben die Filmhandlung mit ihrer Maidan-Bewegung kombiniert, indem sie die Dystopie des autoritären Systems mit Janukowitsch und Putin in Verbindung brachten. Die Studenten waren durchweg politisiert durch die traumatischen Erfahrungen mit der Staatsgewalt: Da sind Bekannte umgekommen, viele haben den Maidan-Kämpfern geholfen. Es war ganz klar zu sehen, dass die politische Realität im Hintergrund die

Verarbeitung des Films beeinflusst hat. Das war bei den deutschen Jugendlichen anders, die die „Hunger Games“ eher mit Schulkonkurrenz und DSDS oder mit historischen Erfahrungen in der Zeit des Nationalsozialismus assoziierten.

Die Anschlussmöglichkeiten der Jugendlichen für ihre eigene Lebenswelt sehen also völlig unterschiedlich aus – in der Ukraine vor dem Hintergrund der politischen Geschehnisse und in Deutschland in einem System, in dem sich Heranwachsende sehr stark unter Bildungsgesichtspunkten und beruflichen Aspekten beweisen müssen. Trotzdem können sie sich symbolisch in den Film hineinversetzen.

Ich glaube, dass fiktionale Kinofilme immer bis zu einem gewissen Grad symbolisch vor dem Hintergrund von Alltagserfahrungen verarbeitet werden. Die Zuschauer suchen nach Verbindungen zur eigenen Realität. Zwar haben ukrainische und deutsche Jugendliche unterschiedliche Lebenswelten, dennoch zogen sie aus *Die Tribute von Panem* sehr ähnliche Schlussfolgerungen: nämlich die Hochschätzung von Moral und Anstand und der Bedeutungszuwachs von Solidarität. Das heißt, der Grundkonflikt ist eben nicht an die politischen Ereignisse auf dem Maidan gebunden, sondern ist eigentlich das Drama der Identitätsbildung Jugendlicher auf der ganzen Welt: Als „transitorische“ Wesen in einer Übergangssituation müssen sie sich im Wettbewerb bewähren und um ihren Platz in der Gesellschaft kämpfen; gleichzeitig dürfen sie aber nicht rücksichtslos vorgehen, sondern müssen einen moralisch akzeptablen Weg – vor allem jenseits von Kriminalität – finden, der Durchsetzungsvermögen mit Rücksicht auf andere verknüpft. Wem das nicht gelingt, verliert gänzlich seine soziale Bindefähigkeit – wie es dem außer Kontrolle geratenen Jungen in *Chronicle* widerfährt.

Nochmals zurück zu *Tribute von Panem*, dem bei Jugendlichen mit Abstand erfolgreichsten Film der letzten Jahre. Aus Jugendschutzsicht kann man den Film unter Gewaltaspekten auch sehr kritisch sehen. Die FSK-Freigabe ab 12 Jahren wurde deshalb auch kontrovers diskutiert. Man befürchtete eine Überforderung junger Zuschauer, da sie sich immerhin mit einer Protagonistin identifizieren, die andere töten muss, um selbst zu überleben.

Wir haben vorab natürlich die Wirkungsdimensionen der Angstvermittlung und des Aggressionstransfers überprüft. Aus meiner Doppelperspektive – als Medienwirkungsforscher und Jugendschützer – kann ich sagen, dass von Jugendschutzexperten die Aggressionseffekte oft überschätzt werden. Auch beim vorliegenden Film kann man diesbezüglich nicht nur von einer totalen Entwarnung sprechen, der Film hat im Gegenteil Aggressionen sogar vermindert. Es liegt also keine linear-analoge Wirkung in dem Sinne vor, dass man in den brutalen Spielen ein Handlungsmodell sieht, das man „nachahmen“ möchte. Stattdessen fand eine Positionierung im Sinne von: das möchte ich nicht“ statt. Auch die Angst, die der Film vermittelt, hielt sich eher in Grenzen. Die wesentliche Verarbeitungsebene war die der Identitätsbildung, wo sich dann auch die stärksten Effekte zeigten. Die *Tribute von Panem* haben von den vier untersuchten Filmen am meisten die Geschlechtsrollenidentität verändert – klar, Katniss ist eine starke Frau, die sich unter widrigsten Bedingungen bewährt. Zudem gab es Effekte in Bezug auf Kontrollerwartung, die mit dem im Film gezeigten Weltbild zusammenhängen. Wir müssen zwischen zwei Grundformen der Kontrollerwartung unterscheiden: Bei der „internalen Kontrollerwartung“ besteht beim Zuschauer die Überzeugung, durch eigene Handlungen auf das Geschehen in der Welt Einfluss nehmen zu können. Das Gegenteil bei der „externalen Kontrollerwartung“: Hier sieht sich der Zuschauer als unbedeutende Figur und ist der Auffassung, er sei der Steuerung durch äußere Kräfte ausgeliefert. Normalerweise wird es als positiv angesehen, wenn durch einen Film die „internale Kontrollerwartung“ steigt. Beim ersten Teil der Trilogie *Die Tribute von Panem*, den wir untersucht haben, stieg jedoch die „externale Kontrollerwartung“. Das ist insofern nachvollziehbar, als die Trilogie erst im dritten Teil ein positives Ende in Form einer Revolution gegen die Diktatur findet und zuvor die „Welt“ als mehr oder weniger unverrückbar erscheint. Es ist allerdings keineswegs gesichert, dass nur die „internale Kontrollerwartung“ als pädagogisch erwünscht gelten kann. Wenn ich mich als Jugendlicher immer nur mit Superhelden identifiziere und in der realen Welt ein „kleiner Wicht“ bin, dann entsteht schließlich eine große Diskrepanz zwischen meinem Ideal- und Real-Ich, die womöglich zu vielen Frustrationen aufgrund vergeblicher Eingriffsversuche führt. Für ein funktionales Weltbild ist es genauso wichtig, die Grenzen der eigenen Macht zu erkennen und sich dann trotzdem dort zu engagieren, wo ich eine Chance zur Veränderung habe. Darin besteht eine wichtige Identitätsbildungsaufgabe, sich selbst in der Welt mit seinen Möglichkeiten und Beschränkungen realitätsgerecht verorten zu können.

In der Shell-Studie werden diese Jugendlichen als „Egotaktiker“ bezeichnet. Das heißt, sie sind zwar am eigenen Fortkommen interessiert, versuchen aber, so pragmatisch zu taktieren, dass sie mit den Verhältnissen zurechtkommen.

Ich würde es nicht als Typus von Jugendlichen sehen, sondern es ist im Grunde ein zentraler Identitätsbildungsprozess jedes Menschen, die richtige Balance zu finden zwischen Eingriffsoptionen und Grenzen der Handlungsfähigkeit. Deshalb deute ich die Zunahme der „externalen Kontrollerwartungen“ bei den jugendlichen Tribute-Zuschauern eher als Reifungsprozess denn als erlernte Hilflosigkeit. Es ist ein Ausdruck von verständiger Rationalität, hier einmal nicht im Sinne der Superheldengeschichten das „Yes, I can“-Gefühl zu genießen, sondern sich zu fragen: Was kann man unter diktatorischen Bedingungen als Einzelner ausrichten? Und was würde ich in einer solch antihumanen und gewaltzynischen Gesellschaft tatsächlich tun? Der Film hatte übrigens nicht nur Effekte auf die Identitätsbildung bezüglich der Geschlechtsrolle, sondern auch auf der Ebene der nationalen Identität. Nationalistische Einstellungen im Sinne generalisierter Superioritätskonzepte (wir sind die „Größten“) und der Konstruktion einer bedrohlichen Außenwelt (die anderen sind „Feinde“) wurden reduziert und kosmopolitische Einstellungen kultiviert. Das war bei allen untersuchten Filmen nachweisbar – am meisten bei Tribute von Panem. Filme geben uns also die Möglichkeit der Ausweitung und Flexibilisierung unserer durch Gruppenzwänge verengten Perspektiven.

Gerade weil der Film ein extrem brutales Gesellschaftssystem darstellt, wird unsere Sehnsucht nach Toleranz und Demokratie verstärkt?

Richtig, es ist eine dialogische Struktur. Wenn ich einen Kinofilm sehe, trete ich gewissermaßen in ein Zwiegespräch mit der dargestellten Realität und versuche, darauf Antworten zu finden. Der Film stellt Fragen, aber letztendlich ist das, was dann wirksam wird, nicht der Film selbst, sondern meine Antwort auf den Film. Und wenn ich auf eine autoritäre Herrschaft reagiere, indem ich sage, ich bevorzuge angesichts der daraus resultierenden Grausamkeit demokratische Verhältnisse, dann ist das meine Antwort. Man kann es „negatives Lernen“ nennen – nicht in dem Sinne, dass das Lernen negativ ist, sondern man lernt anhand einer dargestellten negativen Realität etwas Positives.

Haben Sie diesen Effekt auch bei den anderen Filmen festgestellt?

„Negatives Lernen“ kann auch bei gewünschten Modellpräsentationen, die übernommen werden sollen, negativ sein. In diesem Falle nennen wir es „Reaktanz“, d. h. Widerstand gegen Überredungsdruck. Wir haben das bei Dirty Girl festgestellt. In dem Film geht es um die Toleranz gegenüber Homosexualität. Die Toleranz wird positiv vorgelebt, das homophobe Verhalten des Vaters kritisiert. Allerdings wurden nach dem Anschauen des Films die homophoben Vorurteile bei manchen Jugendlichen verstärkt und nicht verringert. Die Geschlechtsrolle wurde auch hier flexibilisiert, das war eine generelle Tendenz. Jedoch konnten wir keine Zunahme von Toleranz gegenüber Homosexuellen feststellen. Meiner Meinung nach lag dies an der Vermengung der beiden Konfliktebenen der Protagonisten. Eine als „Schlampe“ ausgegrenzte junge Frau ist eben doch etwas ganz anderes als ein von der Mehrheit pubertierender junger Männer irritierend erlebtes Outing von Homosexualität. Während sich das „dirty girl“ wacker schlägt und in den Augen der Jungen gewissermaßen rehabilitiert erscheint, erfordert das parallel verhandelte Homosexualitätsthema eine ganz andere Bearbeitung, welche die sexuelle Identität im Kernbereich provoziert.

Wie sah das bei dem Film Die Kriegerin aus?

Kurz vorab zum Film: Hier geht es um eine Frau, deren Freund im rechtsradikalen Milieu aktiv ist. Sie beginnt irgendwann, sich dazu kritische Gedanken zu machen und bewegt sich Schritt für Schritt aus der Gruppe heraus. Es gibt in der Geschichte noch ein zweites Mädchen, das unbedingt in die Gruppe hinein will und sich an der Protagonistin orientiert. Obwohl sich die Neo-Nazi-Gruppe ausländerfeindlich und nationalistisch gebärdet, hat der Film nicht den Nationalismus, sondern den Kosmopolitismus befördert. Wieder „negatives Lernen“ mit positivem Resultat. Ideologisch hat Die Kriegerin die Jugendlichen gegen rechtes Gedankengut geimpft.

Obwohl da eine Attraktion für die rechtsradikale Truppe vorhanden war?

Ideologisch wirkt der Film antifaschistisch, dennoch war die Wirkung in bestimmten Teilaspekten ambivalent, vor allem was die gestiegene soziale Gruppenidentität im Hinblick auf Weltanschauungsgemeinschaften betrifft. Solche Gruppen zu hinterfragen, hat der Film nicht zu veranlassen vermocht. Dies mag daran gelegen haben, dass die Ausstiegsgeschichte nicht ganz so glaubwürdig war und durch die Parallelgeschichte des Mädchens, das in die Gruppe hineinstrebte, konterkariert wurde. Der Film hatte wohl die Absicht, zur Aufklärung beizutragen, konnte diese Leistung aber nicht voll umfänglich erbringen, sondern hat teilweise die Bereitschaft zur Anpassung an Gruppenzwänge verstärkt. Ich vermute, es handelt sich hier um ein ähnliches Phänomen wie bei *Dirty Girl*: Eine überkomplexe Dramaturgie führt dazu, dass der beabsichtigte Lerneffekt nicht im gewünschten Maße eintritt.

Vielleicht hatten die Regisseure und Drehbuchautoren auch das Ziel, genau diese Ambivalenzen aufzuzeigen. Um ambivalente Einstellungen ging es auch im vierten Film *Chronicle* – Wozu bist du fähig? Welche Wirkung hat dieser Film?

Im Mittelpunkt stehen drei Jugendliche, die feststellen, dass sie plötzlich übernatürliche Kräfte und Macht besitzen. Anfangs setzen sie diese für harmlose Streiche ein. Dann eskaliert die Situation und der gehemmte, introvertierte Andrew rächt sich für erlittenes Mobbing und väterliche Gewalt. Im Grunde ist es ein Identitätsbildungs-drama: Wenn du als Jugendlicher neue Fähigkeiten entwickelst, musst du damit verantwortlich umgehen. Dem einen gelingt das mehr, dem anderen weniger, wobei es schreckliche Konsequenzen hat, als Andrew immer ungehemmter seine zerstörerische Macht auslebt. Beim Anschauen von *Chronicle* ist bei den Jugendlichen eine Zunahme „interner Kontroll-erwartung“ eingetreten, wie wir das von Actionfilmen kennen. Das stimmt mit dem zentralen Thema des Films, den gewachsenen Fähigkeiten überein. Allerdings war der Anstieg „interner Kontroll-erwartung“ eher moderat. Einen Anlass zu Omnipotenzfantasien hat der Film angesichts von Tod und Zerstörung jedenfalls nicht gegeben. Vielmehr trug er dazu bei, den Zuwachs von Macht und den verantwortlichen Umgang damit in einer für Jugendliche geeigneten Weise zu reflektieren. Dies lässt sich auch daran erkennen, dass auch bei der *Chronicle*-Rezeption eine kosmopolitische Weitung von Identität nachgewiesen werden kann, die Ausdruck von Perspektivwechseln und Kritikfähigkeit ist. Geschlechtsrollenbezogen hat sich weniger getan, es war ja auch eine reine Jungengeschichte. Man darf

eben nicht von jedem Film dasselbe erwarten. Aber auch dieser Film war in den klassischen Dimensionen des Jugendschutzes positiv und nicht problematisch. Es wurden keine Aggressionen vermittelt und keine übermäßige Angst erzeugt.

Wenn Sie sich jetzt das gesamte Projekt nochmals vor Augen führen und die einzelnen Elemente im Zusammenhang sehen: Gibt es für Sie eine Systematik der Erkenntnis? Welche Aspekte von Identitätsbildung und welche Wirkungsmechanismen lassen sich auf andere Filme übertragen?

Aus der Studie lässt sich dreierlei ableiten. Erst einmal ganz grundsätzlich: Identitätsbildung spielt bei der Spielfilmrezeption eine viel größere Rolle, als wir das vermuten, weil wir aus der Jugendschutzperspektive und der Sicht der klassischen Medienwirkungsforschung eher auf Übernahmeeffekte im Hinblick auf unerwünschte Verhaltensweisen und Situationsdefinitionen fokussiert sind. Aber ganz offenbar gibt ein Film nicht nur Weltbilder oder Handlungskonzepte wieder, sondern ist auch Ausgangspunkt für Selbstreflexion. Die Ergebnisse dieser Selbstreflexion sind Identitätsbildungsprozesse. Das wird allgemein unterschätzt. Der zweite Punkt ist, dass es als allgemeine Tendenz der Filmrezeption eine Weitung von Identitätsoptionen gibt. Im Kino bekomme ich multiperspektivisch viele Identitäten offeriert, in die ich spielerisch hineinschlüpfen kann. Und wenn ich daraus etwas lerne, dann ist es der Perspektivwechsel selbst, was wir als „kosmopolitische Weitung von Identität“ bezeichnen. Der dritte generalisierbare Punkt bezieht sich darauf, dass die Identitätsbildung nicht einseitig als eine Zunahme von Stärke gesehen werden darf. Auch wenn Jugendliche oft die Erfahrung machen, dass sie die kleinen und ohnmächtigen Figuren im Schachspiel des Lebens sind, bedeutet Identitätsbildung durch Filmrezeption keineswegs immer eine Erhöhung „interner Kontroll-erwartung“, die auf individuelle Handlungsfähigkeit und Machtgewinnung zielt. Und das ist gut so. Wenn also eine ganze Reihe von Filmen Omnipotenzfantasien relativiert und „externale Kontrollüberzeugungen“ festigt, dann ist darin keine Schule der Ohnmacht zu sehen, wie das in Teilen der Psychologie in den 1970er- und 1980er-Jahren geschah. Vielmehr ist die Einsicht in das Unbeeinflussbare eine wesentliche Leistung der Formung von Identität, die einen Ausgleich zum übertriebenen Handlungsoptimismus der Action- und Superheldengeschichten schafft und zu einem realistischen Selbst- und Weltbild beiträgt.

Das Interview führte Prof. Joachim von Gottberg.

Exzessive Mediennutzung

Außen- und Innenansichten der digitalen Lebenswelt Jugendlicher

Daniel Hajok und Julia Rommeley

Leseratten, Fernsehewen, Computernerds – jedes Medium hat offenbar seine eigene Generation „verlorener Kinder“, die sich dem Reiz des Faszinierenden einfach nicht entziehen kann. In der heutigen Zeit, die für die meisten Jugendlichen ohne Internet und digitale Endgeräte nicht mehr vorstellbar ist, werden Computerspiel- und Internetabhängigkeit als Probleme ausgemacht. Mit Ergebnissen einer aktuellen Studie gibt nachfolgender Beitrag Einblick auch in die Perspektive Jugendlicher.

Veränderte Bedingungen durch digitale Medien

Unbestritten ist, dass sich mit den Veränderungen in der Welt der Medien die Medienumgangsweisen Jugendlicher stark gewandelt haben. In der Aneignung der digitalen Medien haben sich die Möglichkeiten für den Einzelnen erweitert – bei z. T. neuen Gefährdungslagen. Neben den „klassischen“ Gefahren, die sich Jugendlichen als Rezipienten standardisierter Inhalte stellen, sind sie heute besonderen Risiken als Marktteilnehmer und Kommunizierende ausgesetzt und etablieren unter Umständen eben auch prekäre Umgangsweisen mit den Medien, etwa wenn sie die faszinierenden Möglichkeiten exzessiv nutzen und reale soziale Begegnungen so in den Hintergrund treten (vgl. Dreyer u. a. 2013).

Der Weg dahin ist oft ein schleichender Prozess, dessen Wurzeln bis in die frühe Kindheit zurückreichen können, wenn sich hier bereits Handlungsmuster aus Langeweile und Mediennutzung manifestieren und Eltern ihre Kinder mit Medien „bespaßen“, anstatt ihnen Alternativen zu bieten (vgl. Dernbach 2013). Oft unterbleibt auch eine angemessene Intervention, wenn sich Jungen in die Welt der Computerspiele zurückziehen oder Mädchen permanent der medialen Kommunikation und Vernetzung mit anderen frönen. Der Diskurs um solche Verhaltensweisen wird meist aus einer Erwachsenenicht thematisiert, die von außen Maßstäbe an die Jugendlichen heranträgt, die der besonderen, mehr als je zuvor mediatisierten Lebenswelt nicht gerecht werden.

Sieht man davon ab, dass es bislang noch nicht gelungen ist, eine exzessive Mediennutzung trennscharf abzugrenzen von einer Medienabhängigkeit bzw. Mediensucht, die in der Fachwelt sehr unterschiedlich gefasst wird (vgl. te Wildt/Mücken 2010), stellt sich vor allem die Frage nach den Indikatoren. Das strapazierte Kriterium der schieren zeitlichen Nutzung hilft nur bedingt weiter, wenngleich die Nutzungsdauer gemeinhin als wichtiger Indikator für einen missbräuchlichen Umgang gilt (vgl. Hornung/Lukesch 2009). Inwieweit aber „pathologisierende“ Dimensionen von Abhängigkeit wie Kontrollverlust, Toleranzentwicklung, Entzugserschei-

nungen, Einengung des Verhaltensraumes und negative Auswirkungen auf das soziale Umfeld (vgl. Hahn/Jerusalem 2010) einzubeziehen sind, bleibt eine Frage der Perspektive.

Ungeklärt ist bislang auch, inwieweit man bei der Betrachtung einer exzessiven Mediennutzung oder Medienabhängigkeit berücksichtigen sollte, dass die Zeit des Chatters, der Onlinespiele etc. phasenweise und in markanten Übergängen des Heranwachsens durchaus vorkommt, quasi „normal“ ist, und nicht zu einem pathologischen Verhalten im Sinne einer Medienabhängigkeit führen muss (vgl. Kammerl 2013). Und wie will man einer solchen überhaupt begegnen? Abstinenz, wie sie etwa bei einer bestehenden Alkoholabhängigkeit oder Spielsucht angestrebt wird, erscheint jedenfalls nicht als geeigneter Weg, will man die betroffenen Jugendlichen nicht aus ihren mediatisierten sozialen Zusammenhängen reißen (vgl. Hajok/Rommeley 2014).

Wir müssen vielmehr feststellen, dass sich Jugendliche heute ständig auf die Suche nach neuen Herausforderungen begeben und das digitale Netzwerk dabei zum zentralen Lebensraum mit spezifischer Sogwirkung und eigenem Suchtpotenzial wird. Und wir müssen zur Kenntnis nehmen, dass in diesem Umfeld kommerzielle Unternehmen mit allen Mitteln das unwiderstehliche Bedürfnis des Einzelnen, am digitalen Strom teilzunehmen, befördern, um ihn dann als Lieferanten von Daten und Aufmerksamkeit immer tiefer in das Netz einzuspinnen (vgl. Schiedeck/Stahlmann 2012).

Es ist daher nur ein erster Schritt, festzustellen, dass Jugendliche heute einen kompetenten, altersangemessenen Medienumgang finden müssen, in dem sie die virtuelle Welt erkunden, sich auf sie einlassen und sie schließlich auch selbstbewusst wieder verlassen können (vgl. te Wildt 2010). Ein zweiter Schritt ist, die „richtigen“ Konzepte dafür zu finden, wie Heranwachsende frühzeitig für die Problematik einer exzessiven Nutzung ihrer beliebten Medien sensibilisiert werden können.

Randphänomen oder Massenerscheinung?

Sieht man sich die Studien an, in denen auf eine Computerspieleabhängigkeit fokussiert wird, dann scheinen etwa 2 bis 6 % der Deutschen eine Medienabhängigkeit entwickelt zu haben (vgl. te Wildt/Mücken 2010). In diesem Rahmen bewegen sich auch die Ergebnisse einer aktuelleren repräsentativen Studie zur Prävalenz einer Internetabhängigkeit (PINTA) (vgl. Rumpf u. a. 2011).¹ Im Weiteren ist hier nachzulesen, dass eine Medienabhängigkeit bei Jugendlichen überdurchschnittlich oft vorkommt (4 % bei den 14- bis 16-Jährigen) und Mädchen häufiger betroffen sind als Jungen, was vor allem auf die Nutzung sozialer Netzwerke zurückgeführt wird.

Die repräsentative *EU Kids Online-Studie* kam demgegenüber zu dem Ergebnis, dass lediglich 1 % der be-

fragten 11- bis 16-Jährigen alle hier zugrunde gelegten Kriterien erfüllt und als pathologisch medienabhängig einzuschätzen ist. Weitere 29 % gelten als gefährdet (vgl. Smahel u. a. 2012).² Dabei liegen die deutschen Heranwachsenden mit 19 % deutlich unter dem europäischen Durchschnitt, und insgesamt betrachtet sind die jüngeren weniger gefährdet als die älteren, die bereits weitgehend autonom in der Welt der Medien unterwegs sind.

Als zentrale Risikofaktoren werden seitens der Jugendlichen emotionale Probleme und „high levels of sensation-seeking“ identifiziert (ebd., S. 6). Bedeutsam ist auch das soziale Umfeld. Zu fragen ist hier, inwieweit ein Rückzug in die Welt der Medien die Folge von sozialer Ausgrenzung ist und der Schritt zurück in die reale Welt durch eine Akzeptanz und Toleranz im Freundeskreis erschwert wird (vgl. Hajok/Rommeley 2014) oder inwieweit ein gestörtes Familienklima eine gemeinsame Kommunikation erschwert und die Jugendlichen sich dann in der virtuellen Welt einrichten und dort Anerkennung und Bestätigung finden (vgl. Hirschhäuser/Rosenkranz 2012).

Zeitbudget und Perspektive Jugendlicher auf exzessive Mediennutzung

Die Ergebnisse einer qualitativen Studie aus dem Jahr 2013 (vgl. Rommeley 2013) geben nun auch Einblick in die Sichtweise Jugendlicher. Mit der Repertory-Grid-Methode wurde hier ein weitgehend offener, unvoreingenommener Zugang und der Aspekt der reinen Nutzungsdauer lediglich als Erstzugang gewählt.³ Die Ergebnisse des Erstzugangs, bei dem die Befragten für sich und für einen exzessiven Mediennutzer ein Tagesablaufdiagramm erstellten (s. Abb. 1), zeigen recht klar, dass eine exzessive Mediennutzung aus Sicht der Jugendlichen vor allem zulasten der Schlafenszeit geht und den Betroffenen auch deutlich weniger Zeit für das Treffen von Freunden und für andere Aktivitäten bleibt.

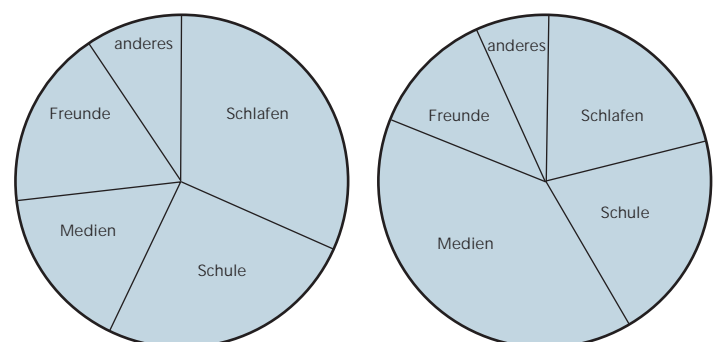


Abb. 1:
Zeitaufwand wesentlicher Aktivitäten im Tagesablauf Jugendlicher: links die Einschätzung zum eigenen Alltag, rechts zu einem Jugendlichen, der es mit der Mediennutzung übertreibt (n = 30)

Anmerkungen:

1 Durchgeführt 2011 im Auftrag des Bundesministeriums für Gesundheit, wurden hier mehr als 15.000 Menschen im Alter von 14 bis 64 Jahren telefonisch mittels der Compulsive Internet Use Scale (CIUS) nach Meerkerk u. a. (2009) befragt.

2 Datenbasis sind die Antworten von den fast 20.000 befragten 11- bis 16-Jährigen aus Europa auf die Fragen, die einer Medienabhängigkeit – angelehnt an die Diagnosekriterien von Griffith (2000) – nachgingen.

3 Die Repertory-Grid-Methode geht auf die Theorie der persönlichen Konstrukte nach George A. Kelly (1991) zurück und bietet Zugang zum handlungsleitenden, aus Erfahrungen und Wissen entwickelten Orientierungssystem des Menschen. Die im Rahmen der Studie durchgeführten RepGrid-Interviews mit insgesamt 30 Jugendlichen im Alter zwischen 14 und 17 Jahren wurden mit freundlicher Unterstützung von Dr. Matthias Rosenberger, elements & constructs, Leipzig, und der von ihm entwickelten Software sci:vesco durchgeführt.

4

Um die subjektiven Ansichten der Jugendlichen zu Elementen wie *Ich, wenn ich online/offline bin*, *Ich, wie ich gern sein möchte* oder einem *Drogenabhängigen* einzuholen, wurde auf vorgefertigte Skalen verzichtet. Die Jugendlichen fanden selbst sogenannte Konstrukte, mit denen sie ein Bewertungskontinuum entwarfen, auf dem schließlich alle Elemente eingeordnet wurden.

Der vertiefende Zugang mittels computergestützten Interviews zeigt uns dann, dass die Jugendlichen zwar kein einheitliches Bild eines exzessiven Mediennutzers entwerfen, aber oft eine sehr differenzierte Sichtweise haben. Dabei werden auch die zentralen Dimensionen, die für die Diagnostik einer Medienabhängigkeit entwickelt wurden, in den Blick genommen (vgl. Hajok/Rommeley 2014). Generell verweisen die Jugendlichen in ihren Zuschreibungen nicht nur auf offensichtliche oder in der Öffentlichkeit diskutierte Aspekte wie den *Übergebrauch von Medien* und die Vernachlässigung anderer Tätigkeiten. Auffällig ist die besondere Sensibilität für das Gefühls- und Sozialleben des *Übertreibers*: Er ist *allein, verspannt, desorientiert, gedankenlos und ignorant gegenüber anderen, steht unter Druck zu reagieren und fühlt sich unwohl*.

Defizite schreiben die Jugendlichen dem exzessiven Mediennutzer dahin gehend zu, dass er nicht *guten Gewissens seinen PC ausschalten und den Computer vergessen* kann. Er schafft es nicht, sich *aufs eigene Leben zu konzentrieren, Spaß mit der Familie zu haben und Zeit mit Freunden zu verbringen*. Er ist nicht *locker und frei*, nimmt nicht *den Alltag bewusst wahr; hat keine tiefgründigen Gedanken und erledigt nicht, was er sich vornimmt*. Eine exzessive Mediennutzung ist dann gegebenenfalls auch eine Flucht aus einer realen Welt, die wenig soziale Anknüpfungspunkte und menschliche Wärme bereithält. Mit Zuschreibungen wie Einsamkeit und das Fehlen von Anerkennung, Geborgenheit und Zugehörigkeitsgefühl verweisen die Jugendlichen auf die besondere Bedeutung von Peergroup und Elternhaus, wie sie auch von anderen Studien konstatiert wird.

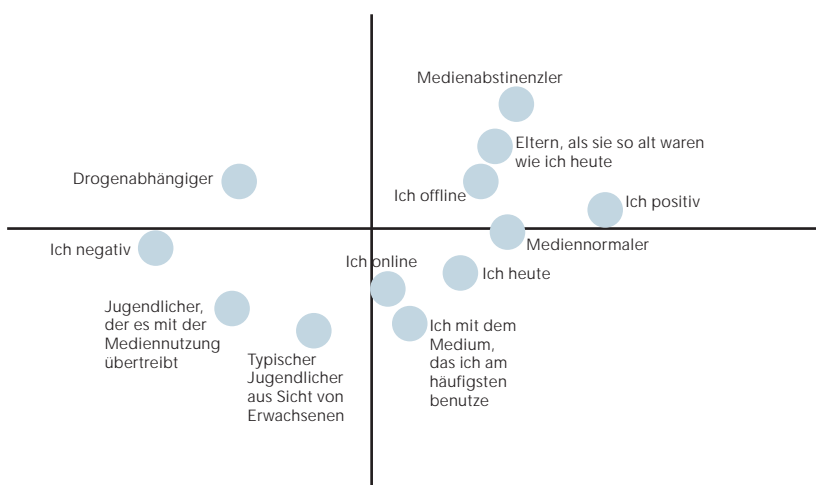


Abb. 2:
Lage der Elemente im dreidimensionalen
Bedeutungsraum (n = 30)
(Grafik aus sci:vesco)

Einordnungsversuche und lebensweltliche Kontexte

Um neben den unterschiedlichen Perspektiven zentrale Kontexte zu erfassen, sollten die Jugendlichen in der Studie auch einen *Jugendlichen, der es mit der Mediennutzung übertreibt*, in Beziehung zu anderen Elementen setzen.⁴ Das Zusammenspiel der Ergebnisse (s. Abb. 2) zeigt, dass die Befragten einen *Mediennormalen* und sich selbst, wenn sie offline sind, besonders positiv einschätzen. Eher indifferent bewerten sie sich. *Ich mit dem Medium, das ich am häufigsten nutze*, ist eines der Elemente, ebenso wie *Ich, wenn ich online bin*. Offenbar sehen die Jugendlichen sich selbst, wenn sie online sind, zwar tendenziell kritisch, vermeiden es aber, Vor- und Nachteile ihrer Nutzung gegeneinander aufzuwiegen.

In relativer Nähe des Elements *Ein Jugendlicher, der es mit der Mediennutzung übertreibt*, befinden sich eher negativ bewertete Elemente wie *Ein typischer Jugendlicher aus Sicht von Erwachsenen* und *Ein Drogenabhängiger*. Dem *Übertreiber* schreiben die Befragten weniger Selbstkontrolle zu; sie äußern sich eher abschätzig über ihn, zumal sie ihn eher uninteressant finden. Möglicherweise gibt es zu jemandem, der sich intensiv einem Medium zuwendet, weniger kommunikative Anknüpfungspunkte, so lange man nicht die Faszination für dieses Medium teilt.

Betrachtet man nun die wortwörtlichen Zuschreibungen der Jugendlichen, die Konstrukte, die hinter ihrer Perspektive stehen, dann lassen sich folgende fünf lebensweltliche Kontexte als zentrale Hintergründe einer exzessiven Mediennutzung festhalten:

- Hohe emotionale Verbundenheit mit dem exzessiv genutzten Medium: *Man wehrt sich gegen seine Eindrücke, ist hektisch und zickig* und weiß darum, dass die *sinnlose Zeitverschwendung* bzw. *Sucht unglücklich* oder einfach nur *müde macht*. Für andere bleiben eher negative Zuschreibungen übrig, wie z. B. *Verachtung* und die *Angst, anderen nicht vertrauen zu können*.
- Exzessive Mediennutzung versus Anforderungen des Alltagslebens: Man weiß um die Konsequenzen des exzessiven Medienumgangs, nimmt sie in Kauf – aber nicht ohne schlechtes Gewissen. Man ist *permanent abgelenkt, hat keine Kontrolle über die Mediennutzung und es droht die Desorientierung*. Andere haben wenig Gelegenheit, den Betroffenen aus dieser virtuellen Welt herauszuholen, denn sie werden weitestgehend *ignoriert*.
- Ausweglosigkeit aus der Situation: Jugendliche sehen den exzessiven Nutzer als *jemanden, der mit seinen unangenehmen Gewohnheiten immer weitermachen muss*. Er fühlt sich *einsam, getrieben, gestresst und angespannt*. Gleichzeitig ist er sich darüber bewusst, dass er *das Leben nicht genießen kann*. Die exzessive

Nutzung ist eher *ziellos*, man *lässt sich einfach treiben*, tut dabei *nichts Sinnvolles*, kann sich aber *einfach nicht disziplinieren*.

- Interesse am direkten sozialen Umfeld: Gerade die Angebote, die dem Austausch und der Vernetzung dienen, entwickeln sich auch dann stetig weiter, wenn man selbst gerade offline ist und nicht daran teilhaben kann. Also versuchen die *Übertreiber*, möglichst lange und häufig online zu sein, um zu erfahren, was in der Peergroup geschieht. Sie *fühlen sich gedrängt*, selbst beizutragen, indem sie beispielsweise auf die Postings ihrer Freunde reagieren.
- Angst, den Anschluss zu verpassen: Das starke Interesse am sozialen Umfeld ist auch ein zentraler Hintergrund für die Befürchtung, nicht mehr mitreden zu können, wenn man nicht permanent online ist, und dadurch letztlich Gefahr zu laufen, nicht mehr angemessen der Peergroup anzugehören. Exzessive Nutzer empfinden *Stress durch die Erreichbarkeit*, müssen *reagieren, sich ständig mit anderen verabreden, sind auf diese eine Sache fixiert und können kein Ende finden*.

Auch die anderen Ergebnisse der Studie zeigen eindrucksvoll, dass eine exzessive Mediennutzung heute von den Jugendlichen selbst als ein aktuelles Problem des mit Internet und digitalen Endgeräten mediatisierten Alltags erkannt wird. Offenbar bearbeiten sie dieses Problem bereits sehr intensiv im täglichen Leben. Auch wenn sie sich in aller Regel sehr stark von einem exzessiven Nutzer abgrenzen (vgl. ebd.), verschweigen sie nicht die Parallelen zum eigenen Verhalten. Sie kennen es nur zu gut, wenn die *Zeit so erschreckend schnell vergeht*, dass es zu *Schulstress* kommt und man einer *ständig ablenkenden Versuchung* ausgesetzt ist.

Natürlich wissen die Jugendlichen die Vorteile ihrer mediatisierten Lebenswelt sehr zu schätzen, assoziieren aber insbesondere die Situationen, in denen sie offline sind, mit Glück, Kreativität und Zufriedenheit. Sie können dann *besser auf andere Menschen eingehen*, sind *konzentriert* und *effizient*. Gleichzeitig gelingt es ihnen dann eher, ihre *Zeit sinnvoll einzuteilen*; und sie *erkennen ihre Grenzen*. Gerade in solchen Situationen reflektieren Jugendliche ihre Onlinezeit und sehen die Gefahr einer übermäßigen Nutzung oft auch bei sich. Sie scheinen jedoch verunsichert zu sein, wie sie ihr gegenüberstehen sollen. Ganz offensichtlich brauchen sie hier noch Unterstützung von außen, bei der ihnen Alternativen aufgezeigt werden, die es den Jugendlichen ermöglichen, weiterhin die Vorteile schätzen und nutzen zu können und trotzdem zu erkennen, dass ihr Leben auch mit weniger Internet funktionieren kann.

Literatur:

- Dernbach, C.:**
Exzessive Mediennutzung – vermehrt ein Thema in Beratungsstellen. In: merz – medien + erziehung, 4/2013, S. 43–49
- Dreyer, S./Hasebrink, U./Lampert, C./Schröder, H.-D.:**
Herausforderungen für den Jugendmedienschutz durch digitale Medienumgebungen. In: Soziale Sicherheit (CHSS), 4/2013, S. 195–199
- Griffith, M. D.:**
Internet Addiction – Time To Be Taken Seriously? In: Addiction Research, 5/2000/8, S. 413–418
- Hahn, A./Jerusalem, M.:**
Die Internetsuchtskala (ISS). Psychometrische Eigenschaften und Validität. Geschichte und Definition des Konstruktes „Internetsucht“. In: D. Mücken/A. Teske/F. Rehbein/B. te Wildt (Hrsg.): Prävention, Diagnostik und Therapie von Computerspielabhängigkeit. Lengerich 2010, S. 185–204
- Hajok, D./Rommeley, J.:**
Exzessive Mediennutzung: Perspektiven auf eine Risikodimension des Medienumgangs Jugendlicher. In: JMS-Report, 1/2014/37, S. 2–6
- Hirschhäuser, L./Rosenkranz, M.:**
Exzessive Internetnutzung in Familien. In: tv diskurs, Ausgabe 53, 4/2012, S. 14–19
- Hornung, A./Lukesch, H.:**
Die unheimlichen Mit-erzieher – Internet und Computerspiele und ihre Wirkungen auf Kinder und Jugendliche. In: J. Hardt/U. Cramer-Düncher/M. Ochs (Hrsg.): Verloren in virtuellen Welten. Göttingen 2009, S. 87–113
- Kammerl, R.:**
Machen Medien süchtig? Perspektiven auf das Phänomen „Exzessive Medien-nutzung im Jugendalter“. In: merz – medien + erziehung, 4/2013, S. 12–19
- Kelly, G. A.:**
The Psychology of Personal Constructs. A Theory of Personality. London 1991 (Original: New York 1955)
- Meerkerk, G.-J./Van den Eijnden, R./Vermulst, A. A./Garretsen, H.:**
The Compulsive Internet Use Scale (CIUS). In: Cyber-Psychology & Behavior, 1/2013/12, S. 1–6
- Rommeley, J.:**
Exzessive Mediennutzung von Jugendlichen. Analyse der subjektiven Perspektive Jugendlicher auf problematischen Medienumgang. Masterarbeit. Universität Erfurt 2013.
Abrufbar unter: <http://www.db-thueringen.de/servlets/DocumentServlet?id=23628> (letzter Zugriff: 26.04.2014)
- Rumpf, H.-J./Meyer, C./Kreuzer, A./John, U.:**
Prävalenz der Internet-abhängigkeit (PINTA). Bericht an das Bundesministerium für Gesundheit. Greifswald/Lübeck 2011
- Schiedeck, J./Stahlmann, M.:**
Sucht 2.0 oder von der Sucht zur Suchtmaschine. Das „aholic“ als neue Sozialfigur. In: Brückenschlag. Zeitschrift für Sozialpsychiatrie – Literatur – Kunst. Mehr, mehr und immer mehr ... Süchte, Band 28. Neumünster 2012, S. 11–21
- Smahel, D./Helsper, E./Green, L./Kalmus, V./Blinka, L./Olafsson, K.:**
Excessive Internet Use Among European Children. EU Kids Online, London School of Economics & Political Science. London 2012.
Abrufbar unter: eprints.lse.ac.uk/47344/ (letzter Zugriff: 13.08.2013)
- te Wildt, B.:**
Medialität und Verbundenheit. Zur psychopathologischen Phänomenologie und Nosologie von Internet-abhängigkeit. Lengerich u. a. 2010
- te Wildt, B./Mücken, D.:**
Diagnostik, Therapie und Prävention von Medien-abhängigkeit in Deutschland im Umriß. In: D. Mücken/A. Teske/F. Rehbein/B. te Wildt (Hrsg.): Prävention, Diagnostik und Therapie von Computerspielabhängigkeit. Lengerich 2010, S. 82–99

Dr. Daniel Hajok ist Kommunikations- und Medienwissenschaftler und in der Arbeitsgemeinschaft Kindheit, Jugend und neue Medien (AKJM) engagiert.



Julia Rommeley, M. A., ist Kommunikationswissenschaftlerin und beschäftigt sich vor allem mit Filmen und Onlinemedien für Kinder und Jugendliche.



Konvergenz

Gerd Hallenberger

Gäbe es eine Hitparade der Topthemen der Diskussionen zur Medienentwicklung der letzten 15 Jahre, würde „Konvergenz“ mit deutlichem Vorsprung den ersten Platz belegen – wahrscheinlich gefolgt von „Interaktivität“. Dabei verbindet die Themen „Konvergenz“ und „Interaktivität“ eine wichtige Gemeinsamkeit: Beide wurden zunächst vor allem unter technischen Gesichtspunkten diskutiert, was viele Fehleinschätzungen zur Folge hatte. Besonders drastisch zeigte sich dies in den 1990er-Jahren bei frühen Visionen über das interaktive Fernsehen der Zukunft. Die Ideen reichten von einfachem „Video-on-Demand“ bis zu komplexen interaktiven fiktionalen Produktionen, bei denen das Publikum an dramaturgischen Wendepunkten über den Fortgang der Geschichte entscheiden können sollte. Tatsächlich zeigte sich, dass „Video-on-Demand“, also der Abruf von Filmen und Fernsehsendungen zu einem frei gewählten Zeitpunkt, zwar attraktiv, aber keineswegs auf die mediale Plattform „Fernsehen“ angewiesen ist, da Onlinemediatheken von Fernsehsendern oder andere Internetquellen dies heute ebenfalls leisten können. Interaktive Fiction ist zwar für Techniker eine tolle Idee, aber nicht unbedingt für Mediennutzer, da der Reiz des Geschichtenerzählens gerade darin besteht, dass man etwas erfährt, auf das man selbst nicht gekommen wäre – bei interaktiver Fiction gibt es dagegen kaum Überraschungen.

Vergleichbares gilt für das Thema „Konvergenz“. Auch in diesem Fall war der Ausgangspunkt aller Diskussionen das Staunen darüber, dass es nun technisch möglich war, die gleichen medialen Inhalte auf unterschiedlichen Plattformen wiedergeben zu können, die zuvor als völlig andere und eigenständige „Medien“ wahrgenommen worden waren. Aber was bedeutet es für die Mediennutzung, wenn die

gleichen Inhalte auf Fernsehbildschirm, Computermonitor, Tablet-PC und Smartphone-Display zu sehen und zu hören sein können?

Erstens erinnert es daran, dass das Gleiche noch lange nicht dasselbe ist: Selbst wenn es derselbe Film ist, das Erlebnis ist in jedem Fall ein völlig anderes. Verwendet man einen Fernseher mit großem Bildschirm und zusätzlich eine gute Surround-Sound-Anlage, kann das Rezeptionserlebnis einem Kinobesuch (vor allem: beim Besuch eines kleinen Kinos) nahekommen; findet die Filmbetrachtung dagegen auf dem Display eines Smartphones statt, kann man bestenfalls eine Ahnung davon erhalten, was für ein Erlebnis dieser Film unter besseren technischen Rezeptionsbedingungen hätte sein können.

Zweitens sollte der Umstand, dass heute im Prinzip gleiche Medieninhalte auf unterschiedlichen Plattformen wiedergegeben werden können, auch daran erinnern, dass diese Plattformen unterschiedliche Gestaltungsmöglichkeiten implizieren. „Crossmedialität“ bedeutet nicht, dass lediglich die gleichen Inhalte auf unterschiedlichen Bildschirmen auftauchen können, im besten Fall handelt es sich um eigenständige (Teil-)Inhalte, die auf einen gemeinsamen Kern verweisen und erst im Zusammenspiel ein Ganzes ergeben. So hatte beispielsweise die US-Fernsehserie *Heroes* im Internet eine tatsächliche Erweiterung: Es gab etwa fiktive Webseiten zu einzelnen Charakteren, einer in der Serie wichtigen Firma oder einem Buch, das bei *Heroes* eine Schlüsselrolle spielte. Zwar war es möglich, *Heroes* einfach nur als Fernsehserie im Fernsehen zu rezipieren, aber wer zusätzlich die Internetpräsenz von *Heroes* nutzte, konnte sein Nutzungserlebnis erheblich intensivieren. Gerade bei fiktionalen Medienprodukten gibt es hier noch großes Entwicklungspotenzial, vor allem über

die Einbeziehung von Gaming, also Spielen. Was selbst entwickelte crossmediale Angebote im deutschen Fernsehen betrifft, drängt sich der Eindruck auf, dass noch Nachholbedarf besteht. Die bislang übliche Multiplikation von Abspielplattformen, die Bereitstellung von Hintergrundinformationen und das Angebot von Merchandising-Produkten erschöpfen ebenso wenig die Möglichkeiten von Crossmedialität wie sich die Qualität von Interaktivität nicht dadurch prinzipiell verändert, dass sich das Fernsehpublikum heute nicht nur per Telefonanruf, sondern auch per SMS oder über eine App an Sendungen beteiligen kann.

Drittens bieten diese verschiedenen medialen Plattformen andere Möglichkeiten der Mediennutzung. Zur Medienkonvergenz gehört also auch, dass die Multiplikation der Bildschirme eine Diversifikation ihrer Rollen ermöglicht. Dem „Second Screen“ kommt üblicherweise eine andere Funktion zu als dem „First Screen“ – egal ob Tablet-PC, Notebook oder Smartphone, jedes dieser Medien dient primär als Medium der Kommentierung oder zur Erlangung von Hintergrundinformationen – oder es übernimmt lediglich die klassische Rolle der Zeitungslektüre beim Fernsehen, der autonomen Nebentätigkeit, die bei einem langweiligen Fernsehangebot leicht zur Haupttätigkeit werden kann.

Viertens schließlich muss erwähnt werden, dass Medienkonvergenz aus Nutzersicht schon immer eine Selbstverständlichkeit war: Zu jeder Zeit mussten alle Menschen aus den zu ihrer Zeit und in ihrer Lebenswelt verfügbaren Medienangeboten situativ eine für sie sinnvolle Auswahl treffen und die damit erzielten Mediennutzungserlebnisse individuell verarbeiten. Mit anderen Worten: Medien konvergieren in ihren Nutzerinnen und Nutzern – und das haben sie immer schon getan.

Vor diesem Hintergrund ergibt sich für den Jugendmedienschutz eine schwierige Ausgangslage. Einerseits stellen sich auch bereits Kinder und Jugendliche eigene individuelle Mediennutzungsmenüs zusammen, produzieren also (Nutzungs-)Konvergenz, andererseits herrscht aufseiten des Jugendmedienschutzes Divergenz: In Deutschland gibt es nicht nur Jugendschutzgesetz und Jugendmedienschutz-Staatsvertrag, sondern auch noch verschiedene Selbstkontrollen wie die Freiwillige Selbstkontrolle der Filmwirtschaft (FSK), die Freiwillige Selbstkontrolle Fernsehen (FSF), die Freiwillige Selbstkontrolle Multimedia-Diensteanbieter (FSM) und die Unterhaltungssoftware Selbstkontrolle (USK) – und als Folge zahllose Zuständigkeitsprobleme. Eigentlich sollte wenigstens die gegenseitige Anerkennung der Entscheidungen selbstverständlich sein, sie ist es aber nicht. Was an eine ältere Diskussion erinnert: Müssen auf einer E-Lok Heizer mitfahren, und wenn ja: wie viele?

Dr. Gerd Hallenberger ist Professor an der Hochschule für Medien, Kommunikation und Wirtschaft (HMKW, Standort Köln) und Mitglied des Kuratoriums der Freiwilligen Selbstkontrolle Fernsehen (FSF).



Männer wie Peter Lustig oder Armin Maiwald gehören zu den Ikonen der deutschen TV-Kultur. Das moderne Kinderfernsehen aber scheint solche Persönlichkeiten nicht mehr hervorbringen zu können. Die meisten Moderatoren verabschieden sich schon nach kurzer Zeit wieder. Frauen haben zumindest in Wissensmagazinen offenbar ohnehin kaum eine Chance, sich zu etablieren; dabei wünschen sich fast alle Mädchen lieber eine Moderatorin als einen Moderator.

Tilman P. Gangloff

In die Köpfe, aber nicht in die Herzen

Warum Moderatoren im Kinderfernsehen heute keinen Kultstatus mehr erreichen

Fragt man Kinder, wen sie im Fernsehen am liebsten sehen, ergibt sich eine illustre Liste. Die Lieblinge der Mädchen heißen Prinzessin Lillifee und Barbie, die der Jungen sind SpongeBob und Bob der Baumeister. Menschen jedoch sucht man zumindest unter den Top Ten vergeblich. Für heutige Eltern war *Löwenzahn*-Moderator Peter Lustig ein unangefochtener Star des Kinderfernsehens, aber die Zeiten scheinen vorbei. Die letzte Person auf der Hitliste der Kinder war Willi Weitzel, der für seine Reportagereihe *Willi wills wissen* vielfach ausgezeichnet worden ist. Er hat sich vor vier Jahren aus dem Kinderfernsehen zurückgezogen – und das markiert einen weiteren Unterschied zu früheren Zeiten, als es noch keine Konkurrenz durch Computerspiele und Internet gab: Peter Lustig hat *Löwenzahn* fast 30 Jahre lang moderiert. Auch Armin Maiwald und Christoph Biemann, die beiden älteren Herren aus den „Sachgeschichten“ in der *Sendung mit der Maus*, sind seit Jahrzehnten dabei: der eine seit 1971, der andere seit 1982. Weitzel war dagegen nur acht Jahre präsent, was andererseits angesichts der Schnelllebigkeit heutiger Fernsehformate auch wieder ziemlich lange ist.



Peter Lustig
Willi Weitzel

Armin Maiwald



Für Maya Götz gibt es noch einen weiteren Grund, warum heutige Moderatoren kaum noch den Status ihrer Vorgänger erreichen. Die Medienwissenschaftlerin leitet das Internationale Zentralinstitut für das Jugend- und Bildungsfernsehen (IZI) in München und erforscht das Kinderprogramm schon ihr ganzes Berufsleben lang. Götz attestiert z. B. Ralph Caspers (42) große Begabung im intelligenten Humor und in der prägnanten Sprache; Eric Mayer (33) besitze eindrucksvolle Qualitäten beim Erforschen oder in der Kommunikation mit Interviewpartnern. Caspers ist durch das Wissensmagazin *Wissen macht Ah!* bekannt geworden, Mayer führt als „Stuntman des Wissens“ durch die ZDF-Sendung *pur+*. Beide schafften es laut Götz „in die Köpfe der Kinder, und das ist eine Leistung. Aber nur wenige schaffen es in die Herzen.“ Das habe nicht zuletzt mit „verlässlicher Präsenz über einen längeren Zeitraum“ zu tun. Wie kurzlebig eine Moderatorenkarriere heutzutage sein kann, zeigt das Beispiel von Can Mansuroglu, den der Bayerische Rundfunk als „Checker Can“ zum Nachfolger von Willi Weitzel aufbauen wollte und der nach nicht einmal drei Jahren schon wieder auf dem Rückzug ist.

Zweiter entscheidender Aspekt ist laut Götz der „parasoziale Gebrauchswert“, ein Kriterium, das für sämtliche Protagonisten im Kinderfernsehen gelte: Eine Figur oder ein Mensch „muss als Lernbegleiter taugen, aber auch als Fantasie, an der die Kinder als Individuen, sozusagen mit ihrer Seele, wachsen können.“ Peter Lustig sei eine Ausnahmerecheinung gewesen, „weil er herausragend begabt war, Dinge verständlich zu erklären und quasi durch den Bildschirm eine Beziehung zu den Zuschauern herzustellen“. Beim Kinderkanal verfolgt man allerdings eine andere Strategie. Titel und Formate, sagt eine Sprecherin, sollen

stärker in den Vordergrund gestellt werden, denn Umfragen bestätigten regelmäßig, „dass Kinder eine größere Bindung zu Inhalten und Themen entwickeln als zu den Gesichtern der Sendung.“ Die Moderatoren von Sendungen wie *logo!*, *Die Sendung mit der Maus* oder *Kika Live* seien zwar nicht irrelevant, „sondern fest in den Köpfen der Zielgruppe verankert“, aber in der Medienforschung gebe es trotz der Popularität von Peter Lustig keine Belege dafür, dass Formate früher stärker über Köpfe funktioniert hätten.



Eric Mayer
Can Mansuroglu („Checker Can“)

Eindeutiger Wiedererkennungswert

Dennoch legt man bei SUPER RTL großen Wert darauf, dass beispielsweise Nina Moghaddam (*WOW – Die Entdeckerzone*) oder Paddy Kroetz (*Toggo TV*) durchaus zur Identifikation mit dem Sender beitragen. Beim ZDF sieht man das offenbar ähnlich. Eva Radlicki, Leiterin der Redaktion Information/Kinder und Jugend, räumt zwar ein, dass heutige Moderatoren nicht mehr eine so große Reichweite haben

könnten wie frühere Kultfiguren, aber man wisse aus Befragungen, die im Rahmen der *Qualitativen Benchmarkuntersuchung Informationsmagazine für Kinder* durchgeführt worden sind, dass Eric Mayer „mit eindeutigen Wiedererkennungswert“ das Gesicht von *pur+* sei. Er werde „als sympathischer, lustiger, mutiger und aktiver Typ erlebt, der locker und lebendig und zu jeder Zeit authentisch auftritt“. Mayer genieße nicht nur in der Zielgruppe, sondern auch bei Eltern große Sympathie. Die befragten Kinder attestieren Mayer zudem Glaubwürdigkeit und gutes Erklären. Als Reporter



Nina Moghaddam und Florian Ambrosius
Paddy Kroetz

stellt er laut Studie interessante Fragen, als „Stuntman des Wissens“ wird er bewundert für beeindruckende Leistungen. Und weil *pur+* stark von der Anschaulichkeit lebt, ist es umso wichtiger, dass sich Mayer immer wieder selbst als Versuchskaninchen zur Verfügung stellt. Wenn er sich beispielsweise im Rahmen eines Isolationsexperiments 24 Stunden lang in einem stockfinsternen Bunker einschließen lässt, ist das nicht bloß respektabel, sondern auch faszinierend und zudem aufschlussreich, zumal

er sich vorher und nachher verschiedenen Tests unterzieht. Kinder wissen diesen persönlichen Einsatz laut Studie zu schätzen: „Der macht echt heftige Sachen. Ich würde mich das nicht trauen.“ Dass er auf der Straße angesprochen wird und Autogramme geben muss, ist natürlich gleichfalls ein Beliebtheitsmerkmal.

Mayers Prominenz zumindest bei Kindern hat laut Radlicki aber auch ganz praktische Vorteile für *pur+*: „Drehpartner mit Nachwuchs im Zielgruppenalter kennen ihn und ermöglichen der Redaktion auf diese Weise Zutritt zu Bereichen, die ihr sonst vermutlich verschlossen blieben.“ Dass der Moderator, der auch im *auslandsjournal* in der Rubrik „außendienst“ auftritt, trotzdem nicht den Ausnahmestatus eines Peter Lustig genießt, lasse sich leicht erklären: „Aufgrund der geringen Senderdichte haben Kinder und Erwachsene das Kinderprogramm früher öfter zusammen geschaut; das positive Bild von Peter Lustig ist ganz sicher auch von den Eltern mitgeprägt worden.“ Nachfolger der Kultfigur im *Löwenzahn*-Bauwagen ist seit acht Jahren Fritz Fuchs, der in Wirklichkeit Guido Hammesfahr (46) heißt. Die Zielgruppe von heute kennt seinen



Fritz Fuchs

Vorgänger überhaupt nicht, weshalb sie im Gegensatz zu den Erwachsenen keinerlei Vergleiche anstellen kann. Auch die Figur Fritz Fuchs hat das ZDF qualitativ erforschen lassen. Als wesentliche Stärke werden laut Radlicki „sein Ideenreichtum und seine detektivischen Eigenschaften wahrgenommen. Besonders prägend ist seine enorme Hilfsbereitschaft und sein überaus freundlicher Umgang mit anderen Menschen“. Fritz Fuchs könne seine verschiedenen Rollen (Bastler, Forscher, Er-

mittler) authentisch und glaubhaft vermitteln. Vermeintliche Schwächen wie die Angst vor dem Zahnarzt oder nachts auf dem Friedhof „verringern keinesfalls die positive Wahrnehmung seiner Figur, sie haben im Gegenteil positive Abstrahlungseffekte auf seine Glaubwürdigkeit und Authentizität“. Außerdem honorierten die Kinder, dass Fritz seine Ängste überwinde, um der Lösung eines Rätsels auf der Spur zu bleiben. Ob Fritz ähnlich wie Peter Lustig jemals eine Kultikone werde, sei schwer zu sagen, findet die Redakteurin, die ihre ZDF-Karriere einst als Praktikantin bei *logo!* begonnen hat: „Die Umstände und die Zeiten sind doch sehr unterschiedlich.“ Auch Hammesfahr werde aber regelmäßig von Kindern erkannt und oft spontan um Hilfe gebeten, weil er doch Fritz Fuchs sei, der immer eine Lösung finde: „Und dann holt er natürlich den Ball zurück, der hinter die hohe Mauer geflogen ist. Das Gesicht von *Löwenzahn* zu sein, ist eben eine hohe Verpflichtung gegenüber Kindern.“

Männer erklären die Welt

In einem Workshop für Kinderfernsehredakteure ist Fritz Fuchs laut Radlicki als „sehr positives männliches Vorbild mit Attributen wie markant, humorvoll, verlässlich, risikofreudig, sich selbst nicht so ernst nehmend“ beschrieben worden; damit stelle er eine Ausnahmeerscheinung im deutschen Fernsehen dar. In anderer Hinsicht passt er dafür umso besser ins Gesamtbild: Schon seit Jahren kritisieren Maya Götz und andere Wissenschaftlerinnen, dass es stets Männer seien, die im Kinderfernsehen die Welt erklärten. Ganz gleich, ob Makro- oder Mikrokosmos: Wird's wissenschaftlich, sind Kerle am Werk; Frauen wie etwa Shary Reeves in *Wissen macht Ah!* kommt die Rolle der Komoderatorin zu. Wird ein Magazin von nur einer Person präsentiert, ist dies in der Regel ein Mann. Dass eine weibliche Figur im Zentrum steht und womöglich auch noch im Titel auftaucht, gibt es zwar auch (*Katrin und die Welt der Tiere*, SUPER RTL), und Karen Markwardt (*Karen in Action*, BR), die sich als Frau in typisch männlichen Gefilden tummelt, fordert die Mädchen durch ihr Vorbild auch ausdrücklich dazu auf, eingefahrene Rollenklischees zu ignorieren; aber diese Beispiele fallen einem auch deshalb sofort ein, weil es sich um Ausnahmen handelt.

Dabei rühmt sich das deutsche Fernsehen gern und zu Recht, gerade mit seinen Wissens-



Shary Reeves und Ralph Caspers
Helene Luise Doppler als Katrin
Karen Markwardt

sendungen weltweit führend zu sein: Nirgendwo sonst gibt es so viele und vor allem so gute Wissensmagazine für Kinder. In Gender-Fragen nimmt das hiesige Kinderfernsehen allerdings keine Vorreiterrolle ein. Auch im Ausland stehen laut einer IZI-Studie vorwiegend Männer vor der Kamera, wenn Wissen vermittelt werden soll. Damit passen sich die Magazine der allgemeinen Geschlechterverteilung an: Die fiktionalen Sendungen werden gleichfalls von männlichen Helden dominiert. Den Wünschen der Zielgruppe entspricht das nicht: Das IZI hat über 2.800 Kinder zwischen 7 und 10 Jahren in 24 Ländern befragen lassen, welchen Moderator oder welche Moderatorin sie sich für eine Wissenssendung wünschen. Das Ergebnis: 85 % der Jungen hätten gern einen jungen Mann oder einen Erwachsenen (aber keinen alten Mann), der die Welt für sie erlebt und erforscht. Bei den Mädchen sieht dies nicht anders aus, nur mit anderem Vorzeichen: Sie wünschen sich eine junge Frau oder ein Mädchen. Die Zahlen für die deutschen Kinder entsprechen den Ergebnissen der internationalen Befragung, wenn auch mit leichter Abweichung bei den Mädchen, von denen 80 % gern mehr Moderatorinnen hätten.



Isabel Schayani

in den Kindergärten fast ausschließlich Erzieherinnen arbeiten, in den Grundschulen überwiegend Lehrerinnen tätig sind und in den Scheidungsfamilien in der Regel die Mutter die Erziehungsaufgaben übernimmt. Jungs haben daher wohl ein starkes Bedürfnis nach männlichen Leitfiguren.“ Maya Götz hat ebenfalls eine Erklärung, und die lautet kurz und schmerzlos: In manchen Redaktionen herrsche offenbar die Meinung vor, Mädchen und Technik passten nicht zusammen. In der Gesellschaft seien nach wie vor feste Stereotypen verbreitet, „welche Tätigkeiten und Zukunftsperspektiven für Mädchen angemessen sind. Hier muss es ein Anliegen des Kinderfernsehens sein, gesellschaftlich notwendige und zukunftsweisende Perspektiven zu eröffnen.“

Der Wunsch nach Ähnlichkeit zwischen sich und dem Gesicht einer Sendung bezieht sich im Übrigen nicht nur auf das Geschlecht: Kinder mit türkischem Migrationshintergrund wünschen sich Moderatoren, die ebenfalls aus dem Bereich „Südeuropa/Mittlerer Osten“ stammen. Radlicki beteuert, das ZDF würde Bewerber mit Migrationshintergrund keineswegs ausschließen, wie die *logo!*-Beispiele Isabel Schayani (iranischer Hintergrund) und



Alexander Antoniadis

Radlicki erklärt, warum die Sender den Wunsch der Mädchen ignorieren: „Diverse Medienforschungen bestätigen, dass Mädchen gegenüber einem männlichen Moderator tolerant sind, während die Jungs tendenziell weniger gerne zuschauen, wenn ihnen eine Wissenssendung von einem Mädchen oder von einer Frau präsentiert wird.“ Eine Ursache dafür, glaubt sie, könne die Tatsache sein, „dass die Kindheit von Jungs bis zum Ende der Grundschule extrem weiblich geprägt ist, da

Alexander Antoniadis (griechische Wurzeln) belegten: „Wir suchen auch aktuell gezielt nach jungen Leuten mit Migrationshintergrund. Aber sie müssen eine journalistische Ausbildung mitbringen, da wir in unseren Wissensformaten großen Wert darauf legen, dass die Kolleginnen und Kollegen auch redaktionell mitarbeiten können und nicht lediglich präsentieren.“

Tilmann P. Gangloff lebt und arbeitet als freiberuflicher Medienfachjournalist in Allensbach am Bodensee.



Hendrik Efert

15 Menschen essen, schlafen, wohnen gemeinsam auf einem abgesteckten Gelände und werden dabei rund um die Uhr von Fernsehkameras gefilmt. In regelmäßigen Abständen wird ein Kandidat herausgewählt, ein neuer kommt hinzu. Anfang des Jahres startete in den Niederlanden das Reality-Format *Utopia*.

Die Utopie einer neuen (Fernseh-) Welt



Die Anordnung klingt zunächst so neu nicht. Doch was *Utopia* besonders macht, sind zwei Dinge: Erstens werden die Kandidaten in Ruhe gelassen. Heißt, sie sollen „richtig leben“ und werden nicht durch Spiele, Aktionen oder Interviews in einem ständigen künstlich-medialen Zustand gehalten. Angeblich gibt es keinerlei Eingriffe vonseiten der Produktion, denn die Kandidaten sollen vor allem zusammenarbeiten und nicht, wie noch beim Reality-Urformat *Big Brother*, gegeneinander. Und zweitens ist die Länge des Formats ungewöhnlich: *Utopia* ist auf die Dauer von einem ganzen Jahr angelegt, deckungsgleich mit dem Kalenderjahr 2014: Am 31. Dezember letzten Jahres bezogen die Freiwilligen eine Wellblechhalle auf einem ehemaligen Militärgelände, eine halbe Stunde Autofahrt von Amsterdam entfernt. Sie bekamen zwei Kühe und ein paar Hühner dazu, außerdem 10.000 Euro in bar. Mehr nicht. Kümmern mussten sie sich zunächst also um das Allernötigste (Nahrung, Toilette, Dusche), konnten dann aber bald über weit luxuriösere Dinge nachdenken (Spülmaschine, Tabak). Und neu ist auch: Den Einwohnern ist Kontakt zur Außenwelt erlaubt, dazu haben sie ein Telefon und sogar Internetzugang. Auch dürfen Menschen von außerhalb auf das Gelände kommen. Schließlich müssen sie sich in diesem Jahr auch selbst finanzieren – z. B. veranstalten sie auf ihrem Gelände einen Markt und verkaufen selbst angebautes Gemüse. Oder es wird eine Busladung Rentner zum nachmittäglichen Bingo eingeladen.

Reality-TV als Fernsehrevolution?

Die Kandidatengruppe soll im Laufe des Jahres nichts weniger als „eine eigene Gesellschaftsform“ aufbauen, so der niederländische Erfinder des Formats John de Mol. Wer so lange ohne von außen auferlegte Regeln auf engstem Raum zusammenlebt, wird zwangsläufig darüber nachdenken, wie das Zusammenleben funktionieren kann. Erst am Ende des Jahres wird sich endgültig sagen lassen können, ob *Utopia* tatsächlich als soziales Experiment, das Rückschlüsse auf menschliches Sozialverhalten zulässt, bezeichnet werden kann. Oder ob die Sendung lediglich auf dem Niveau vom Verhandlungsalltag einer Wohngemeinschaft, in der ständig über Putzdienste und Privatsphäre gestritten wird, verlief. *Utopia* wird jedenfalls von de Mols Firma Talpa weltweit ganz selbstbewusst als soziales Experiment und als Fernsehrevolution vermarktet.

In den Niederlanden löste *Utopia* zu Beginn tatsächlich eine Diskussion in Feuilleton und Wissenschaft aus – ganz nach de Mols Kalkül, denn dieser Buzz, diese Aufregung um ein Format ist beste und kostenlose PR. Und die Sendung sorgt weiterhin für Gesprächsstoff, allerdings wird sie weit nüchterner verhandelt als vor gut 15 Jahren der Vorläufer *Big Brother*. Und es geht heute auch weniger um fernsehmoralische Fragen wie: „Darf man so etwas senden?“, sondern mehr um die Infragestellung der sozialen Relevanz des Gezeigten. Und so holte zu Beginn der Ausstrahlung der kleine Sender SBS 6 auch fantastische Quoten mit *Utopia*, die sich jetzt stabil im oberen Mittelfeld eingependelt haben (durchschnittlich eine Mio. Zuschauer pro Abend).

Streitigkeiten, Sex, Skandale

Bei den Zuschauern hat sich allerdings längst, was die „Entstehung einer Gesellschaft“ betrifft, Ernüchterung eingestellt. Im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stehen eher die Kandidatenbeziehungen auf Mikroebene: Streitigkeiten, Sex, Skandale ... Deswegen werden *Utopia* und Reality-TV geguckt. Das weiß auch der finanzstarke Fernsehunternehmer John de Mol, der genau deswegen und nicht wegen eines größeren sozialen Interesses dieses Format entwickelt hat. *Utopia* wird – wie sämtliche verwandte Produktionen – von einer eher bildungsfernen und fernsehaffinen Schicht konsumiert.

Zum Konzept *Utopia* gehört auch eine durchdachte Social-Media-Strategie (die aktivsten User dürfen über den monatlichen Rauswurf bestimmen) – auch hier ist festzustellen, dass sich die Interessen bei den twitternden Zuschauern eher auf: „Wer küsst wen?“ statt: „Wer beherrscht wen?“ fokussieren. Doch natürlich stellt sich auch die Frage, ob nicht eben diese ständigen zwischenmenschlichen Auseinandersetzungen (Liebeleien, Alltagsstreitigkeiten, Fehden) Teil der Entwicklung von Gesellschaft darstellen. Insofern lässt sich *Utopia* als geniale Idee bezeichnen: In erster Linie einfach konzipiert, schnell zu erfassen und mit den zu erwartenden Zuschauer ziehenden Eskapaden – aber angeordnet als „Experiment für eine bessere Welt“.

Kein Zufall, dass gerade John de Mol das Reality-TV nun mit *Utopia* auf eine neue Stufe holt: So dient doch sein Format *Big Brother* (damals noch Endemol), das im Jahr 2000 in Deutschland anlief, als Prototyp des Reality-TV

Kandidatinnen und Kandidaten in *Utopia*

(Mikos 2010) (fast parallel startete damals in manchen Ländern das Reality-Franchise *Survivor*, das ebenfalls als prototypisch gilt, in Deutschland jedoch nie wirklich angenommen wurde). Damals entfachte *Big Brother* eine breite Diskussion über Moral und Anstand im Fernsehen. So sprach Kurt Beck, seinerzeit Ministerpräsident von Rheinland-Pfalz und Vorsitzender der Rundfunkkommission der Länder, in der *tv diskurs* von einer „neue[n] Negativqualität in der Fernsehunterhaltung“ (Beck 2000). Fernsehintellektuelle wie Lothar Mikos erwiderten folgerichtig, dass die aufschreienden Politiker genau die gewesen waren, die zuvor das duale Rundfunksystem gewollt hatten. Somit müssten sie nun akzeptieren, dass deren Programmgestaltung Zuschauermehrung mit allen – natürlich legalen – Mitteln zum Ziel habe (Mikos 2000). Das alles war Teil der PR-Strategie von de Mol.

Internationaler Formathandel als Teil des Konzepts

John de Mols Erfolg liegt auch darin begründet, dass er es bestens versteht, verschiedene TV-Genres zu hybridisieren (bei *Big Brother* verknüpfte er die damals beliebten Formate Soap, Doku, Gameshow) und in einem weiteren Schritt auch noch im Sinne eines aktuellen gesellschaftlichen Diskurses umzusetzen (damals Überwachung, Privatsphäre).

Dies ist ihm nun wieder optimal gelungen: *Utopia* verknüpft *Big Brother* und Dschungelcamp in einer Zeit, in der sich viele Menschen nach gesellschaftlichen Umbrüchen sehnen und bestehende gesellschaftspolitische Konzepte mehr und mehr in Frage gestellt werden.

Und auch auf eine weitere Sache versteht sich de Mol: die internationale Vermarktung. *Big Brother* war von Beginn an als weltweit verwertbares Produkt konzipiert, die damals stattfindende Digitalisierung der TV-Märkte ließ den Bedarf an Inhalten stark ansteigen. Bis heute hält dieses Bedürfnis an. *Utopia* wird gerade aggressiv beworben, Lizenznehmer aus mindestens drei Ländern haben bereits zugeschlagen (Deutschland, USA, Türkei). Es ist davon auszugehen, dass viele weitere folgen werden. Damals wie heute fungieren die Niederlande dabei als Labor, John de Mol probiert sich auf seinem kleinen und offenen Heimatmarkt aus. Wie der Mediendienst *dwdl.de* kürzlich zu berichten wusste, ist das Durchschleusen internationaler Lizenznehmer Teil des Versuchsaufbaus auf dem

niederländischen *Utopia*-Gelände: So werden die finanzstarken Gäste in einen kleinen Vorführraum gebeten, in dem sie zunächst ein paar Filme zum Format vorgeführt bekommen. Schließlich hebt sich ein Vorhang und die Gäste erhalten durch eine Glasscheibe Einblick in die Liveregie, von der aus die über 100 Kameras und gut 60 Mikrofone auf dem Gelände gesteuert werden (Zarges 2014). Hier wird nicht nur für den allabendlichen Zusammenschchnitt gearbeitet, hier wird vor allem auch Livefernsehen für das Internet gemacht: Die Kandidaten sind im Netz 24/7 zu sehen.

Es ist zu vermuten, dass sich die niederländische Version alleine finanziell gar nicht trägt. Aber wenn de Mol ein Konzept erarbeitet, dann muss es in der ganzen Welt funktionieren. Das war bei *Big Brother* so, das ist zurzeit bei *The Voice* der Fall und das wird sich mit hoher Wahrscheinlichkeit auch bei *Utopia* bewahrheiten.

Ab August läuft *Utopia* auch in den USA an. Als der verantwortliche Abteilungsleiter beim Network Fox, Simon Andraea, von dem neuen Format erfuhr, ist er nur Minuten später und ohne weiteres Gepäck nach Amsterdam geflogen: „Uns war klar, dass es einen harten Wettkampf um das Format geben wird. Wenn ich es nicht bekommen hätte, hätte ich mir das nie verziehen!“ (Villarreal 2014)

Eventfernsehen als neue Strategie?

John de Mol kommt mit seinem Format *Utopia* auch deshalb gerade richtig, weil das lineare Fernsehen gerade viel Stoff zur sogenannten „Eventisierung“ braucht: Auf den vergangenen Upfronts in New York, der wichtigsten Veranstaltung von Fernsehmachern und Werbetreibenden, sprach erst ein hoher NBC-Chef von den Bemühungen seines Senders, alles zu „eventisieren“, dann ein Fox-Vertreter darüber, dass sie zurzeit ihre Unterhaltungssparte „eventisieren“. Heißt: Man liefert den Zuschauern Gründe, Fernsehen zum Zeitpunkt der Erstausstrahlung zu schauen, dazu schafft man Events, also Fernsehen, das live und zum Zeitpunkt der Erstausstrahlung gesehen werden muss und eben nicht erst später auf DVD oder als Video-on-Demand. Schon immer eigneten sich Sportereignisse bestens dazu – wer schaut schon ein aufgezeichnetes Fußballspiel oder einen Boxkampf von vor einer Woche? Liveshows haben in den USA keine große Tradition – auch das rückt nun immer mehr in den Fokus der Überlegungen. Und eben: Reality-TV, über das am nächsten Morgen ge-

sprochen wird. *Utopia* eignet sich gut dazu, die Zuschauer zum Einschalten der täglichen Zusammenschnitte zu motivieren – niemand würde eine ganze Staffel „nachschaun“. So ein Eventprogramm soll den schon immer wieder totgesagten Watercooler-Effekt befördern: Am nächsten Tag ist das Programm Thema an sämtlichen Wasserspendern (oder anderen Orten, an denen Menschen zum kurzen Plausch aufeinandertreffen).

In Deutschland soll *Utopia* vielleicht schon ab Herbst bei SAT.1 zu sehen sein. Welche Entwicklung das Format hier nehmen wird, hängt stark von der Art der Inszenierung ab. Reality-Formate haben hierzulande alle Möglichkeiten: Sie können voll einschlagen (*Ich bin ein Star – Holt mich hier raus!*), sie können aber auch einen Totalabsturz erleben (*Promi Big Brother*). Interessant wird auch sein, ob SAT.1 den „Look“ der niederländischen Version beibehalten wird: Die hyperrealistische Ästhetik mit unaufgeräumtem Gelände, wenig bis gar nicht geschminkten Kandidaten und einer nicht inszeniert heruntergekommenen Behausung wird den deutschen Programmachern sicherlich zu gewagt sein. Es ist zu hoffen, dass man bei SAT.1 Mut hat und die Alleinstellungsmerkmale beibehalten wird. Nur so lässt sich unterhaltendes und vielleicht sogar relevantes Eventfernsehen machen.

Literatur:

Beck, K.: *Position des rheinland-pfälzischen Ministerpräsidenten Kurt Beck zur Diskussion um Big Brother und vergleichbare Sendeformate*. In: tv diskurs, Ausgabe 13, 3/2000, S. 42–43

Mikos, L.: *Aufregung in Medialand. Oder: Wie Big Brother Politik, Medienaufsicht und Öffentlichkeit in Panik versetzte*. In: tv diskurs, Ausgabe 13, 3/2000, S. 36–41

Mikos, L.: *Ein Prototyp wird zehn Jahre alt. Big Brother hat die Fernsehlandschaft verändert*. In: tv diskurs, Ausgabe 52, 2/2010, S. 72–77

Villarreal, Y.: *Fox's Simon Andraea has 'super ambitious' plan to build 'Utopia'*. 24.01.2014. Abrufbar unter: <http://www.latimes.com/entertainment/tv/showtracker/la-et-st-fox-simon-andraea-utopia-reality-show-20140124-story.html>

Zarges, T.: *Setbesuch bei 'Utopia'. John de Mols Labor für die TV-Welt von morgen*. 03.05.2014. Abrufbar unter: http://www.dw.de/magazin/45291/john_de_mols_labor_fuer_die_tvwelt_von_morgen/

Hendrik Efert ist freier Medien- und Kulturjournalist mit den Schwerpunkten „Popkultur“, „Film“ und „Fernsehen“. Er arbeitet u. a. für das Deutschlandradio, den WDR und einige Printmagazine.



Moral in Serien, Teil 3: *24* und *Homeland* sind US-Serien, die den „Krieg gegen den internationalen Terrorismus“, den die USA seit dem Anschlag auf das World Trade Center am 11. September 2001 verstärkt besonders gegen extremistische Islamisten führen, zum Hintergrund ihrer fiktiven Geschichten wählen. Bei aller Unterschiedlichkeit in Genre und Erzählweise spiegeln doch beide Serien wie kaum

andere recht unmittelbar das politische Klima der Gesellschaft und die Veränderungen moralischer Werte unter Kriegsbedingungen in der Bush-Ära und der Obama-Zeit wider. Der Vergleich¹ beider Serien legt den Fokus auf die jeweiligen Hauptfiguren und das ethisch-moralische Koordinatensystem ihres Handelns.

Werner C. Barg

Die Moral eines geheimen Krieges

Ein Vergleich der Serien *24* und *Homeland*

Zeit ist Action

24 ist eine US-amerikanische Actionserie, in dessen Mittelpunkt der Spezialagent Jack Bauer (Kiefer Sutherland) in jeder Staffel in Zusammenarbeit mit der Antiterrorereinheit CTU einen Terroranschlag auf die USA verhindern muss. So sind Bauer und seine Mitstreiter in der CTU in der ersten Staffel beispielsweise mit der Verhinderung eines Anschlags auf den afroamerikanischen Präsidentschaftskandidaten David Palmer (Dennis Haysbert) beschäftigt, den eine Verbrecherorganisation und serbische Terroristen planen.

Jede Staffel von *24* zeichnet sich dadurch aus, dass in ihr in 24 Folgen exakt ein Tag aus dem Agentenleben Bauers erzählt wird. Dementsprechend ist jede Folge (inklusive der Werbeunterbrechungen) 60 Minuten lang, erzählt also eine Stunde dieses Tages. Zeitangaben geben dem Zuschauer Orientierung. Dabei wird die Handlung mit Jack Bauer im Zentrum in der Regel auf drei bis vier Erzählebenen parallel geführt, deren Momentaufnahmen immer wieder in Bildtableaus als Splitscreen präsentiert werden. Sie geben dem Zuschauer neben den

Zeiteinblendungen zusätzliche Orientierungshilfe, sich in den komplex geführten Parallelplots zurechtzufinden.

Durch diese permanente Parallelführung hochdramatischer Entscheidungsplots sowie durch die narrative Zeitstruktur, die Erzählzeit und erzählte Zeit als identisch suggeriert, werden die Grundprinzipien der Actionerzählung – Schnelligkeit, Rasanz, Zeitnot, Zeitdruck, Entscheidungsnotstände etc. – ins Extrem gesteigert. Die Staffeln enden nicht nur zumeist mit einem offenen Ende, das mit einem überraschenden Cliffhanger für den Zuschauer verbunden ist, auch vor jedem Werbeblock in jeder Folge gibt es Cliffhanger, wodurch der Aufbau hoher Spannung zum erzählerischen Grundprinzip von *24* gehört, sie als innovative Actionserie auszeichnet und ihren enormen Erfolg beim Fernsehpublikum begründet. Allein 13 Mio. Menschen sahen die Serie in den USA.

Durch das Prinzip „Zeit ist Action“ soll aber auch erzählt werden, dass Agenten und Politiker im geheimen Krieg gegen den Terrorismus Entscheidungen unter ständigem Zeitdruck treffen müssen. Es kommt zu stressbedingter Überforderung. Es werden Fehler gemacht. Allerdings kaum von Jack Bauer selbst. Interessanterweise

Anmerkungen:

1

Angesichts der Stofffülle der acht Staffeln *24* plus TV-Film sowie eingedenk der Tatsache, dass sich *Homeland* noch weiter in Produktion und Ausstrahlung befindet, bezieht sich der Vergleich beider Serien schwerpunktmäßig auf die jeweils erste Staffel. Das macht für den hier darzulegenden Zusammenhang auch deshalb Sinn, weil in der ersten Staffel die zentralen Figuren mit den Motiven ihres Handelns eingeführt werden.

bewegt sich die Hauptfigur von *24* mit einem klaren Wertekompass durch das dargestellte Zeit-Labyrinth aus Stresssituationen und Fehlentscheidungen.

Klassische Heldenfigur, gebrochene Persönlichkeit

In den parallel geführten Handlungssträngen von *24* werden sowohl Bauers Handeln, seine Alleingänge, seine Konflikte mit den Vorgesetzten der Antiterrorereinheit CTU und seine privaten Verstrickungen als auch die angespannte Situation im CTU-Lagezentrum mit den Verstrickungen und Intrigen auf der politischen Ebene und mit dem Handeln der verschiedenen Antagonisten verbunden, die im Laufe der Handlung von Bauer mehr und mehr enttarnt und entlarvt werden. Dabei hat Bauer nicht nur mit „äußeren“ Gegnern, sondern stets auch mit „inneren“ Feinden zu kämpfen, mit „Maulwürfen“ und Verrätern in den eigenen Reihen, aber auch mit politischen Widersachern im US-Regierungsapparat, die den Terrorismus benutzen, um ihre Interessen bis hin zum Staatsstreich versuchen durchzusetzen.

Die dramaturgische Entwicklung des Actionplots jeder Staffel folgt hierbei der Ästhetik von Videospiele. Bauer löst im Rahmen seines 24-stündigen Auftrags eine Aufgabe nach der nächsten, wobei er quasi von einem niedrigen zu einem nächsthöheren Level gelangt und sich dabei der Schwierigkeitsgrad der Aufgabenlösung stets erhöht. Zum erhöhten Schwierigkeitsgrad zählt der wachsende Zeitdruck, weil der Zeitpunkt des Anschlags näher rückt oder in wenigen Minuten eine wichtige Begegnung der Antagonisten, die Übergabe terroristischer Waffen etc. bevorsteht.

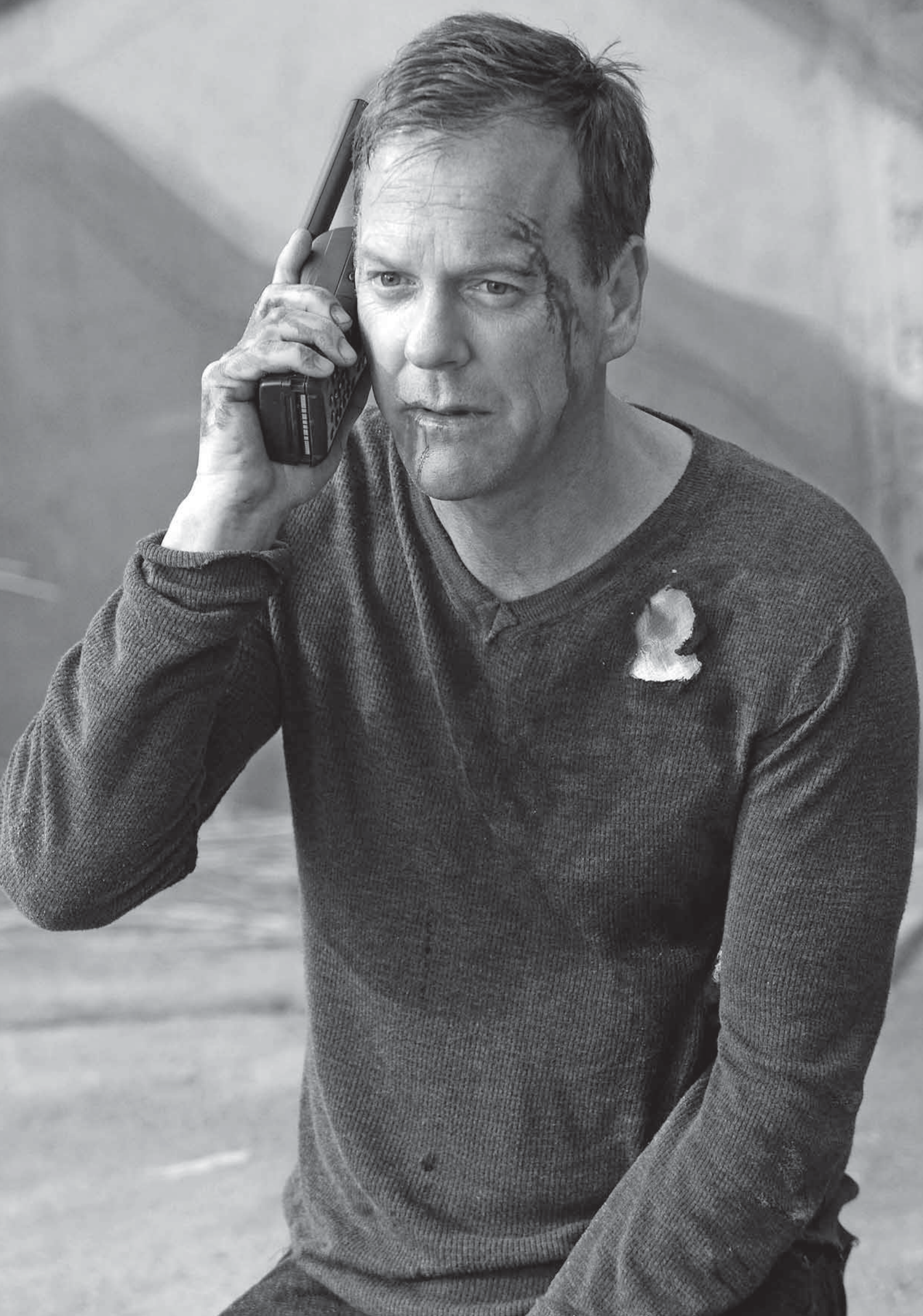
Unter diesen Bedingungen muss die Hauptfigur schnelle Entscheidungen treffen. In der Logik der *24*-Geschichten trifft Bauer erstaunlicherweise (fast) immer die richtigen Entscheidungen, während die meisten Figuren um ihn herum aus Ignoranz, Überforderung oder weil sie durch Falschinformationen geblendet sind, oft zu Fehlentscheidungen gelangen, die Bauer dann ausgleichen muss. Jack Bauer wird gegenüber den mit Gesetzen und Verwaltungsvorschriften belasteten Mitarbeitern des Antiterrorapparats und ebenso gegenüber den in Intrigen und Zwängen verstrickten Politikern von Staffel zu Staffel mehr als autonome, frei entscheidende Führerpersönlichkeit aufgebaut. Ein Superheld, wie man ihn aus dem Comic kennt, eine Art moderner „Mr. America“. Wie diese fiktiven „American Heroes“ ist auch Bauer eine klassische Heldenfigur. Sie besitzt einen klaren Ehren- und Wertekodex, aus dem heraus sie handelt. Bauer wird als der moderne „Ritter ohne Fehl und Tadel“ dargestellt, erinnert natürlich auch an den guten Sheriff par excellence, wie ihn einst Gary Cooper in Fred Zinnemanns *12 Uhr mittags* verkörperte. Er will Schaden von seinem Land, von seiner Familie und seinen Freunden abwenden. Er ist schlauer als die Gegner, durchschaut nicht immer,

aber immer schneller als seine Partner, den US-Präsidenten eingeschlossen, die Finten und Hinterlistigkeiten der Gegenseite – eine durch und durch ideologisierte Kunstfigur. Der Sender Fox, der *24* produzieren ließ, versuchte so zumindest fiktional, das überkommene Weltbild der USA als „Weltpolizist“ und Beschützer der freien Welt gegenüber einem Publikum zu erretten, das nach den Terroranschlägen vom 11. September 2001 tief erschüttert und verunsichert war ob der Kraft und der Möglichkeiten der Bush-Regierung, der Geheimdienste etc.

In *24* wird nun Bauers „gute“ paramilitärische Kraft mit der verunsicherten, schließlich sogar intriganten Macht der politischen Elite verbunden. Dies ist die kongeniale Volte der Serienmacher, um dem Zuschauer selbst dann noch ein Gefühl der Sicherheit zu geben, als die Führungsschwäche des US-Präsidenten George W. Bush in der Mitte des ersten Jahrzehnts im neuen Jahrtausend immer offensichtlicher und der Vertrauensverlust der Bevölkerung in die Führungsstärke der republikanischen US-Regierung immer größer wurde. Doch in Gestalt von Jack Bauer konnte das idealistische Bild der USA als Weltmacht, die stets das Gute will und auch stets das Gute schafft, selbst wenn es böse Taten begeht, Woche für Woche auf den Bildschirmen erscheinen und so wenigstens fiktional überleben, während in der Realität des Irakkrieges, des Gefangenenlagers von Guantanamo und des Folterskandals von Abu Ghraib das Wertesystem unterzugehen drohte, für das die USA erklärtermaßen ihre Kriege zu führen beabsichtigen: die Freiheits- und Menschenrechte.

In dieser Situation lieferte *24* nun auch die moralische Rechtfertigung der Anwendung von Folterpraktiken seitens der US-Administration gleich mit: Die Serie suggeriert dem Publikum, dass die USA im Abwehrkampf gegen den Terror klassische Helden wie Jack Bauer brauchen. Um seine schnellen Entscheidungen treffen zu können, benötigt Bauer wiederum so schnell wie möglich die wichtigsten Informationen. Um diese zu erlangen, kann er in der Zeitnot, die *24* als konstitutiv für den Terrorkrieg behauptet, auch vor dem Mittel der Folter nicht zurückschrecken. Folter wird als notwendig für den Helden dargestellt, um seine letztlich positiven Ziele erreichen zu können. Seine Gegner handeln dagegen durchweg böse, um des Bösen willen: Sie foltern aus niederen Beweggründen, aus Sadismus, Rache und Grausamkeit.

In den Folterszenen wird zwar auch Bauer als höchst aggressiver Charakter gezeigt. Doch sein Handeln wird psychologisch dadurch untermauert, dass er im Laufe seines Kampfes gegen den internationalen Terrorismus selbst Opfer massiver Folter geworden ist und zudem die gegnerischen Terroristen sein Privatleben mehr und mehr zerstört haben. Seine Familie hat er verloren, jede private Beziehung wird durch die Gewalt der Gegner bedroht; Freunde werden zum Faustpfand des Gegners im Krieg des Terrors.



So zeigt die Bauer-Figur auch die Schattenseiten eines modernen Helden. Er ist eine zunehmend gebrochene Persönlichkeit, ein einsamer Held, der glaubt, im privaten Leben verflucht zu sein, weil all seine Privatbeziehungen an seiner und durch seine Agententätigkeit scheitern. Schließlich taucht er sogar unter, doch immer wieder holt ihn seine „Bestimmung“, als Retter Amerikas auftreten zu müssen, ein². Auch diese Kehrseite des 24-Helden ist eine stark ideologisierte Figurencharakterisierung und entspricht gleichfalls dem konservativen Bild vom „starken Amerika“, in dem alle Bürger zu (militärischen) Opfern und die aktiven Kämpfer noch zu viel mehr bereit sein müssen, um den Weltmachtstatus der Nation und den „war of ideas“ (Arin 2013, S. 100) weltweit aufrechterhalten zu können.

Homeland – der Blick in eine paranoide Gesellschaft

Die gebrochene Persönlichkeit hat 24-Hauptfigur Jack Bauer durchaus gemeinsam mit der CIA-Agentin Carrie Mathison (Claire Danes), eine der Hauptfiguren der von Fox 21 für den Sender Showtime produzierten Dramaserie *Homeland*. Wie schon der Vorspann der Serie verrät, kämpft Carrie seit den Terroranschlägen vom 11. September 2001 gegen den islamistischen Terror. Seinerzeit versagt zu haben, geht ihr nach. Sie hat im geheimen Krieg des Terrors seelischen Schaden genommen, ist traumatisiert, hat eine bipolare Störung ihrer Persönlichkeit entwickelt. Sie schluckt Pillen gegen ihre manisch-depressiven Gemütszustände. Gegenüber ihrem Vorgesetzten bei der CIA, David Estes (David Harewood), und auch gegenüber ihrem Mentor und Vertrauten, dem CIA-Sicherheitsexperten Saul Berenson (Mandy Patinkin), verschweigt sie ihre Krankheit. Ihnen erscheint Carrie als merkwürdig und sonderbar – besonders, als sie mit einer ganz besonderen Verschwörungstheorie daherkommt: Carrie hat unter dramatischen Umständen von einem Informanten in Bagdad den Hinweis erhalten, dass ein lange im Irak in der Kriegsgefangenschaft gehaltener US-Soldat von den Terroristen „umgedreht“ wurde. Der Soldat würde nun bald freigelassen. Als Kriegsheld gefeiert, so das Kalkül der Terroristen, werde er schnell Zugang zu sensiblen Bereichen der US-Politik und des Militärs haben. Dadurch könnte er einen spektakulären Anschlag gegen die USA durchführen. Als wenig später der Marine Nicholas Brody (Damian Lewis) tatsächlich unter mysteriösen Umständen befreit werden kann und sogleich als Kriegsheld im Heimatland gefeiert wird, sieht Carrie in ihm den besagten „Schläfer“ und mutmaßlichen Selbstmordattentäter. Berenson gibt ihr die Chance, illegal gegen Brody zu ermitteln, ist von Carries Ergebnissen und Hinweisen dann aber keineswegs überzeugt. Estes lehnt Carries Theorie sogar komplett ab. So kann Brody mit Unterstützung des US-Vizepräsidenten im Verlauf der ersten Staffel an einer politischen Karriere arbeiten,

während Carrie mehr und mehr den Halt verliert. Nicht alles, was sie zum Verhalten Brodys vorhersagt, tritt ein. Um sich zu vergewissern, ob Brody der ist, für den sie ihn hält, nähert Carrie sich Brody an. Sie verliebt sich in ihn. Es kommt zu einer kurzen Liebesaffäre, die abrupt endet als Brody von Carries Ermittlungen gegen ihn erfährt. Als ein zweiter, für tot gehaltener US-Marine, ein Mitgefangener Brodys, überraschend auftaucht und offensichtlich einen Anschlag auf den Vizepräsidenten plant, ist Carrie am Ende der ersten Staffel bei der CIA endgültig im Abseits. Dabei liegt Carrie mit ihrem Verdacht gegen Brody genau richtig.

Ähnlich wie die Heldenfigur Jack Bauer folgt auch der Carrie-Charakter einem klaren Wertekompass. Auch Carrie kämpft gegen die Bedrohung ihres Landes. Doch dieser Kampf ist seit den Verwerfungen der Bush-Ära noch komplizierter geworden und die Kämpfer drohen hieran zu zerbrechen. Die Fronten im Terrorkrieg sind verschwommen. Ein klassisches Gut-Böse-Schema gibt es nicht mehr. Wer Freund und wer der Gegner ist, kann nicht mehr so einfach ausgemacht werden. Dadurch wächst die Paranoia der Gesellschaft. Überall werden Feinde vermutet. Die Reaktionen der CIA-Mitarbeiter auf Carries Verschwörungstheorie spiegeln diesen gesellschaftlichen Zustand, wenn sie Verfolgungswahn hinter Carries Anfeindungen des „Kriegshelden“ vermuten. Durchaus realistisch zeigen die *Homeland*-Macher, dass ein Alleingang von Carrie zu nichts mehr führt. Schließlich übermannt sie ihre Erkrankung. Sie flüchtet in die Depression, wo Jack Bauer in die Aggression auswich. Besser kann man den Umschwung von der Bush-Ära zur Obama-Zeit kaum in Fiktion personifizieren.

Mit dem Beginn der Präsidentschaft von Barack Obama gingen die Zeiten von „Mr. America“ als „Weltpolizist“ vorerst zu Ende. Obama lehnte militärische Abenteuer ab und verfolgte eine neue außenpolitische Strategie³, die zwar die Führungsrolle der USA unterstreicht, den USA aber zugleich auferlegt, sich bei Weltkonflikten zunächst einmal im Hintergrund zu halten. Diese „leading-from-behind“-Doktrin, die der US-Präsident gerade im Mai 2014 mit einer Grundsatzrede in der Militärakademie West Point bekräftigte⁴, führte zu manchen Verwerfungen und Irritationen in der US-Außenpolitik. Diese wiederum zogen auch manche Verunsicherung im militärischen Apparat und in den Geheimdiensten der USA nach sich. Auch diese Situation spiegelt *Homeland* und zeigt, dass die Aktionen von Carries CIA-Vorgesetzten, die strikt nach Vorschrift handeln, einen möglichen Anschlag nicht verhindern können.

Der „umgedrehte“ Wertekompass

Dass dieser Anschlag in der ersten Staffel nicht stattfindet, ist einzig und allein einem technischen Defekt an Brodys Sprengweste und den Gewissensbissen des Marines

2 Unter diesem Vorzeichen steht nun auch die neuerliche Fortsetzung der Jack-Bauer-Saga: *24 – Live Another Day*, eine zwölfteilige Miniserie, die im Mai 2014 in den USA startete.

3 Vgl. ex.: <http://www.swp-berlin.org/de/swp-themen-dossiers/die-usa-weltmacht-im-wandel/aussenpolitische-strategie.html>

4 Vgl. ex.: <http://www.stern.de/politik/ausland/grundsatzrede-in-west-point-amerika-muss-fuehren-obamas-neue-alte-aus>



selbst zu verdanken, der sich – nachdem er die Sprengweste repariert hatte – zusammen mit dem US-Vizepräsidenten hätte in die Luft sprengen können. Er hat es nicht getan. Auch Brody folgt einem klaren Wertekompass. Zu seinen Werten zählen der Schutz der Menschenrechte, wie etwa das Recht auf Leben und körperliche Unversehrtheit. Ähnlich wie Jack Bauer befolgt auch Brody einen Ehrenkodex, den Ehrenkodex der Marines. Doch diesen haben – in Brodys Augen – die USA selbst durchbrochen, als der US-Vizepräsident den Befehl zu einem Drohnenangriff auf eine Schule im Irak gab, wohl wissend, dass sich dort Kinder und Zivilisten aufhalten. Bei diesem Angriff starb ein irakischer Junge, mit dem Brody sich in der Haft angefreundet hatte. Brodys Hass auf den Vizepräsidenten wird nun zur Waffe des Terroristen Abu Nazir (Navid Negahban), der Brodys Rachegefühle benutzen möchte, um einen neuen schweren Anschlag auf die USA zu realisieren.

Doch Brody verhält sich nach seiner Rückkehr in die USA nicht wie ein fanatisierter „Roboter-Terrorist“, bei dem man nur auf den Knopf drücken muss, um die Bombe zu zünden. Brody kehrt zurück in sein familiäres Umfeld, sieht sich mit den Anforderungen und Hoffnungen auf einen Neuanfang seiner Frau Jessica (Morena Baccarin) konfrontiert. Sie hatte Brody schon aufgegeben und sich seinem Freund und Kollegen Mike zugewandt. Brody sieht seine Kinder wieder, erlebt, wie sie sich über seine Rückkehr freuen, aber auch, wie sie ihn als Familienvater fordern. In diesem emotionalen Beziehungsgeflecht einer Familie, die nach langer Trennung langsam wieder zueinanderfindet, fällt es Brody, der zum Islam konvertiert ist, zunehmend schwerer, seine Doppelexistenz zu verbergen.

Im Moment der Entscheidung, in dem Brody kurz davor ist, sich zusammen mit dem Vizepräsidenten in die Luft zu sprengen, erinnert ihn seine Tochter daran, dass er etwas zu verlieren hat, dass er Verantwortung trägt für seine Familie, für seine Kinder. Als „Clou“ für Brodys Entscheidungsfindung spielen die *Homeland*-Macher hier also wieder einmal die traditionellen, uramerikanischen Familienwerte aus und betonen deren Value im Vergleich zu den politischen Werten, aus denen heraus Brodys Rache erwachsen ist.

Aufgrund des „umgedrehten“ Wertekompasses verhält Brody sich unberechenbar. Das wiederum lässt Brody über weite Strecken glaubwürdig, Carrie, seine größte Widersacherin, dagegen unglaubwürdig erscheinen. Zum Glück weiß es der Zuschauer am Ende der ersten Staffel besser.

Fazit

Die beiden Produzenten Alex Gansa und Howard Gordon, die auch schon bei der Actionserie *24* (2001 – 2010) dabei waren, schreiben mit der Dramaserie *Homeland* (seit

2011) ihre (Fernseh-) Geschichte über den Krieg gegen den Terror fort. Dabei übertragen sie die Eigenschaften ihrer klassischen Heldenfigur aus *24* – klarer Wertekompass, aber zunehmend gebrochene Persönlichkeit – auf die beiden Hauptfiguren ihrer neuen Serie. Am Ende von *24* war der Wertekompass des Helden trüb geworden, die Deformation seiner Persönlichkeit unverkennbar. Hieran knüpfen Gansa/Gordon in ihrer Figurenkonstellation von *Homeland* an. Die weibliche Hauptfigur Carrie zerbricht hier in der ersten Staffel an ihrem Versuch, mit vermeintlich klarem Wertekompass erneut die USA retten zu wollen. Sie muss sich am Ende erst einmal selbst neu finden. Und die klassische (Kriegs-) Heldenfigur Brody ist von Anbeginn an eine zwielichtige Person, der der Zuschauer mit Zweifel begegnet.

Klare Identifikationsfiguren kann *Homeland* nicht mehr bieten – zu komplex, zu verwirrend ist der Krieg gegen den Terror geworden, vor dessen authentischem Hintergrund Gansa/Gordon auch ihre neue Seriensgeschichte angelegt haben. Brody lebt in der Tat mit einem „verkehrten“ Wertekompass, weil auch das Handeln einzelner Mitglieder der Regierung, die ihn in den Krieg geschickt hat, „verkehrt“ war. Die Brody-Figur ist in ihrem Bemühen, ihre Doppelexistenz zu verbergen, der *Breaking-Bad*-Hauptfigur Walter White durchaus ähnlich, doch werden Brodys Familienprobleme – zumindest am Ende der ersten Staffel – mit dem Verweis auf die traditionellen US-Familienwerte recht konservativ und konventionell gelöst, während die *Breaking-Bad*-Macher hierfür weitaus innovativere Lösungen gefunden haben (vgl. Barg 2014, S. 80 ff.).

Literatur:

Barg, W. C.: *Breaking Bad – das Böse stirbt!*? In: tv diskurs, Ausgabe 68, 2/2014, S. 80–85

Arin, K. Y.: *Die Rolle der Think Tanks in der US-Außenpolitik*. Heidelberg 2013

Dr. Werner C. Barg ist Autor, Produzent und Dramaturg für Kino und Fernsehen. Außerdem ist er Regisseur von Kurz- und Dokumentarfilmen sowie Filmjournalist. Seit 2011 betreibt er als Produzent neben seiner Vulkan-Film die herzfild productions im Geschäftsbereich der Berliner OPAL Filmproduktion GmbH.



Literatur

Inhalt:

- Ingrid Stapf/Achim Lauber/Burkhard Fuhs/Roland Rosenstock (Hrsg.):
Kinder im Social Web. Qualität in der KinderMedienKultur
 Ulrike Wagner/Niels Brüggem (Hrsg.):
Teilen, vernetzen, linken. Jugend zwischen Eigensinn und Anpassung im Social Web
 Anna Jakisch 96
- Anne Schulz/Patrick Rössler:
Schweigespüre Online. Die Theorie der öffentlichen Meinung und das Internet
 Hans-Dieter Kübler 98
- Alan Sepinwall:
Die Revolution war im Fernsehen
 Hendrik Efert 99
- Teresa K. Naab:
Gewohnheiten und Rituale der Fernsehnutzung. Theoretische Konzeption und methodische Perspektiven
 Lothar Mikos 100
- Hendrik Buhl:
Tatort. Gesellschaftspolitische Themen in der Krimireihe
 Christian Hißnauer 101
- Caroline Y. Robertson-von Trotha (Hrsg.):
Celebrity Culture. Stars in der Mediengesellschaft
 Claudia Wegener 102
- Kurzbesprechungen 1** 103
 Tilmann P. Gangloff, Michael Wedel, Lothar Mikos
- Jeffrey Wimmer:
Massenphänomen Computerspiele
 Lothar Mikos 104
- Kurzbesprechungen 2** 105
 Klaus-Dieter Felsmann, Hans-Dieter Kübler
- Carsten Wunsch/Holger Schramm/Volker Gehrau/Helena Bilandzic (Hrsg.):
Handbuch Medienrezeption
 Hans-Dieter Kübler 106

Kinder und Jugendliche im Social Web

Für Kinder ist die Entdeckung ihrer Welt essenziell – dazu zählt auch das Internet. Viele Onlineangebote greifen Entwicklungsaufgaben und deren Anforderungen an die eigene Lebenswelt auf und leisten somit einen wichtigen Beitrag zur Identitätsbildung und Persönlichkeitsentwicklung. Wie das Web die Kindheit prägt und durch welche Ansätze ein kompetenter Umgang mit dem Social Web frühzeitig und gezielt gefördert werden kann, sind Fragen, denen sich der Sammelband *Kinder im Social Web. Qualität in der KinderMedienKultur* stellt. 18 Beiträge eruierten aus verschiedenen Perspektiven, wie und welche Qualitätskriterien für die Kinderzielgruppe entwickelt und umgesetzt werden können und lassen Rückschlüsse zu, welche Anforderungen sich daraus für die Medienbildungsarbeit ableiten lassen. Die Beiträge sollen Anstöße liefern, wie Eltern und Contentproduzenten Kindern überwiegend positive, lehrreiche und identitätsstiftende Erfahrungen im Internet ermöglichen können. Die Aufsätze des Bandes sind allesamt aufbereitete Tagungsbeiträge einer viel beachteten Veranstaltung der Qualitätsinitiative Erfurter Netcode e. V. vom November 2010. Zunächst ergründen Grundlagentexte die ethischen und medienpädagogischen Dimensionen des Schlüsselbegriffs „Qualität“. Insbesondere die medienethischen Beiträge, wie Ingrid Stapfs *Vom gelingenden Online-Leben – Ethische Dimensionen des Social Web für Kinder*, rücken die lauernden Gefahren für Kinder im Internet ins Augenmerk des Lesers. Stapf fordert eine größere Vielfalt an

Angeboten für Kinder, „in denen sie sicher und in einem anregungsreichen, sie motivierenden Umfeld Erfahrungen machen können“ (S. 47). Es folgen Praxisbeispiele vorbildlicher Social-Media-Anwendungen für Kinder, darunter das 2001 mit dem Grimme Award in der Kategorie „Medienkompetenz“ ausgezeichnete Browsergame *Kidsville* und die Videocommunity *ClipKlapp*. Dem Kapitel über Fördermaßnahmen eines Qualitätsstandards (z. B. in Bezug auf frühkindliche Bildung oder ethische Kodexe in sozialen Netzwerken) folgt schließlich das Schlusskapitel über Risiken im Social Web. Schon manche Überschriften lesen sich hier regelrecht wie Hiobsbotschaften: *Gefahrenpotenziale im Web 2.0* (S. 201) oder *Vorsicht Internet!* (S. 215), um nur zwei Beispiele zu nennen. Besondere Aufmerksamkeit verdient der Beitrag von Achim Lauber und Julia Rommley. Die Autoren plädieren nicht nur für sichere und kindgerechte Onlineangebote, sondern fordern vor allem eine „Pädagogik des Ermöglichs“ (S. 247). Um einen kompetenten Umgang mit dem Web zu vermitteln, empfehlen die Autoren, Kindern das Internet mit Ausnahme von entwicklungsbeeinträchtigenden oder -gefährdenden Medieninhalten in seiner vollen Bandbreite zur Verfügung zu stellen: „So sollen Kinder das Internet als ihren Bereich entdecken“ (S. 254). Abgerundet werden die Beiträge durch einen Katalog mit Qualitätskriterien des Netcode e. V., der einige gute Anknüpfungspunkte für die Praxis liefert, Erkenntnisse über die Internetnutzung von Kindern in die Entwicklung neuer Webinhalte zu integrieren. Für einen Sammelband typisch sind die einzelnen Kapitel sehr heterogen und zudem kaum zueinan-

der in Bezug gesetzt. So wundert es nicht, dass dem Leser auch kein übergreifendes Fazit angeboten wird. Nichtsdestotrotz sind die Ausführungen der Autoren sehr fundiert; sofern es möglich war, sind die vorgestellten Thesen mit empirischen Belegen untermauert. Die Thematik ist mit ihrer Komplexität gut und umfassend präsentiert – auch die Auswahl der Autoren und deren multiperspektivischen Ansätze tragen ihr Übriges zum Gelingen des Bandes bei.

Insbesondere in der Abnabelungsphase vom Elternhaus in der Pubertät gewinnen Online-medien bei Jugendlichen eine immer größere Bedeutung. Der Rückzug in soziale Netzwerke wird für die Identitätsarbeit und die Pflege sozialer Beziehungen wichtiger. Das nahm das JFF – Institut für Medienpädagogik zum Anlass, Identitätsbildung und Medienhandeln von Jugendlichen in sozialen Netzwerken im Rahmen der fünften Konvergenzstudie *Teilen, vernetzen, linken* im Auftrag der Bayerischen Landeszentrale für Neue Medien differenziert zu untersuchen. Damit ist eine auf fünf Jahre angelegte Erhebung abgeschlossen, die insgesamt aus vier Teilstudien besteht. Die ersten drei Teilstudien werden kompakt vorgestellt: Sie befassen sich mit dem Phänomen Selbstdarstellung und Vernetzung im Web 2.0 (S. 32 ff.), dem Umgang mit persönlichen Daten (S. 39 ff.) und mit sozialen Konflikten innerhalb von Communities (S. 48 ff.). Alle Teilstudien basieren auf leitfadengeführten Interviews, Gruppendiskussionen oder mehrwöchigen Forschungswerkstätten mit 13- bis 19-jährigen Schülerinnen und Schülern. Es wird nicht nur das Medienhandeln der Zielgruppe untersucht und anhand der In-

terpretationsfolie altersspezifischer Entwicklungsaufgaben aufgeschlüsselt, sondern es werden auch die dahinter liegenden Beweggründe und Bedürfnisse aus der Perspektive der Jugendlichen selbst ergründet. Das macht die Lektüre der Studie besonders spannend, denn der Blickwinkel der Heranwachsenden auf ihre Erfahrungen in Onlinecommunities wird sehr präzise nachgezeichnet. Das Verhalten und die persönlichen Einstellungen werden nach Erwartungshaltungen, vertrauensspendenden Paradigmen, zwischenmenschlichen Interaktions- und soziokulturellen Orientierungspunkten anschaulich aufgeschlüsselt. Interessanterweise spielen Eltern in Konfliktsituationen im Web als Ansprechpartner eine sehr untergeordnete Rolle. Das wird damit begründet, dass schon das Verständnis für den Konflikt zu stark voneinander abweicht – der lebensweltliche Graben zwischen den Generationen in Bezug auf das Internet wird als zu groß empfunden. In Abschnitt II wird die letzte Teilerhebung über „Identitätsarbeit und sozialraumbezogenes Medienhandeln in sozialen Netzwerkdiensten“ erstmals veröffentlicht. Hier arbeiten die Autoren *Veränderte Rahmenbedingungen für das Online-Medienhandeln* (S. 101 ff.) heraus, wobei sich die Ergebnisse der Angebotsanalyse zeitweilig etwas zu sehr in Details verlieren und ohnehin aufgrund ständiger Veränderungen bei Facebook weniger interessant sind. Deutlich ergiebiger hingegen ist die Darstellung der Perspektiven der Jugendlichen auf die Angebotsstrukturen und die Handlungsmuster sowie die genannten Herausforderungen (S. 111 ff.). In Bezug auf Facebook sind vor allem die Darstel-

lung der Motive und die Ausführungen zu den kreativ-produktiven Eigenleistungen der Jugendlichen interessant (S. 141 ff.). Abgerundet wird die Studie mit Schlussfolgerungen für Pädagogik und Jugendmedienschutz, die aus den Ergebnissen der Teilstudien generiert und praxisnah ausformuliert werden. Insgesamt bietet die Jugendstudie einen umfassenden Einblick in den täglichen Umgang mit sozialen Netzwerken. Einzig schade ist, dass nicht alle Ergebnisse der Teilstudien in diesem einen Band gleichberechtigt präsentiert sind, da die meisten bereits vorher veröffentlicht wurden. So kommen in der verkürzten und sehr prägnanten Zusammenfassung der ersten drei Studien manche Details etwas kurz, die Darstellung der aktuellen Teilstudie fällt hingegen so ausführlich aus, dass man übergeordnete und abstrahierte Thesen zeitweilig vermisst. Der Studie gelingt es trotzdem außerordentlich gut, das thematische Feld zu öffnen und die Bedeutung sozialer Netzwerke als Sozialisationsinstanz zu vermitteln. Dabei wird die wissenschaftliche Erkenntnis eng entlang der Sprachwelt der Jugendlichen generiert und verdeutlicht vor allem die positiven Nutzungsweisen im Alltag Heranwachsender.

Anna Jakisch



Ingrid Stapf/Achim Lauber/Burkhard Fuhs/Roland Rosenstock (Hrsg.): *Kinder im Social Web. Qualität in der KinderMedienKultur.* Baden-Baden 2012: Nomos Verlag. 278 Seiten, 44,00 Euro



Ulrike Wagner/Niels Brügggen (Hrsg.): *Teilen, vernetzen, liken. Jugend zwischen Eigensinn und Anpassung im Social Web.* Baden-Baden 2013: Nomos Verlag. 263 Seiten, 20,00 Euro



Anne Schulz/Patrick Rössler:
Schweigespirale Online. Die Theorie der öffentlichen Meinung und das Internet.
 Baden-Baden 2013: Nomos Verlag.
 256 Seiten, 39,00 Euro

Schweigespirale Online

1974 machte die Mainzer und Allensbacher Kommunikations- und Demoskopie-Nestorin Elisabeth Noelle-Neumann wissenschaftliche, aber auch politische Furore mit ihrer sogenannten Theorie der Schweigespirale. Für ihre Anhänger ist sie die einzige deutsche Theorie der Medienwirkung, die international breit beachtet, aber auch vielfach modifiziert und kritisiert wurde; für die Kritiker handelt es sich um die geschickte, massiv verbreitete Kombination anthropologischer Plattitüden ohne hinreichende soziodemografische Differenzierung („Der Mensch ist furchtsam und vorsichtig und scheut Isolation“), die bis dato nicht genügend empirisch validiert wurde. Im Kern geht es um die Identifikation von – förderlichen und hemmenden – Mechanismen, wie öffentliche Meinung entsteht, wie sich vor allem Mainstreampositionen („Medientenor“) herausbilden und welchen Anteil daran Massenmedien haben. Für Noelle-Neumann waren diese a priori übermächtig, da sie kumulativ und konsontan – in ihrem Urteil: links – agieren und sich deshalb Minderheitsmeinungen, die in der Bevölkerung de facto in der Mehrheit sind, notgedrungen verstecken, in Schweigen versinken. Veröffentlichte und öffentliche Meinung sind dabei tendenziell identisch, die öffentliche Redebereitschaft versiegt. Nun ist die Phase der (mächtigen) Massenmedien mit der Entwicklung und Verbreitung digitaler Medien endgültig vorbei; und es ist angebracht, die Stichhaltigkeit und Erklärungskraft dieses prominenten Paradigmas zu überprüfen, wie es ein studentisches Projekt an der Universität Erfurt seit 2009 – zu-

nächst theoretisch und mit der sekundäranalytischen Einbeziehung vieler internationaler Studien – tat und darüber in der vorliegenden Publikation berichtet. Weiter reichende empirische Evaluationen müssten folgen. Schritt für Schritt werden Prämissen und Dimensionen von Noelle-Neumanns Konzept anhand des „Modells der soziologischen Erklärung“ von H. Esser – auch grafisch und mit etlichen Zusammenfassungen – aufgearbeitet und zudem mit neueren Ansätzen der Wirkungsforschung verglichen. Damit werden sowohl die ursprünglichen Thesen Noelle-Neumanns als auch ihre Brauchbarkeit für die aktuelle Mediensituation überprüft. So stellt sich heraus, dass Noelle-Neumann Interaktionen der direkten sozialen Umwelten – z. B. persönlicher Bezugsgruppen – sowie generell die interpersonale Kommunikation, die jeweils verfügbaren Optionen der Auswahl sowie die subjektiven Chancen der Wahrnehmung und des Selbstbildes der Rezipienten, schließlich auch die thematische Varianz des Medienangebots sowie die inhaltliche Betroffenheit jedes Einzelnen für die Bildung und Beeinflussung der Meinungsbildung viel zu gering oder gänzlich unterschätzt hat. Eine einheitliche, tendenziell gänzlich öffentliche Meinung ist in pluralistischen Gesellschaften und bei einigermaßen vielfältigen Medienangeboten äußerst selten, wenn nicht sogar eine willkürliche Fiktion. Mit dem Internet, seinen Möglichkeiten der öffentlichen direkten Kommunikation auch von Laien per Blogs, sozialen Netzwerken und Mails, der unmittelbaren Kommentierung professioneller Medien, der Erschließung neuer Wissensquellen (wie

Wikipedia) und Datenbanken vervielfältigen und differenzieren sich Informations- und Austauschchancen enorm aus und beschleunigen sich extrem, sodass stabile öffentliche Meinungen kaum mehr ent- und bestehen (weshalb ihre inhaltsanalytische Erfassung auch in methodischer Hinsicht kaum mehr gelingt). Öffentliche Thematisierungen und Artikulationen können auch über andere als massenmediale Kanäle erfolgen, wobei das mannigfaltige Zusammenspiel zwischen diesen und den neuen digitalen längst noch nicht hinreichend ermittelt ist, wie an einigen hypothetischen Szenarien exemplarisch veranschaulicht wird. Ohne Frage sind sowohl die theoretische Grundlagenforschung für die öffentliche Meinungsbildung als auch ihre methodische Operationalisierung für empirische Erhebungen ungleich komplizierter und komplexer geworden als zu Noelle-Neumanns Zeiten – so das Fazit der Arbeitsgruppe. Auch wenn sie am Ende für eine „Neujustierung“ einer Theorie der öffentlichen Meinung „in Gänze“ plädiert, verhehlt sie aber nicht ihre Skepsis, ob sie jemals (noch) gelingen wird. Dies ist sicherlich der aktuellen Sachlage angemessen.

Prof. Dr. Hans-Dieter Kübler

Die Revolution war im Fernsehen

Vor gut 15 Jahren setzte im US-Fernsehen laut Alan Sepinwall eine Revolution ein: Mit *Oz* sendete der Kabelsender HBO plötzlich eine Serie, die mehr mit Balzac-Romanen als mit den bisher bekannten Fernsehserien zu tun hatte. Es folgten weitere neuartige TV-Erzählungen: horizontal erzählt, mit tiefgründigen Charakteren, insgesamt schwer zugänglich, aber künstlerisch höchst anspruchsvoll. Dem werbefreien Pay-TV-Sender HBO war die Quote dabei weniger wichtig, als vielmehr neue monatlich zahlende Abonnenten zu gewinnen. Später erkannten auch andere Kabelsender den Wert von horizontal erzählten Serien und begannen ebenfalls, solche zu produzieren (auch sogenannte Basic-Cable-Sender wie AMC, die Werbung senden). Der Trend hält bis heute an, immer neue Kabelsender nehmen eigenproduzierte Serien ins Programm. Alan Sepinwall hat diese Veränderung von Anfang an als Kritiker begleitet.

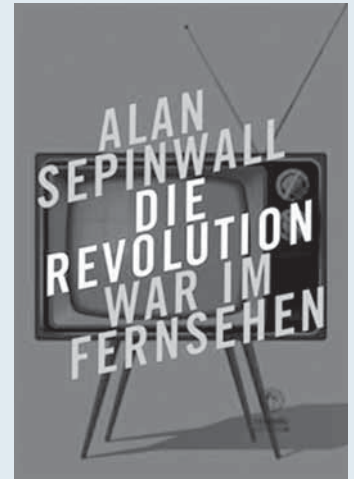
Bereits als Student besprach Sepinwall in den rudimentären Onlineforen der 1990er-Jahre seine Lieblingsserien wie *NYPD Blue* und *Homicide* (für ihn die Vorläufer der „neuen Serien“). Seine Vorgehensweise dabei unterschied sich zum gängigen Ritual der klassischen Fernsehkritik, bei der jeweils die Pilotfolge einer neuen Serie besprochen wird, weitere Episoden der Serie dann aber ignoriert werden. Sepinwall hingegen rezensierte wöchentlich die jeweils ausgestrahlte Folge – er passte die Kritik dem Sujet an, serialisierte sie. Heute eine gängige Vorgehensweise im Netz. Sepinwall hielt an dieser Form der Fernsehkritik – also seriell über das Serielle zu schreiben – fest, auch

als er später „analoger“ Fernsehkritiker bei der Lokalzeitung „Star Ledger“ aus New Jersey wurde (die Zeitung, die Tony Sopranos jeden Morgen im Bademantel aus der Einfahrt holt). Heute arbeitet Sepinwall wieder online, betreibt seine Kritikform u. a. auf dem populären Blog „What’s Alan Watching?“. Der Autor beschreibt nun in seinem Buch das, was manche als drittes Goldenes Zeitalter des US-Fernsehens bezeichnen: zwölf Essays, in denen jeweils die Entstehungsgeschichte einer der neuen Serien nachgezeichnet wird. Sein Kanon reicht von *Oz*, *The Sopranos* und *The Wire* über hierzulande weit unbekanntere, aber nicht weniger wichtige Serien wie *The Shield* und *Friday Night Lights* bis hin zu *Mad Men* und *Breaking Bad*. Alle Texte zusammengenommen ergeben eine Gesamtbeschreibung der Evolution des Genres „US-amerikanische Autorenserie“. Oder anders: die Geschichte der Fernsehrevolution in zwölf Folgen. Seine Auswahl ist streng subjektiv, doch über fehlende Serien zu streiten, ist hier nur müßig und würde zu keinem Ergebnis führen. Er begründet seine Auswahl stichhaltig und nachvollziehbar. Damals wie heute gilt: Sepinwall steht dem Fernsehen und der Branche loyal gegenüber (übrigens bis heute auch den meistens einfacher erzählten Programmen der frei zu empfangenen Networks), dennoch rezensiert er mit gebührender Distanz. Sachlichkeit ist seine Sache allerdings nicht. Dafür sind Sepinwalls Informationen aus erster Hand, er steht im Austausch mit der Branche, spricht ständig mit Autoren, Produzenten, Schauspielern. Davon profitiert das Buch sehr: So vertraute ihm Tom Fontana – Schöpfer der ersten HBO-Serie

Oz – an, er leide durchaus unter der Tatsache, dass mit seiner Serie die „Revolution im Fernsehen“ begann – viele Rezipienten und auch Kritiker in diesem Zusammenhang aber öfter die erst zwei Jahre später gestartete HBO-Serie *The Sopranos* nennen. Und auch vom scheuen *Sopranos*-Erfinder David Chase erfahren wir Erstaunliches. Nach Ausstrahlung des Serienfinales gab er nur Sepinwall ein Interview.

Anekdotisch erzählt – Sepinwall ist kein Wissenschaftler, noch nicht einmal ein Feuilleton-Journalist – taucht der Leser tief in die Entstehungsgeschichten der Serien ein, was an manchen Stellen etwas langatmig ausfällt. Die Texte geben eine Menge Inneneinsichten preis. Insgesamt ist das Buch dennoch uneingeschränkt allen denen zu empfehlen, die mehr über die „Revolution“ im US-Fernsehen und die sogenannten Qualitätsserien erfahren möchten. Die Kenntnis der besprochenen Serien und auch des US-amerikanischen Fernsehsystems ist beim Lesen durchaus hilfreich – manchen Überlegungen, Sprüngen und Ausführungen wird ansonsten schwer zu folgen sein. Nun liegt nach Verzögerungen auch die deutsche Übersetzung vor. Sie wurde engagiert angegangen und ist ordentlich geworden. Doch genau wie bei den Serien selbst gilt auch hier: im Original ist immer besser.

Hendrik Efert



Alan Sepinwall:
Die Revolution war im Fernsehen.
Wiesbaden 2014: Luxbooks. 450 Seiten,
24,80 Euro



Teresa K. Naab:
Gewohnheiten und Rituale der Fernsehnutzung. Theoretische Konzeption und methodische Perspektiven. Baden-Baden 2013: Nomos Verlag. 317 Seiten, 44,00 Euro

Gewohnheiten und Rituale der Fernsehnutzung

Fernsehen ist Bestandteil des Alltags und damit für die meisten Menschen ebenso selbstverständlich wie arbeiten, essen, schlafen und das Zähneputzen. Dennoch stellt es etwas Besonderes dar, weil sich mit der Rezeption der Fernsehprogramme auch dem Alltag entfliehen lässt. Die alltäglichen Aspekte des Fernsehens sind bisher nur ausgesprochen selten in den Blick der Forschung geraten. In diesem Sinn betritt Teresa K. Naab mit ihrem Buch, dem eine Dissertation an der Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover zugrunde liegt, Neuland.

Die Autorin möchte auf konzeptioneller Ebene der Frage nachgehen: „Was sind Fernsehnutzungsgewohnheiten und Fernsehnutzungsrituale?“ (S. 17). Zur Beantwortung der Frage geht sie zunächst auf Wiederholung, Gewohnheit und Ritual ein, um zu einer begrifflichen Klarheit im Zusammenhang mit gewohnheitsmäßiger Fernsehnutzung zu kommen. Eine wiederholte Fernsehnutzung wird noch nicht als Gewohnheit gewertet, ist aber notwendige Bedingung dafür. „Wiederholung eines Verhaltens ist nicht nur ein deskriptives Merkmal, sondern die Lernbedingung gewohnheitsmäßigen Verhaltens“ (S. 56). Sie wird zudem zum Ergebnis von Gewohnheiten. Zwischen Wiederholung und Gewohnheiten entsteht ein „selbstverstärkendes Wechselspiel“ (S. 57). Gewohnheiten können in diesem Sinn als gelungenes Lernen bezeichnet werden, sie sind das Ergebnis von Lernerfahrungen. Im Gegensatz zu bisherigen negativen Bewertungen habituellen Fernsehverhaltens macht die Autorin klar, dass Gewohnheiten

nicht passiv sind, sondern sowohl kognitive als auch affektive Aktivitäten erfordern. Allerdings erfordern Gewohnheiten keinen Aufwand für Entscheidungen. Zudem bieten sie eine Erwartungssicherheit im Hinblick auf Erlebnisse.

Allerdings sind Gewohnheiten eng an situative Kontexte gebunden, mit denen die Rezipienten Skripte verbinden. Gerät der Rezipient in eine entsprechende Situation oder sucht er sie aktiv auf, wird er auf der Basis seines Wissens Problemlösungsstrategien entwickeln. Im Sinne des bereits genannten Lerneffekts kann er dann zu einem gewohnten Verhalten greifen, weil er aufgrund der Kenntnis der Situation eine Erwartungssicherheit für eine spezifische Gratifikation aufbauen will – und greift so zur Problemlösung gewohnheitsmäßigen Verhaltens oder gar zu einem Mediennutzungsritual. Wenn z. B. mit der gewohnten Nutzung der Sendung *Tatort* eine Erwartungssicherheit hinsichtlich der Gratifikationen Unterhaltung und Spannung besteht, kann diese Gratifikation möglicherweise von der Sendung nicht erfüllt werden, doch das wird wohl nur dazu führen, dass der Rezipient die Bewertung „schlechter *Tatort*“ abgeben wird, nicht aber dazu, dass bei nächster Gelegenheit nicht notwendigerweise wieder *Tatort* geguckt wird. An der Gewohnheit ändert sich nichts. Erst bei mehrfacher bzw. wiederholter Nichterfüllung der Gratifikation wird der Rezipient in den Modus einer reflexiven Programmentscheidung wechseln.

Fernsehgewohnheiten können zu Fernsehritualen werden, wenn sie mit Bedeutung aufgeladen werden und als symbolische Akte fungieren. Naab unterscheidet zwei Aspekte von

Fernsehritualen: 1) die Einbindung des Individuums in die Gesellschaft und/oder Gemeinschaften, 2) die Wahrnehmung von Zeit (S. 113 ff.). Über das Fernsehen können die Rezipienten einerseits an der Gesellschaft und ihren mehr oder weniger bedeutenden Ereignissen teilhaben, andererseits kann durch kollektive Fernsehnutzung das Gefühl von Gemeinschaft hergestellt und der Zusammenhalt gestärkt werden, was Naab Kohäsion nennt (S. 115). Dabei spielt Zeit eine nicht unerhebliche Rolle, denn „das Medium übernimmt die Funktion, ein Zeitmuster für Gemeinschaften und Gesellschaften festzulegen“ (S. 122), denn: „Das Fernsehprogramm dient als Bezugspunkt für die Abstimmung zwischen Mitgliedern, und das gemeinsam gesehene Programm bekommt einen für die Gruppe verbindlichen Charakter“ (S. 123). Fernsehrituale sind so mit einem symbolischen Sinn aufgeladen, der nicht nur für die Rezeption und die Rezeptionssituation selbst Bedeutung hat. Während der erste Teil des Buches in ausgezeichneter Weise eine Konzeption von Fernsehgewohnheiten und -ritualen vornimmt, beschäftigt sich der zweite Teil mit methodischen Fragen, die nur für Wissenschaftler interessant sind. Spannend ist die Frage, wie sich die Gewohnheiten und Rituale in Zeiten des zeitunabhängigen Fernsehens verändern. Aber das war nicht Gegenstand der Untersuchung.

Prof. Dr. Lothar Mikos

Der *Tatort*

In den vergangenen Jahren hat das wissenschaftliche Interesse an der am längsten laufenden deutschen Krimireihe stark zugenommen. Insbesondere als Dissertationsthema erfreut sich der *Tatort* derzeit großer Beliebtheit. In seiner Doktorarbeit geht es Hendrik Buhl um die „politischen Dimensionen populärkultureller Unterhaltung“, die er an den „Materialisierungen gesellschaftlicher Diskurse“ (S. 303) im *Tatort* festmacht.

Den theoretischen Rahmen der Arbeit bilden die Cultural Studies, das Politainment-Konzept von Andreas Dörner und die Interdiskurstheorie von Jürgen Link. Aufgrund seines „aufklärerischen“ Anspruchs versteht Buhl darauf aufbauend den *Tatort* als einen „institutionalisierten Interdiskurs“ (S. 67), dessen integrative Leistung darin liege, „eine gemeinsame Zeichenwelt zur Verfügung [zu stellen], die einzelne Spezialdiskurse überschreitet und so eine Infrastruktur für das gemeinsame Gespräch zur Verfügung stellt“ (Dörner nach Buhl, S. 66). Gleichzeitig popularisiere der *Tatort* (komplexitätsreduziert) Wissen über gesellschaftlich relevante (oder als relevant erachtete) Themen und definiere normative Sagbarkeitsfelder innerhalb gesellschaftspolitischer Diskurse. Als Forschungsobjekt bietet sich der *Tatort* vor allem aufgrund seiner langen Laufzeit von mittlerweile über 40 Jahren an; gerade auch zur Analyse der populären Verhandlung gesellschaftspolitischer Themen. Forschungsökonomisch ist es für eine Dissertation durchaus nachvollziehbar, wenn die Untersuchung Erstausstrahlungen des Jahres 2009 fokussiert. Dem

Gegenstand scheint dies jedoch nicht angemessen. Zwar betont Buhl, dass es ihm darum gehe, die „aktuelle[n] Modi der Thematisierung und Spezifik der Inszenierung in einzelnen Sendungen und sendungsübergreifend, im Hinblick auf den Reihenverbund als Ganzes, zu erforschen“ (S. 13). Doch lässt sich das „Ganze“ des *Tatorts* oder zumindest dessen „(inter-) diskursive Agenda“ (S. 12) nicht an einem zufällig ausgewählten Sendejahrgang aufzeigen. Beispielsweise hätte man in historischer Perspektive am *Tatort* herausarbeiten können, dass – und wie – das öffentlich-rechtliche Fernsehen auf die Herausforderungen im dualen Rundfunksystem reagiert hat, indem es seit den 1990er-Jahren weniger problemorientierte Fernsehspiele produziert und stattdessen gesellschaftspolitische Fragestellungen im Krimi popularisiert (s. z. B. auch die ZDF-Serie *Rosa Roth*, 1994–2013). Auch der *Tatort* setzt erst in den 1990er-Jahren vermehrt auf sogenannte Themenfolgen. Für Buhl ist „eine der herausragendsten Funktionen von Politainment im ‚*Tatort*‘ [...], bestimmte Positionen und Wertehaltungen zu ausgesuchten gesellschaftspolitischen Themen als konsensfähig [zu] inszenieren“ (S. 304): „[D]ie von vielen sonntäglich genutzte ‚Konsensmaschine ‚*Tatort*‘“, so Buhl, „benennt und zementiert [...] sittliche Grundsätze, Werte und Normen“ (ebd.). Gerade vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, warum bestimmte Themen *in welcher* Zeit und mit *welcher* konsensuellen Intention verhandelt werden – oder auch nicht (so wird z. B. der bundesdeutsche Linksterrorismus der 1970er-Jahre im damals zeitgenössischen *Tatort* nicht explizit verhandelt, die deutsche NS-

Vergangenheit beginnt erst in den 1980er-Jahren zu einem Thema zu werden). Es ist somit fraglich, ob man die „Politik“ des *Tatorts* in einer solchen ahistorischen Studie wirklich in den Blick bekommt.

Die Stärke des Buches liegt in der detaillierten Analyse der „textuellen Strategien und Inszenierungsstile [...] bei der Einbindung konfliktärer bzw. konsensueller Wissensbestände“ (S. 13), die auch auf andere (Krimi-)Serien und Reihen übertragbar ist. Der *Tatort* ist daher nur als exemplarisches Forschungsobjekt anzusehen, an dem Buhl die aktuellen Möglichkeiten zur interdiskursiven Popularisierung von Wissen sowie zur Generierung von Wissens- und Sagbarkeitsfeldern im Fernsehkrimi untersucht. Dies verdeutlicht er an zwei ausführlichen Fallstudien (moderne Arbeitswelten und Alkoholismus) und einigen Kurzanalysen der *Tatort*-Themen im Jahr 2009. Themen würden im *Tatort* personalisiert und nach dramaturgischen Gesichtspunkten aufgearbeitet, sodass vor allem Figuren sogenannte „Thementräger“ seien. Die Wertehaltung des *Tatorts* spiegele die einer aufgeklärten, demokratischen, offenen Gesellschaft. Sie sei „selten eindeutig, aber immer noch häufig als ‚linksliberal‘ zu identifizieren“ (S. 319). Als Arbeit über die Verhandlung gesellschaftspolitischer Themen in populären Krimiserien bzw. -reihen ist Buhls Buch eine lesenswerte und wichtige Studie über Formen, Verfahren und Funktionsweisen interdiskursiver Wissens- und Wertevermittlung in aktuellen, populärkulturellen Unterhaltungsformaten.

Christian Hißnauer



Hendrik Buhl:
Tatort. Gesellschaftspolitische Themen in der Krimireihe. Konstanz 2013: UVK. 358 Seiten, 34,00 Euro



Caroline Y. Robertson-von Trotha (Hrsg.): *Celebrity Culture. Stars in der Mediengesellschaft*. Baden-Baden 2013: Nomos Verlag. 221 Seiten, 29,00 Euro

Celebrity Culture

Mit der Vervielfältigung der Medien und deren Ausdifferenzierung rücken solche Personen wieder vermehrt in den Mittelpunkt wissenschaftlicher Diskussionen, die als Stars oder Prominente bezeichnet werden. Im Wettbewerb um die Gunst der Zuschauer kommt ihnen ein besonderer Stellenwert zu, und es bleibt zu hinterfragen, wie sich dieser angesichts medialer und gesellschaftlicher Entwicklungen weiter fortschreibt. Der von Robertson-von Trotha herausgegebene Band knüpft an dieses Unterfangen an und greift – basierend auf einer Vorlesungsreihe am Karlsruher Institut für Technologie (KIT) – Entwicklungen der Celebrity Culture auf.

Gleich zu Beginn wird deutlich, dass vor allem die Präzisierung der zentralen Begrifflichkeiten des Diskurses – Star, Celebrity, Prominenz – eine Herausforderung darstellt. Alrun Seifert zeigt mögliche Zugangswege, wie sie sich aus dem Diskurs ableiten lassen, verweist aber gleichzeitig und zu Recht auf die Problematik der sozialen Konstruiertheit und historischen Bedingtheit. Es schließen sich weitere Aufsätze an, die spezifische Phänomene fokussieren. So geht es um politische Akteure als Stars und die Mechanismen der Medien, sie als solche zu konstruieren (Kepplinger), sowie um Medienskandale und die Frage, wie sich diese in einer Mediengesellschaft ausbilden und darstellen (Schicha). Christoph Jacke nimmt prominente Musiker in den Blick und kann am Beispiel von Nick Cave und Lady Gaga anschaulich belegen, wie sich in den Inszenierungen dieser „Meta-Stars“ (S. 87) die Reflexion ihrer eigenen Situation widerspiegelt. Einen ungewöhnlichen, wohl aber gerade deshalb be-

sonders interessanten Blick auf das Thema wählen Nina Metz und Birgit Richard. Sie setzen sich mit der Abbildung toter Stars auseinander, die das Publikum in ihrer Ambivalenz von Mystifizierung und Entmystifizierung von jeher zu faszinieren scheint. Vor allem die Neuen Medien mit ihren Abbildungs- und Vervielfältigungsmöglichkeiten tragen dazu bei, die Thematisierung und Darstellung des Todes prominenter Persönlichkeiten diskursiv zu verhandeln. Weitere Beiträge diskutieren, welche Rolle die neuen Formen der (Selbst-)Darstellung im Netz für das Verhältnis zwischen Star und Fan spielen (Keller) und in welcher Weise Nichtprominente das Internet nutzen, um sich öffentlich zu präsentieren (Schuegraf). Dass sich der Star-Begriff im Zuge neuer Medienentwicklungen relativiert, wird vor allem angesichts solcher Formate augenfällig, die gewöhnliche Menschen in Casting-Prozeduren auswählen, um sie anschließend als Star auszurufen. Wolfgang Krischke und Bernhard Pörksen nehmen sich mit kritischem Blick einer solchen Entwicklung an – ebenso wie Katrin Döveling, die in ihrem Beitrag auf Emotionalisierung als Strategie der Inszenierung und Gratifikation eingeht. Das abschließende Kapitel des Bandes widmet sich künstlerischen Projekten. Jörg Scheller setzt sich mit dem Kunst- und Kulturbetrieb auseinander und macht an praktischen Beispielen deutlich, auf welche Weise sich auch in der Gegenwartskunst Prozesse der Celebritisierung widerspiegeln. Andreas Beitin diskutiert, ausgehend von einem konkreten Ausstellungsprojekt, die Celebrity Culture und ihre aktuellen gesellschaftlichen Bezüge zu denen, die sie darstellen, und denen, die sie rezipieren.

Die in dem Band versammelten Beiträge sind, wie für einen Sammelband durchaus üblich, heterogen. Das betrifft die Perspektiven der Darstellung, mitunter aber auch ihre Qualität und die Aktualität ihrer Bezüge. Kritisch ist diese Vielschichtigkeit insofern zu sehen, als dem Leser die Aufgabe überlassen wird, die unterschiedlichen Ansätze in den Celebrity-Diskurs einzuordnen. Hier wäre eine einführende Systematisierung wünschenswert gewesen, die deutlicher herausstellt, welchen Beitrag die Ausführungen zum Thema leisten und wie sie in ihrer Fülle und Vielschichtigkeit aufeinander zu beziehen sind. Dennoch handelt es sich um einen lesenswerten Band, dem es gelingt, wesentliche Aspekte des Themas aufzugreifen und auch unter Einbezug neuer Entwicklungen die Weite des Rahmens aufzuzeigen, in dem die Celebrity Culture perspektivisch zu diskutieren sein wird. Dass der Wunsch nach Aufmerksamkeit ein wesentliches Element aktueller Celebrity-Phänomene ist, darüber sind sich die Autorinnen und Autoren weitgehend einig. In diesem Sinne hatte Georg Franck bereits zu Beginn des Bandes vorgeschlagen, unter Celebrity nunmehr „diejenigen bekannten Gesichter zu fassen, die ein börsennotiertes Beachtungskapital ihr Eigen nennen“ (S. 20).

Prof. Dr. Claudia Wegener

Hohle Idole

Sein Werk sei ausdrücklich kein Buch „eines Fernsehkritikers für Fernsehkritiker“, schreibt Bernd Gäbler im Vorwort seiner Ausführungen über TV-Phänomene wie Dieter Bohlen, Heidi Klum oder das Ehepaar Geiss. In gewisser Weise ist es das natürlich doch geworden: weil es sich vorrangig an Leser richtet, die den Erfolg der entsprechenden Formate zumindest mit Skepsis zur Kenntnis nehmen; also keineswegs bloß TV-Kritiker, sondern auch Zuschauer, die sich dafür interessieren, wie solche Sendungen funktionieren. Gäbler verarbeitet hier Material, das er im Rahmen einer Studie für die Otto-Brenner-Stiftung gesammelt hat, setzt sich aber auch mit den Autobiografien der Stars auseinander. Im Rahmen seiner detaillierten Analyse von *Deutschland sucht den Superstar*, *Germany's Next Topmodel*, *Die Geissens* oder *Berlin – Tag & Nacht* geht er der Frage nach, welche Rollen die Protagonisten als Stifter von Sinn und Gemeinschaft spielen. Er beschreibt, welches Menschenbild die Sendungen vermitteln, und widmet sich dem gesellschaftlichen Wandel, für den diese Formate nach Gäblers Ansicht stehen. Deren regelmäßige Zuschauer werden das Buch vermutlich nicht lesen, aber gerade sie würde Gäbler gern erreichen, sind sie es doch, die den „Siegzug des Banalen“ erst ermöglicht haben. Die Lektüre ist schon jetzt ein Gewinn, erst recht aber in spätestens zehn Jahren, wenn die Formate nur noch eine Fußnote der Fernsehgeschichte sein werden.

Tilman P. Gangloff

The Wire

Aus dem Kanon an Produktionen, mit denen der amerikanische Pay-TV-Sender HBO für das Serienfernsehen immer wieder neue Maßstäbe setzt, ragt *The Wire* (2002–2008) durch seine literarischen und gesellschaftskritischen Ambitionen heraus. Auch hierzulande ist die im Drogenmilieu Baltimores angesiedelte Kriminalserie vom Feuilleton gefeiert worden und hat alsbald auch ein reges wissenschaftliches Interesse auf sich gezogen. Nach Daniel Eschkötter und Jens Schröter legt Martin Urschel binnen Jahresfrist nun schon das dritte Buch zur Serie vor, ein weiteres (Jörn Ahrends u. a.: *The Wire. Analysen zur Kulturdiagnostik populärer Medien*, 2014) ist soeben erschienen. Im Unterschied zu den anderen Studien, die vor allem medienreflexive und kulturkritische Aspekte der Serie in den Blick nehmen, gilt Urschels Hauptaugenmerk der dramaturgischen Architektur. Deren Komplexität wird auf den Ebenen der Kameraästhetik, Figurenzeichnung und multiperspektivischen Handlungsführung systematisch zur Geltung gebracht und in Bezug auf virulente Genremuster und das Durchscheitern einer klassischen Tragödienstruktur hin ausgelegt. Das Innovationspotenzial von *The Wire* charakterisiert Urschel im Sinne einer „produktiven Überforderung“ (S. 99) des Zuschauers, des Erzählformats Fernsehserie wie des Mediums Fernsehen überhaupt. Ihre Produktivität ließe sich nicht zuletzt darin erkennen, dass „das Deuten immer weiter geht“ (ebd.). Hierfür schafft das lesenswerte Buch eine solide Ausgangsbasis.

Prof. Dr. Michael Wedel

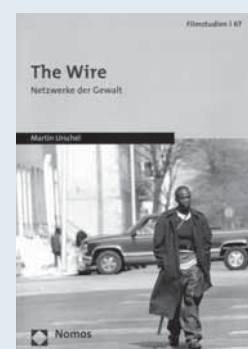
Rundfunkpolitik und Netzpolitik

Die Digitalisierung hat zu neuen Verknüpfungen von klassischen Medien und dem Internet geführt. In diesem Zusammenhang wird oft die Konvergenz der Medien beschworen. Während Netzpolitiker das Internet als allumfassendes, globales Medium sehen, das möglichst wenig reguliert werden sollte, unterliegt der Rundfunk in Deutschland der Medienregulierung. Wie verhalten sich Rundfunk- und Netzpolitik zueinander? Worauf wird es in Zukunft ankommen? Darauf versuchen die 25 Beiträge in diesem Band eine Antwort zu geben. Frauke Gerlach stellt die Frage, ob föderale Medienpolitik überhaupt noch Sinn macht, sie fordert eine Reform der Medienpolitik der Länder. Norbert Schneider beschreibt Aufgaben für eine künftige Medienaufsicht, denn: „Schließlich werden die Medien in Zukunft noch mehr als schon heute ökonomischen Mustern und Vorgaben folgen“ (S. 63). Medienregulierung müsse daher künftig vom Bund getragen werden. Die weiteren Beiträge befassen sich mit einer modernen Ethik im Internet (Christoph Keese), mit dem Charme von Spartenkanälen (Cem Özdemir und Oliver Passek), dem britischen Modell der Produzentenpolitik (Steve Hewlett) oder mit den medienpolitischen Herausforderungen durch die Vielfalt im digitalen Medienensemble (Miriam Meckel). Der Band gibt einen hervorragenden Überblick über Positionen und Visionen einer zukünftigen Medienpolitik, in der Rundfunk- und Netzpolitik aufgehen. Sehr lesenswert!!!

Prof. Dr. Lothar Mikos



Bernd Gäbler:
Bohlist du noch oder klumst du schon? Der Siegeszug des Banalen und wie man ihn durchschauen kann. Gütersloh 2013: Gütersloher Verlagshaus. 192 Seiten, 17,99 Euro



Martin Urschel:
The Wire. Netzwerke der Gewalt. Baden-Baden 2013: Nomos Verlag. 104 Seiten, 19,00 Euro



Lutz Hachmeister/Dieter Anschlag (Hrsg.):
Rundfunkpolitik und Netzpolitik. Strukturwandel der Medienpolitik in Deutschland. Köln 2013: Herbert von Halem Verlag. 336 Seiten, 24,00 Euro



Jeffrey Wimmer:
Massenphänomen Computerspiele.
 München/Konstanz 2013: UVK. 204 Seiten,
 29,99 Euro

Massenphänomen Computerspiele

Computerspiele sind mittlerweile allgegenwärtig, und es sind nicht mehr die Jugendlichen, die spielen, sondern auch Kinder und Erwachsene. Grund genug, sich einmal grundsätzlich mit dem „Massenphänomen Computerspiele“ auseinanderzusetzen. Dem widmet sich Jeffrey Wimmer, Juniorprofessor für sozialwissenschaftliche Aspekte digitaler Spiele und virtueller Welten an der TU Ilmenau. Eigentlich handelt das Buch von digitalen Spielen, doch weil der Begriff „Computerspiele“ geläufig ist, verwendet der Autor ihn als Sammelbegriff. Wer sich beim Stichwort „Computerspiele“ einfach nur vorstellt, dass jemand am Rechner sitzt und in der Virtualität versinkt, hat die Vielfalt der spielerischen Tätigkeiten in der digitalen Welt noch nicht erlebt. „Computerspiele [sind] daher immer auch als ein transmediales Phänomen zu verstehen, denn sie hängen nicht von einer konkreten Darstellungsform (Bild oder Text), einem spezifischen Medium oder der konkreten Spielerkonstellation ab“ (S. 13 f.). Die derzeit populärste Variante sind Onlinespiele. Dabei unterscheidet der Autor zwischen Spielen im oder über das Internet bzw. mithilfe des Computers oder eben mit dem Computer. Im ersten Fall ist „der Spielort ein digitaler Raum“ (S. 16), im zweiten dient das Internet lediglich dazu, die Spieler miteinander zu verbinden. Neben diesen definitorischen Klarstellungen geht Wimmer auch auf die Geschichte und Genres von Computerspielen und auf die Onlinespielwelten ein.

Das Buch gliedert sich in vier Kapitel. Neben dem grundlegenden ersten Kapitel mit den

Definitionen und der Geschichte geht der Autor in den weiteren Kapiteln auf Computerspieler und Computerspielen, auf die Wirkung von Computerspielen und schließlich auf die Computerspielindustrie ein. Interessant sind seine Ausführungen zu den verschiedenen Spielformen. So unterscheidet er bei Onlinespielen zwischen Arbeit (gekennzeichnet durch entlohntes Handeln), Game (gekennzeichnet durch regelbasiertes Handeln), Play (gekennzeichnet durch zweckfreies Tun) sowie Sport (gekennzeichnet durch leistungsorientiertes Handeln). Diese verschiedenen Formen werfen die Frage auf: „Wer spielt wann was warum?“ (S. 46). Letztendlich spielt der Aspekt der Unterhaltung eine große Rolle, auch wenn andere Motive den Spieler leiten. Um ein Spiel als Unterhaltung wahrzunehmen, „muss ein Gleichgewicht zwischen den Handlungsanforderungen des Spiels und den eigenen Fähigkeiten bestehen“ (S. 59). Ansonsten ist der Spieler frustriert oder gelangweilt. Der Autor weist zudem darauf hin, dass die Mehrheit der Computerspieler „nicht überwiegend allein“ spielt (S. 66). Computerspiele sind demzufolge soziale Spiele.

In Bezug auf die Wirkung von Computerspielen, insbesondere im Hinblick auf Gewalt, stellt Wimmer fest, „dass die Analyse der Wirkung gewalthaltiger Computerspiele nur sinnvoll ist, wenn sie das gesamte Lebensumfeld der Spieler und deren Integration der Computerspiele in ihr Alltagsleben in den Blick nimmt und sich eben nicht auf einzelne Spielsituationen und spezifisches Spielverhalten beschränkt“ (S. 91). Computerspielen allein kann keine starke Wirkung unterstellt werden, in ihnen kommen „auch stets ge-

ellschaftliche und individuelle Bedürfnisse, Interessen und Konflikte zum Ausdruck“ (S. 92). Wimmer weist auch darauf hin, dass exzessives Computerspielen nicht automatisch zur Sucht wird. Die Grenze zwischen exzessivem und süchtigem Verhalten sei schwer zu ziehen (vgl. S. 95). Generell weist der Autor Computerspielen einen sozialen Wert zu. Dabei stellt er allerdings auch fest, dass in den Spielen oft Genderstereotype verwendet werden, aber auch stereotype Gewalt. Dazu finden jedoch kaum regulatorische und wissenschaftliche Debatten statt. „Im Bereich der Regulation ist vor allem darauf hinzuweisen, dass eine über den Jugendschutz hinausgehende bzw. gestaltende Form von Computerspielpolitik noch in den Kinderschuhen steckt, da sich ein Großteil der Debatte allein um die Zulassung gewalthaltiger Inhalte dreht“ (S. 121). Eine Analyse des Phänomens kann nach Wimmer auf vier Ebenen stattfinden: 1) Merkmale des Spiels (Medienprodukt), 2) Merkmale der Spieler (Mediennutzung), 3) die soziale Einbettung (Spielsystem) und 4) der Kontext der Spielkultur (vgl. S. 153). Für die Zukunft sollte sich nach Auffassung des Autors die Forschung mehr um die ethischen Implikationen der Spiele kümmern.

Das Buch ist unbedingt zur Lektüre zu empfehlen. Nirgendwo sonst finden geneigte Leserinnen und Leser einen ebenso umfassenden wie lesenswerten Überblick über das „Massenphänomen Computerspiele“.

Prof. Dr. Lothar Mikos

Mobile Learning

Mit der relativ flächendeckenden Verbreitung internetfähiger mobiler Endgeräte erscheint es nicht verwunderlich, dass daraus Optionen für neue Lernformen abgeleitet werden. Unter dem Stichwort „Mobile Learning“ wird einerseits versucht, den immer unsteter werdenden gesellschaftlichen Strukturen besser gerecht werden zu können. Auf der anderen Seite wird gegenüber Jugendlichen die Chance gesehen, Bildungsinhalte über Kanäle transportieren zu können, denen sich die Zielgruppe bereits freiwillig geöffnet hat.

Diese Annahmen aufnehmend, diskutiert die vorliegende Aufsatzsammlung Chancen und Grenzen von Lernangeboten via Tablet oder Smartphone. Dabei wird auf der Grundlage von Fallstudien in der Berufsbildung und im Hochschulbereich aufgezeigt, dass solcherlei Angebotsstrukturen einem personalisierten Lernen durchaus entgegenkommen. Allerdings, so schreibt Koherausgeberin Claudia de Witt, „für das Lernen von komplexen Zusammenhängen und für die Suche nach neuen Lösungen“ (S. 19) sei Mobile Learning nicht unbedingt geeignet. Der erforderliche differenzierte Umgang mit dieser Lernmethode dürfte dem interessierten Praktiker nicht leichtfallen, da eine entsprechende Didaktik, wie Matthias Rohs herausstellt, „theoretisch wie praktisch noch am Anfang ihrer Entwicklung“ (S. 92) steht. Zusätzliche Herausforderungen ergeben sich aus urheber- und datenschutzrechtlicher Perspektive, die Nikolaus Forg und Dennis Heinemeyer erfreulich anschaulich darlegen.

Klaus-Dieter Felsmann

Kinder – Medien – Bildung

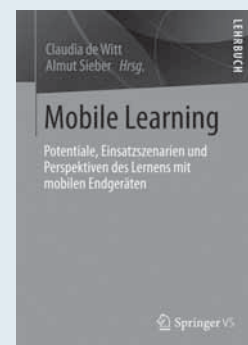
Medienbildung muss schon in der Kita beginnen, denn Kinder werden bereits vor der Geburt vom medialen Umfeld der Mutter beeinflusst und entwickeln danach einen aktiven, vielseitigen und gezielten Medienumgang. So lautet das Credo dieses umfangreichen „Interventions- und Forschungsprojekts“ *Medienkompetent zum Schulübergang*, das die Autoren – Pädagogen in Dortmund und Ludwigsburg – zusammen mit Studierenden, 175 Erzieherinnen, Eltern und über 300 Kindern ab 4 Jahren exemplarisch in Dortmund, vornehmlich in sozial prekären Stadtteilen mit hohem Migrantenanteil, durchführten. Mehrteilig wurden über drei Jahre die Beteiligten zu ihren Mediengewohnheiten und -kompetenzen vor und nach der kreativen Medienarbeit, zu Verhaltensänderungen und Kompetenzentwicklungen befragt, teilnehmende Beobachtungen und 33 pädagogische Projekte („Interventionen“) in den Kitas durchgeführt. Differenzierend wurde auf Geschlechtsspezifität und auf sozial und kulturell benachteiligte Migrantenkinder geachtet. Überwiegend fallen die Ergebnisse positiv aus, die familialen Gepflogenheiten änderten sich indes am wenigsten. Allerdings bleiben die dargestellten Befunde – trotz ambitionierter theoretischer Ausführungen – recht abstrakt, da weder die Projektarbeiten noch die einzelnen Lernfortschritte konkret veranschaulicht werden.

Prof. Dr. Hans-Dieter Kübler

Kriminalprävention praktisch

„Es ist gesellschaftlicher Konsens, dass es wichtig ist, Kindern sehr früh beizubringen, wie sie sich sicher im Straßenverkehr bewegen.“ Niemand wird verwundert sein, einen solchen Satz in einer Publikation zu lesen, die sich der polizeilichen Präventionsarbeit zuwendet. Wenn darauf dann unmittelbar folgt: „Das Gleiche gilt bei der Vermittlung von Medienkompetenz“ (S. 90), so ist das in diesem Kontext durchaus bemerkenswert. Der vorliegende Band reflektiert 20 Jahre eines gesamtgesellschaftlich ausgerichteten Präventionsprojekts, das von der Polizeidirektion Heidelberg im Rhein-Neckar-Raum entwickelt wurde. Nach einer umfangreichen Darstellung der Rahmenbedingungen, Ziele und theoretischen Ansätze der Präventionsbemühungen werden mehr als 20 einzelne Tätigkeitsfelder, die jeweils evaluiert und wissenschaftlich bewertet wurden, vorgestellt. Hierbei geht es stets in Zusammenarbeit mit unterschiedlichen Kooperationspartnern im Sinne einer breiten Vernetzung um ein Themenspektrum, das von Drogenproblemen bis zur Auseinandersetzung mit bedenklichen Aspekten im Medienumfeld, wie etwa Cybermobbing oder filmische Gewaltdarstellungen, reicht. Die zentrale Handlungsprämisse ist immer, kompetentes Handeln als beste Garantie für ein sicheres Lebensumfeld zu unterstützen.

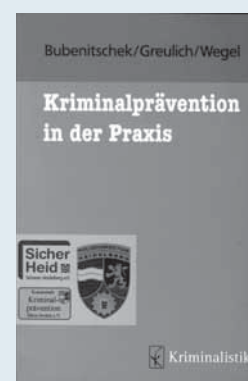
Klaus-Dieter Felsmann



Claudia de Witt/Almut Sieber (Hrsg.): *Mobile Learning. Potenziale, Einsatzszenarien und Perspektiven des Lernens mit mobilen Endgeräten.* Wiesbaden 2013: Springer VS. 278 Seiten, 39,99 Euro (als E-Book 29,99 Euro)



Gudrun Marci-Boehncke/Matthias Rath: *Kinder – Medien – Bildung. Eine Studie zu Medienkompetenz und vernetzter Educational Governance in der Frühen Bildung.* München 2013: kopaed. 260 Seiten, 18,80 Euro



Günther Bubenitschek/Reiner Greulich/Melanie Wegel: *Kriminalprävention in der Praxis.* Heidelberg 2014: Kriminalistik Verlag. 315 Seiten, 29,99 Euro



Carsten Wünsch/Holger Schramm/Volker Gehrau/Helena Bilandzic (Hrsg.): *Handbuch Medienrezeption*. Baden-Baden 2014: Nomos Verlag. 450 Seiten, 49,00 Euro

Handbuch Medienrezeption

In herkömmlichen Kommunikationsmodellen (Lasswell, Maletzke) umfasst Medienrezeption übergeordnet alle Strukturen und Prozesse beim Medienkontakt des Einzelnen und des Publikums, also vor allem Nutzung und Wirkung. Manche (wie U. Hasebrink hier) sehen es auch anders, weshalb häufig unentschieden von Rezeptions- und Wirkungsforschung gesprochen wird. Während die Wirkungsforschung als die meistdiskutierte auch hierzulande etliche Handbücher und Kompendien hervorgebracht hat, sind umfassende Übersichten zur Rezeptionsforschung bislang rar (ansatzweise zuletzt 2001 von Rössler, Hasebrink und Jäckel; allerdings legt die Herausgeberin H. Bilandzic zusammen mit anderen nun zeitgleich ein Lehrbuch vor, sodass ein Vergleich angesagt wäre). Über *Theorien der Mediennutzung* hat W. Schweiger 2007 ein Lehrbuch verfasst und diesen Begriff als präziser gegenüber dem der Rezeption apostrophiert.

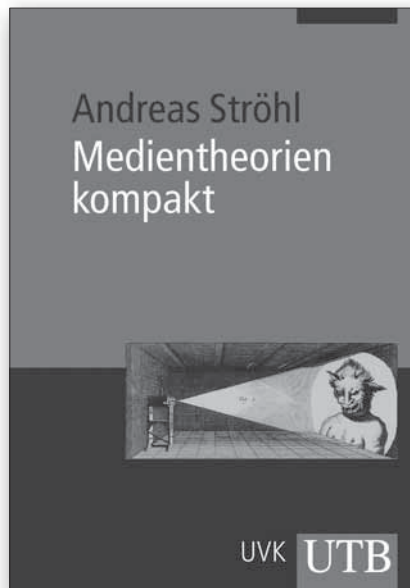
Als „strukturierte Darstellung der Erkenntnisse zu einem spezifischen Forschungsfeld“ (S. 5), die das Handbuch anstrebt, ist es mithin in deutscher Sprache singular, zumal die Herausgeber die Gliederung des komplexen Untersuchungsgebiets und damit den Zuschnitt der insgesamt 26 Kategorien bzw. Beiträge recht originell konzipiert haben (ohne allerdings ihre Setzungen in der Einleitung hinreichend zu begründen): Theoretische „Grundlagen der Medienrezeption“ aus psychologischer, soziologischer und handlungstheoretischer Sicht (z. B. Kognition, Emotion, Handlung), makro- und mikrotheoretische Aspekte der eigentlichen Rezeption, vor allem „Selektion und Zuwen-

dung“ (darunter Diffusion, Domestizierung, Alltag, Einstellung, Persönlichkeit), konkrete „Phänomene und Erlebnisweisen“ während der Rezeption (z. B. Bewertung, Verstehen, Empathie, Identifikation, parasoziale Interaktion) und schließlich soziale, zeitgeschichtliche und kulturelle „Kontexte“, in denen sich Medienrezeption vollzieht (wie Lebensphasen, Gruppe, öffentlicher Raum, Kultur, Epoche) – das sind die vier thematischen Schwerpunkte, unter denen jeweils die Beiträge zu einzelnen Forschungsfeldern und Dimensionen versammelt sind. Wie diese Aufzählung schon avisiert, sind diese Setzungen und Zuordnungen nicht immer ganz logisch und einsichtig (etwa: Warum sind Alltag und Persönlichkeit keine „Grundlagen“?). Entsprechend unterschiedlich gehen sie die Autorinnen und Autoren an und setzen verschiedene Akzente – grob polarisiert: Die einen verfassen eher einen auf das konkrete Objektfeld bezogenen Sachartikel mit teils recht beliebiger Referenz zur affinen Forschung, die anderen referieren als Forschungsreporte die einschlägigen Disziplinen und Ansätze. Zudem sind die Themen komplex genug, dass sie kaum erschöpfend behandelt werden können, aber sich auch unausweichlich überschneiden. Anschlüsse von den grundlegenden Wissenschaften – meist Psychologie und Soziologie – zur Medienrezeption fallen recht unterschiedlich aus. Manche Dimensionen wie die für die Rezeption essenzielle Wahrnehmung und die eher ethnografisch verstandene Aneignung fehlen als systematische Kategorie, werden nur vielfach gestreift. Wiederholt werden auch Nutzungs- und Wirkungsaspekte bzw. Befunde der Nutzungs- und Wirkungs-

forschung thematisiert, ohne dass sich dazu gründliche und systematische Ausführungen finden. Auch ein spezieller Brückenschlag zur Lernforschung wäre hilfreich gewesen. Solche Einwände sollen aber nicht die weithin eindrucksvolle Aufarbeitung und kompetente Strukturierung besagter Themen- und Forschungsfelder schmälern. Mit diesem Handbuch ist insgesamt eine nützliche Grundlegung einer interdisziplinären Medienrezeptionsforschung gelungen, auf die nun konkrete empirische Studien aufbauen können. Ein Sachregister hilft bei der Erschließung der vielfach verbundenen Sachverhalte – ebenso die zahlreichen Querverweise im laufenden Text (da sich die Phänomene und Prozesse ja kaum voneinander trennen lassen). Einige jeweils hervorgehobene Literaturverweise sollen neben den Literaturverzeichnissen unter jedem Artikel das weitere Studium erleichtern. Weniger attraktiv fällt allerdings die äußere Darstellung aus, die Lektüre und Nutzung gerade eines Handbuches erschweren: Mit einer äußerst kleinen Schrift ist viel Text auf 450 Seiten gepackt, Untergliederungen sind spärlich, Hervorhebungen fehlen, was wohl für viele eine mühsame Durchsuche von Bleiwüsten verlangt. Die angesprochenen Studierenden als Zielgruppe dürften sich von ihnen wenig angezogen fühlen.

Prof. Dr. Hans-Dieter Kübler

Von Platon bis Kittler

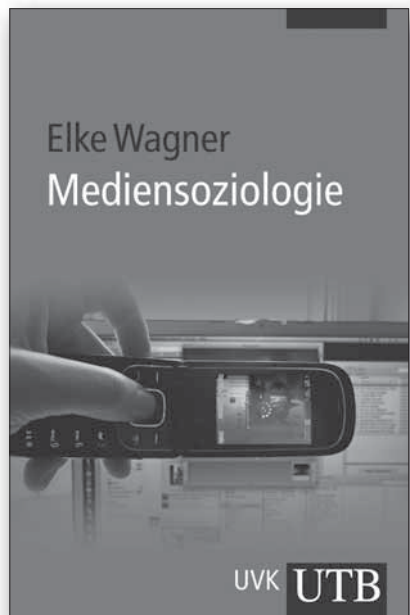


Andreas Ströhl
Medientheorien kompakt
2014, 248 Seiten
ISBN 978-3-8252-4123-0

»Medientheorien kompakt« stellt die wichtigsten Theoretiker der Medien von Platon bis Friedrich Kittler konzentriert und leicht verständlich im Überblick vor. So ergibt sich eine kurzgefasste Geschichte der Medientheorien, die zugleich die Ideengeschichte des Abendlands widerspiegelt. Vorschauen, Zusammenfassungen und Fragen zum Verständnis machen »Medientheorien kompakt« zum idealen Angebot an alle an Medien Interessierte und eignen sich zum Selbststudium.

Dr. Andreas Ströhl arbeitet als Leiter der Abteilung Kultur beim Goethe-Institut. Er unterrichtete Medientheorie an der Universität Innsbruck, leitete von 2004 bis 2011 das Filmfest München und promovierte 2009 über den Kommunikationsphilosophen und Medientheoretiker Vilém Flusser.

Medien im Alltag



Elke Wagner
Mediensoziologie
ca. 09-2014, 300 Seiten
ISBN 978-3-8252-4224-4

Medien spielen in unserer Gesellschaft eine bedeutende Rolle. Dieses Lehrbuch führt aus zwei Richtungen in die Mediensoziologie ein: In einem ersten Teil werden medientheoretische Perspektiven diskutiert und ein Überblick über die begrifflichen Grundlagen vermittelt. In einem zweiten Schritt überführt Elke Wagner diese theoretischen Ansätze in explizit soziologische Fragestellungen. Sie stellt hierfür den Zusammenhang von Medien und Gesellschaft her und zeigt die konkreten Wirkungen von Medien auf: Welche Bedeutung können Medien für soziale Ordnung haben? Verändern Medien soziale Praktiken? Woran wird dies sichtbar? Was entsteht, wenn ein (neues) Medium zu Einsatz kommt?

Dr. Elke Wagner ist Juniorprofessorin für Mediensoziologie an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz.

Urteil

Onlineanbieter sollen auch für ehemalige Sünden geradestehen

Das Verwaltungsgericht Hamburg hatte zu entscheiden, ob ein Internetangebot von der Medienanstalt Hamburg/Schleswig-Holstein (MA HSH) (Beklagte) zu Recht beanstandet worden war, obwohl der Grund für die Beanstandung zu diesem Zeitpunkt gar nicht mehr existierte. Geklagt hatte die Betreiberin einer „Community für erotische Angebote im Internet“. Deren Webseite hatte im Vorschaubereich erotische Bilder und Filme gezeigt und über Links den Zugriff auf weitere Erotikseiten ermöglicht.

Da gegen die Webseitenbetreiberin in der Vergangenheit bereits fünf aufsichtsrechtliche Verfahren wegen Verstößen gegen jugendschutzrechtliche Bestimmungen geführt worden waren, überprüfte die Organisation jugendschutz.net im Juni und Juli 2011 weitere Internetangebote der Webseitenbetreiberin. Eine der Webseiten enthalte indizierte Angebote, stellte die Organisation fest und übergab den Fall an die Kommission für Jugendmedienschutz (KJM). Ohne der Webseitenbetreiberin vorab einen entsprechenden Hinweis zu erteilen, prüfte die KJM Ende Juli 2011 besagte Seite und erkannte einen Verstoß gegen Bestimmungen des Jugendmedienschutz-Staatsvertrags (JMStV): Die Seite beinhalte pornografische Inhalte und verweise per Link auf solche und auch indizierte Inhalte (§ 4 Abs. 2 S. 1, Nr. 1: Pornografische Angebote, § 4 Abs. 2 S. 1, Nr. 2: Jugendgefährdung wegen indizierter Angebote). Darüber hinaus seien die Inhalte auch als entwicklungsbeeinträchtigend anzusehen: In einer Vielzahl der Bilder und Beschreibungen würden Frauen auf bloße Körperteile reduziert, problematische Rollenbilder seien ebenso zu erkennen wie eine Stimulierungstendenz.

Die unzulässigen Angebote (§ 4 JMStV) seien auch weder, wie gesetzlich gefordert, lediglich innerhalb einer geschlossenen Benutzergruppe verbreitet, noch sei die Wahrnehmung vermeintlich entwicklungsbeeinträchtigender Inhalte durch technische Mittel erschwert worden. Bei einer erneuten Sichtung im November 2011 stellte die Landesmedienanstalt fest, dass die Seite zumindest nicht mehr auf indizierte Angebote verweise. Die anderen in der Präsenzprüfung der KJM festgestellten Verstöße hätten jedoch nach wie vor Bestand. Im Dezember 2011 leitete die Medienanstalt dann das förmliche Aufsichtsverfahren ein. Zwei weitere Sichtungen im Rahmen dieses Verfahrens (Januar und März 2012) brachten zutage, dass die Seite derart umfassend nachbearbeitet worden war, dass keine Verstöße gegen den JMStV mehr feststellbar waren. Im März sei die Webseite dann gar nicht mehr auffindbar gewesen. Der im Juni 2012 erlassene Beanstandungsbescheid bezog sich ausschließlich auf die Verstöße in der Vergangenheit. Gegen diesen Bescheid klagte die Webseitenbetreiberin – mit der Begründung, sie habe lediglich als „Suchmaschine“ fungiert und keine eigenen Inhalte angeboten. Zum anderen habe sie die Seite mit dem ICRA-Label (Internet Content Rating Association) versehen, das es Eltern ermögliche, mit geeig-

neten Jugendschutzprogrammen den Zugriff auf die entsprechende Seite zu sperren. Andere Jugendschutzprogramme seien damals nicht verfügbar gewesen. Des Weiteren sei die Sanktion/Maßnahme unverhältnismäßig, da u. a. ein Hinweis als gegenüber der Beanstandung milderes Mittel hier unterblieben sei.

Das VG Hamburg entschied am 21. August 2013 zugunsten der Landesmedienanstalt. Maßgeblich sei nicht der Termin, an dem ihr Bescheid erlassen worden sei, sondern der, an dem die Verstöße das letzte Mal festgestellt wurden (hier: September und November 2011), erläuterte das Gericht zunächst. Sämtliche Voraussetzungen, auf denen ein rechtmäßiger Beanstandungsbescheid fuße, lägen vor (vgl. § 20 Abs. 1 u. Abs. 4 JMStV, s. Anmerkung):

Da seinerzeit ausschließlich die Webseitenbetreiberin im Impressum genannt war, sei sie als Anbieterin im Sinne von § 5 TMG anzusehen. Auch sei sie Verantwortliche im Sinne des Telemediengesetzes – so ist ein Diensteanbieter für eigene Informationen, die er zur Nutzung bereithält, verantwortlich (vgl. § 7 TMG). Beim pornografischen Material im Vorschaubereich handelt es sich nach Ansicht des Gerichts klar um eigene Inhalte, da diese unmittelbare Bestandteile der Webseite seien. Hinsichtlich der verlinkten Inhalte ließ es den Einwand der Webseitenbetreiberin, sie habe nur eine Suchmaschine betrieben, nicht gelten, da sie sich die Inhalte dieser Internetseiten zu eigen gemacht habe. So habe sie sich nicht auf eine bloße Auflistung der Links beschränkt, sondern diese bestimmten Kategorien (Fetisch/Pärchen) zugeordnet und sie als anpreisende Textlinks ausgestaltet. Zuordnung, Platzierung und Ausgestaltung der Links ließen auf eine bewusste redaktionelle Auswahl und Kenntnis der Inhalte schließen.

Das Gericht bestätigte zudem die Auffassung von KJM und Landesmedienanstalt, dass die Webseite der Webseitenbetreiberin gegen § 4 und § 5 JMStV verstoße. Hinsichtlich des Vorwurfs der Verbreitung unzulässiger/indizierter Angebote fehlt es gänzlich an einer Einlassung der Seitenbetreiberin. Ihre Argumentation/Verteidigung erstreckt sich lediglich auf ihre fehlende Verantwortlichkeit. Das Gericht bestätigte des Weiteren die Bewertung der KJM hinsichtlich einer Entwicklungsbeeinträchtigung der Inhalte. Statt sich mit der diesbezüglichen Einschätzung der KJM auseinanderzusetzen, behaupte die Anbieterin nur pauschal, die beanstandeten Inhalte entsprächen vergleichbaren Darstellungen, die in großem Umfang frei im Internet verfügbar seien. Auch ihr Einwand, sie habe ihr Angebot mit dem ICRA-Label versehen und sei somit ihrer Pflicht zur Wahrnehmungsschwernis nachgekommen, greife nicht; denn dieses Label könne seit dem Beschluss der KJM vom 18. Dezember 2008 nicht mehr als geeignetes technisches Mittel angesehen werden (vgl. § 5 Abs. 3 JMStV). Zu Recht weise die Landesmedienanstalt darauf hin, dass alternative „Zugangsbarrieren“ wie effektive Altersverifikationssysteme oder zeitliche Angebotsbegrenzungen hätten eingesetzt werden können.

Aufsätze

Schließlich sei die Beanstandung als Sanktion und Aufsichtsmaßnahme entgegen der Ansicht der Webseitenbetreiberin auch nicht unverhältnismäßig: Die Landesmedienanstalt führe hier zu Recht den Umfang des inkriminierten Angebots, dessen strikte kommerzielle Ausrichtung und die Häufigkeit der bereits festgestellten Verstöße auf. Dass die Seite inzwischen aus dem Netz verschwand, war für die Entscheidung des Gerichts explizit irrelevant. „Da weder die Löschung noch die Änderung des Inhalts einer Internetseite irreversible Verhältnisse schafft“, so die Urteilsbegründung, komme dem Fall eine grundlegende Bedeutung zu: Die Beanstandung rechtswidrigen Verhaltens in der Vergangenheit habe „besondere verhaltenssteuernde Wirkung“ für die Zukunft.

Da die Klägerin gegen das Urteil Rechtsmittel eingelegt hat, ist es noch nicht rechtskräftig. Nunmehr hat das Oberverwaltungsgericht Hamburg zu entscheiden.

VG Hamburg, Urteil vom 21.08.2013 – 9 K 1879/12

Anmerkung:

§ 20 JMStV – Aufsicht

(1) Stellt die zuständige Landesmedienanstalt fest, dass ein Anbieter gegen die Bestimmungen dieses Staatsvertrages verstoßen hat, trifft sie die erforderlichen Maßnahmen gegenüber dem Anbieter.

(4) Für Anbieter von Telemedien trifft die zuständige Landesmedienanstalt durch die KJM entsprechend § 59 Abs. 2 bis 4 des Rundfunkstaatsvertrages unter Beachtung der Regelungen zur Verantwortlichkeit nach den §§ 7 bis 10 des Telemediengesetzes die jeweilige Entscheidung.

Quelle: <https://openjur.de/u/681042.html>

Löschen statt Sperren

Das Bundesjustizministerium zieht in seinem jüngsten Jahresbericht für 2012 eine positive Bilanz der Maßnahmen zur Löschung von Telemedienangeboten mit kinderpornografischem Inhalt.

An jedem einzelnen Werktag des Jahres 2012 gingen beim Bundeskriminalamt (BKA) durchschnittlich 25 Hinweise auf kinderpornografische Inhalte im Netz ein: 6.209 Anzeigen wurden bearbeitet. In fast neun von zehn Fällen, insgesamt 5.463-mal, führte dieses Verfahren zu amtlichen Löschaufforderungen an Internetprovider im In- und Ausland.

Parallel zur konsequenten Strafverfolgung der Täter nach § 184b StGB (Strafgesetzbuch) hatte der Bundestag in seiner 17. Wahlperiode (2009 – 2013) entschieden, bei der Bekämpfung von Missbrauchsdarstellungen im Internet auf das Prinzip „Löschen statt Sperren“ zu setzen. Denn nur das Löschen entfernt strafbaren Inhalt direkt an der Quelle, sodass erneute Zugriffe wirksam vermieden werden. Um eine effektive Löschung zu erreichen, bündeln staatliche und nicht staatliche Stellen ihre Aktivitäten. Seit Mitte 2010 intensivierte das BKA die Zusammenarbeit mit der Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Medien (BPjM) und privatrechtlichen Beschwerdestellen, angesiedelt beim eco-Verband der Internetwirtschaft e. V. sowie der Freiwilligen Selbstkontrolle Multimedia-Diensteanbieter (FSM).

Der aktuellste, von der Bundesregierung im Februar 2014 vorgelegte Bericht umfasst statistische Erhebungen u. a. zu Verfügbarkeitsdauer, Bearbeitungszeitraum, medialer Erscheinungsform einschlägiger Inhalte sowie deren Hinweisquellen. Grundlage der Statistik bilden die jährlich bei den jeweiligen Institutionen eingegangenen Hinweise auf kinderpornografische Inhalte im Netz. Von den 5.463 aktenkundigen Fällen, die zu Lösungsverfahren führten, wurden nur 1.336 (24 %) im Inland gehostet; 4.127 (76 %) betrafen Provider im Ausland. Der Erhebung zufolge waren 89 % aller in Deutschland gespeicherten Inhalte bereits nach zwei Tagen von den Servern entfernt. Nach einer Woche waren 98 %, nach spätestens zwei Wochen 100 % gelöscht. Aufgrund komplexerer Verfahrensabläufe und der größeren Anzahl beteiligter Akteure verzögerte sich die Beseitigung von Daten im Ausland: Hier waren 73 % aller Inhalte nach einer Woche, nach vier Wochen 97 % gelöscht.

Aus diesen Ergebnissen schließt die Bundesregierung, die intensive Zusammenarbeit aller Beteiligten habe sich bewährt. Durch den regelmäßigen Austausch zwischen den Institutionen, die Harmonisierung der Prozesse und eine monatliche Auswertung der Problemfälle sei es gelungen, einen genaueren Überblick über die Dimensionen des Phänomens und die Möglichkeiten zu bekommen, wie Löschungen schnellstmöglich zu erreichen sind. Optimierungswürdig sei hingegen die IT-Unterstützung bei der Kooperation zwischen den Beschwerdestellen und dem BKA; den wünschenswerten Ver-

besserungen stünden gegenwärtig jedoch Probleme der Finanzierbarkeit gegenüber. Parallel zu den Löschungsbemühungen unterstützt die Bundesregierung zahlreiche Vorhaben und Institutionen. Beispielhaft genannt werden die Global Alliance against Child Sexual Abuse Online oder das Safer Internet Programm.

Anmerkungen:

Global Alliance against Child Sexual Abuse Online:

Von EU-Kommissarin Cecilia Malmström und US-Justizminister Eric Holder initiierte Allianz, der sich bislang neben den 28 EU-Mitgliedstaaten auch Albanien, Australien, Kambodscha, Kanada, Georgien, Ghana, Israel, Japan, Moldawien, Montenegro, Neuseeland, Nigeria, Norwegen, die Philippinen, Serbien, die Schweiz, Südkorea, Thailand, die Türkei, die Ukraine, die USA und Vietnam angeschlossen haben, um den Kampf gegen Kindesmissbrauch weltweit zu intensivieren und auszubauen.

Safer Internet Programm:

1999 von der EU gestarteter Aktionsplan mit dem Schwerpunkt der Bekämpfung von illegalen, unerwünschten oder schädlichen Inhalten sowie der Förderung eines sicheren Umfeldes.

eco Internet-Beschwerdestelle:

<http://www.eco.de/services/internet-beschwerdestelle.html>

FSM-Beschwerdehotline:

<http://www.fsm.de/beschwerdestelle>

Aufsatz: Löschung von kinderpornographischen Inhalten. Bericht über die im Jahr 2012 ergriffenen Maßnahmen zum Zweck der Löschung von Telemedienangeboten mit kinderpornographischem Inhalt im Sinne des § 184b des Strafgesetzbuchs

Autor: Bundesministerium der Justiz und für Verbraucherschutz

Quelle: Bundesministerium der Justiz und für Verbraucherschutz, 13. Februar 2014

BPJM Aktuell, 2/2014, S. 3 – 11

Rechtliche Stolpersteine bei der Produktion trans- und cross-medialer Storys

Die fortschreitende Verzahnung herkömmlicher Rundfunkangebote mit dem Internet veränderte nicht nur Endgeräte, so Autor Hansen einleitend, sondern auch die Art und Weise, wie Geschichten erzählt sowie Inhalte produziert, ausgewertet und genutzt werden. Um möglichst viele Verbreitungs- und Beteiligungsmöglichkeiten auszuerschöpfen, würden vielfach Geschichten gezielt über mehrere Medien hinweg erzählt. Parallel zur klassischen Film- und Fernsehproduktion bedeute das u. a. die Entwicklung zusätzlicher Onlinevideoclips, „Webisodes“, Computer-/Onlinespiele und sogenannter Second-Screen-Apps für Tablets oder Smartphones.

Zwar werden laut Hansen die Begriffe „Transmedia“ und „Cross-media“ uneinheitlich verwendet, doch beide beschrieben die systematische Distribution von Inhalten über die Grenzen einzelner Medien und Plattformen hinweg. Trans- und crossmediale Projekte seien zudem häufig dadurch gekennzeichnet, dass dem Rezipienten unter Ausnutzung neuartiger technischer Möglichkeiten der Gerätevernetzung ein hohes Maß an Interaktion und Partizipation ermöglicht werde. Die Eigenart derartiger Produktionen als „Querschnittsmaterie“ habe zur Folge, dass zahlreiche Rechtsgebiete wie beispielsweise Urheber-, Filmförderungs-, Persönlichkeits- und Rundfunkrecht tangiert seien. Entlang der einzelnen Produktionsschritte von Stoffentwicklung, Finanzierung, Herstellung bis hin zum Marketing weist der Autor Produzenten auf mögliche rechtliche Stolperfallen hin. Dazu gehörten beispielsweise die Regelsperrfristen des § 20 Filmförderungsgesetz (FFG), die eine zeitgleiche medienübergreifende Auswertung erheblich beschränken. Um den Erhalt der Kinos zu sichern, sieht diese Vorschrift den Vorrang der Filmtheaterauswertung vor. Von Ausnahmen abgesehen, gelten ab der Leinwandpremiere folgende Sperrfristen:

- sechs Monate für DVD-/Blu-ray-Auswertung und entgeltliches Video-on-Demand (VoD);
- zwölf Monate für Pay-TV;
- 18 Monate für Free-TV und unentgeltliche Videoabrufdienste.

Des Weiteren beobachtet der Autor die Tendenz, an sich fiktive Charaktere in die Wirklichkeit zu transferieren, damit das Publikum eine persönliche Beziehung zu ihnen entwickelt. Die Rollen der Darsteller würden beispielsweise mit eigenen Social-Media-Profilen gewissermaßen zum Leben erweckt. Möglich sei, die Darsteller (insbesondere bei Scripted-Reality-Formaten) mit einer weitreichenden Verschwiegenheitsklausel zu verpflichten, zeitweise ihre eigenen privaten Social-Media-Profile zu deaktivieren oder diese nur unter einem Alias-Namen zu betreiben.

Bei vorwiegend zu Marketingzwecken produzierten Webserien oder YouTube-Channels, die einem festen linearen Programmschema/Sendeplan folgen, empfiehlt Hansen eine Klärung, ob es sich um grundsätzliche zulassungs- und anmeldefreie Telemedien oder zulassungspflichtigen Rundfunk handele. In Zweifelsfällen empfiehlt er einen Antrag auf „rundfunkrechtliche Unbedenklichkeit“ bei der zuständigen Landesmedienanstalt (vgl. § 20 Abs. 2 S. 3 RStV).

Der Autor erwartet, dass audiovisuelle Inhalte künftig verstärkt als crossmediale Projekte ausgestaltet werden. Da die Konsumenten über traditionelle Ausspielwege (Kino, klassisches Fernsehen, DVD/Blu-ray) immer weniger erreicht würden, läge es für Produzenten nahe, ihnen ins Internet und auf „neue“ mobile Endgeräte zu folgen. Zwar seien gegenwärtig die herkömmlichen rechtlichen Instrumentarien noch lösungstauglich. Zu erwarten sei aber, dass „das Phänomen der Konvergenzkultur“ den Druck auf den Gesetzgeber erhöhe, insbesondere den unbefriedigenden Zustand des divergenten rundfunkrechtlichen Rahmens für Rundfunk und Onlinebewegtbildinhalte zu ändern.

Anmerkungen:

Das Konzept des *transmedialen Erzählens* basiert darauf, eigenständige Elemente einer übergreifenden Gesamtgeschichte über mehrere Medien verteilt mit den spezifischen Eigenheiten und Möglichkeiten des jeweiligen Mediums zu entwickeln, wobei die thematisch verwandten Einzelkomponenten auch unabhängig voneinander ausgewertet und konsumiert werden können.

Unter *crossmedialem Erzählen* lässt sich demgegenüber eine Herangehensweise verstehen, bei der Inhalte so auf mehrere Medien verteilt werden, dass sie erst in ihren wechselseitigen Bezügen (quasi „über Kreuz“) das vom Nutzer zu erschließende Gesamtbild ergeben, wobei die Einzelelemente teils nicht einzeln verwertbar sind.

In der Praxis finden sich bisher eher trans- als crossmediale Formen, wenn z. B. Onlineergänzungen zu Fernsehkrimis oder Science-Fiction-Filmen angeboten wurden.

Aufsatz: Rechtliche Fallstricke trans- bzw. crossmedialer Bewegtbild-Produktionen. Guidelines für die Produzenten medienübergreifend erzählter Inhalte

Autor: Dr. Gerd Hansen, Rechtsanwalt in München

Quelle: Zeitschrift für Urheber- und Medienrecht (ZUM), 3/2014, S. 175

Y-Titty: nie mehr Schleichwerbung

Deutschlands erfolgreichsten YouTubern, dem Comedy-Trio Y-Titty, wird vorgeworfen, in ihren Videos gegen Bezahlung Produkte verschiedener Hersteller präsentiert zu haben. Der Verdacht auf Schleichwerbung scheint das Publikum nicht sonderlich zu stören, was jedenfalls Kommentare wie: „Hoffnungslos veraltete Gesetze“ oder: „Was stört es mich?“ vermuten lassen. Autor Ruttig weist jedoch darauf hin, dass das Schleichwerbeverbot gerade nicht den kritischen, informierten Betrachter im Blick habe. Vor getarnter Reklame geschützt werden sollten vielmehr arglose Minderjährige, aber auch Konkurrenten, die unfaire Werbeformen ablehnten. Ruttig erörtert und bejaht die Frage, ob für YouTube-Videos vergleichbare Werbepflichten wie für TV- oder Kinoangebote gelten. Nach einschlägigen Gesetzeswerken wie der Richtlinie für audiovisuelle Mediendienste (Art. 1 Abs. 1 lit. g), dem Rundfunkstaatsvertrag (§ 58 Abs. 1) und dem Gesetz gegen unlauteren Wettbewerb (§ 4 Nr. 3) gelte ein striktes Verbot; zumindest sei eine deutliche Trennung der Werbung vom übrigen Inhalt der Angebote vorzunehmen. Sofern das Comedy-Trio also ein Entgelt für die Platzierung einzelner Produkte erhalte, müsse hierauf sowohl am Anfang als auch am Ende des jeweiligen Clips hingewiesen werden. Für den Fall, dass der Inhalt des jeweiligen Formats überzeuge, beruhigt der Autor, könne davon ausgegangen werden, dass ein solcher Hinweis, bis hin zur ununterbrochenen Einblendung „Dauerwerbesendung“, das Sehvergnügen nicht wesentlich störe.

In diesem Zusammenhang kündigte Christoph Krachten, der Produzent des Trios, auf der Berliner re:publica 14 das Ende der bisherigen Praxis an. Man habe entschieden, „exakt so, wie es für das Fernsehen gefordert ist, alle Produktplatzierungen zu kennzeichnen. Am Anfang und Ende der Clips und in der Beschreibung soll nun darauf hingewiesen werden, wenn die Künstler dafür bezahlt werden, dass sie bestimmte Produkte verwenden“ (s. <https://de.nachrichten.yahoo.com/youtube-stars-und-die-werbung-090522742.html>).

Aufsatz: Schleichwerbung auf YouTube. Product Placement in Y-Titty Clips?

Autor: Prof. Dr. Markus Ruttig, Fachanwalt für Gewerblichen Rechtsschutz und Lehrbeauftragter für Medienrecht an der Hochschule Fresenius in Köln

Quelle: Legal Tribune ONLINE, 03.04.2014. Abrufbar unter: <http://www.lto.de/recht/hintergruende/h/y-titty-clips-schleichwerbung-youtube/>

Meldungen und Notizen

Verboten, erlaubt, geduldet: Facebook in der Schule

Die schulischen Regeln für die Nutzung sozialer Netzwerke divergieren von Bundesland zu Bundesland: Einige verhängen konsequente Verbote, andere gestatten den Einsatz, in manchen Ländern existieren „Prinzipiell-ja-aber ...“-Regelungen. Klärungswürdige Aspekte sind z. B., wie ein Informationsaustausch zwischen Lehrern und Schülern via Facebook stattfinden kann, ob jede Schule eine eigene Onlinepräsenz benötigt oder inwieweit Lehrkräfte mit Schülern „Facebook-Freundschaften“ eingehen sollten.

Länder, die sich gegen die Nutzung aussprechen (gegenwärtig Rheinland-Pfalz, Schleswig-Holstein, mit Einschränkungen Baden-Württemberg, demnächst auch Sachsen), führen in erster Linie datenschutzrechtliche Bedenken an. Es sei vollkommen unklar und damit unkontrollierbar, wie Facebook mit personenbezogenen Daten – also etwa Leistungseinschätzungen, Krankmeldungen, Fotos von Klassenfahrten – umgehe, wenn sie erst einmal gespeichert wären. Nach einer laufend aktualisierten Übersicht der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb) geben Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen-Anhalt, das Saarland, Bremen, Hamburg und Berlin grünes Licht für Facebook. Zum Teil werden Fortbildungen angeboten und Leitfäden an die Hand gegeben, um Schülern und Lehrern die Tücken, aber auch den Nutzen sozialer Netzwerke aufzuzeigen.

Als großen Vorteil nennt eine Berliner Lehrerin in der Wochenzeitung „Die Zeit“, dass sie ihre 14- bis 17-jährigen Schüler im Schulalltag über soziale Netzwerke und SMS/WhatsApp besser erreiche als über althergebrachte Telefonketten, die heutzutage nicht mehr funktionierten. Allerdings kommuniziere sie online lediglich Organisatorisches wie Hausaufgaben, Pünktlichkeit oder Materialien. Gespräche über persönliche Dinge wie Noten oder familiäre Probleme führe sie hingegen von Angesicht zu Angesicht. Abgesehen von Datenschutzbedenken sei dies notwendig, um ein Vertrauensverhältnis zu den Schülern aufzubauen.

Eine fortlaufend aktualisierte Übersicht über die länderspezifischen Regelungen ist abrufbar unter:

<http://pb21.de/2014/05/facebook-der-schule-erlaubt-oder-verboden/>

Anmerkungen:

Zu personenbezogenen Daten zählen grundsätzlich alle Informationen, über die ein Personenbezug hergestellt werden kann. Klar zuzuordnen sind Name, Telefonnummer sowie Kreditkarten- oder Personalnummern, dank Gesichtserkennung aber auch das Aussehen. Ferner gelten Kontodaten, Kfz-Kennzeichen, Kundennummern oder die Anschrift als personenbezogene Daten (weitere Informationen abrufbar unter: <http://www.datenschutzbeauftragter-info.de/personenbezogene-daten-definition-und-praktische-beispiele/>).

Quellen:

<http://pb21.de/2014/05/facebook-der-schule-erlaubt-oder-verboden/>
http://www.pcwelt.de/news/Facebook-Verbot_fuer_saechsische_Lehrer-Datenschutz-8757117.html
<http://www.zeit.de/gesellschaft/schule/2013-10/lehrer-schueler-facebook>

Wikipornia?

Die Bildungsplattform News4Teachers wirft dem Onlinelexikon Wikipedia vor, in zahlreichen Einträgen pornografische Fotos und Videos zugänglich zu machen. Wer beispielsweise den Begriff „Ejakulation“ in die Suchmaske eingibt, gelange zunächst auf einen vordergründig sachlichen Beitrag, der jedoch auf eine dazugehörige Wikimedia-Seite verlinke. Dort seien Bilder und Videos von erigierten Geschlechtsteilen „in Aktion“ abrufbar. Die Plattform bezweifelt in einem anderen Fall, welcher Informationsgehalt Bildern mit dem Titel „Splinternackte junge Frau, tanzend“ beigemessen werden könne. Josef Kraus, der Präsident des Deutschen Lehrerverbandes (DL), warnt aus solchen Gründen, Schüler und Kinder dürften das Onlinelexikon nicht als hinreichende Quelle beim Anfertigen von Hausaufgaben ansehen. Des Weiteren forderte er vom Betreiber Wikimedia die schnellstmögliche Entfernung entsprechender Inhalte. Die Kommission für Jugendmedienschutz (KJM) hat ein Aufsichtsverfahren eingeleitet, da im Zuge einer ersten Überprüfung ein Verstoß gegen Bestimmungen des Jugendmedienschutz-Staatsvertrags nicht auszuschließen sei. Da wikimedia.org in den USA registriert sei und sich die Server nicht in Deutschland befänden, liege kein Fall für die deutsche Justiz vor. Die Handlungsoptionen der hiesigen Institution sei daher beschränkt.

Quelle:

http://www.huffingtonpost.de/2014/06/03/wikipedia-porno_n_5435976.html?page_version=legacy&view=print&comm_ref=false
 (letzter Zugriff: 18.06.2014)

Rezensionen

Pornografie und Gewaltdarstellungen im Jugendmedienschutzrecht

Das ca. 350 Seiten umfassende Buch ist sicher eine der interessantesten rechtswissenschaftlichen Doktorarbeiten, die in den letzten Jahren veröffentlicht worden sind. Denn das Werk wendet sich unter dem fast Husserl'schen phänomenologischen Ansatz „Zu den Sachen selbst“ zum ersten Mal seit Schreibauer (1999) wieder der Ontologie der Rechtsbegriffe der Pornografie (§ 184 StGB) und der Gewaltdarstellungen (§ 131 StGB) zu.

Mit nachgerade chirurgischer Präzision stellt Heuser die bisherigen Ansätze zur Auslegung der Rechtsbegriffe – bei der Pornografie etwa nach den Merkmalen der Rechtsprechung, dem Schutzzweck des Jugendschutzes oder der Menschenwürde – dar und legt deren Schwächen insbesondere im Hinblick auf ihre Unbestimmtheit offen. Die eigenen Ansätze des Autors zur Annäherung an die unbestimmten Rechtsbegriffe erscheinen zwar nicht minder ungenau im Hinblick auf randscharfe Abgrenzungen in der Medienpraxis. Die angestoßene Rückbesinnung auf rechtmethodische Auslegungsgrundlagen wie etwa den Wortsinn, die Entstehungsgeschichte und die Systematik des Pornografie-Terminus können die Diskussion um zentrale Begriffe des Jugendschutzes aber neu befruchten.

Die Ausführungen Heusers sind von sauberer Rechtsmethodik durchdrungen und stützen sich auf umfassende Rechtsprechungs- und Literaturlauswertung. Eine wunderbare Ergänzung des jugendschutzrechtlichen Schrifttums.

Prof. Dr. Marc Liesching

Präventives staatliches Eingreifen in massenmediale Internetkommunikation

Die rechtswissenschaftliche Dissertation setzt sich mit dem Schutz der Kommunikationsfreiheiten im Zeitalter der Internetkommunikation auseinander. Auf Basis einer umfassenden Analyse des Zensurverbots und der Gehalte der Meinungs-, Medien- und Informationsfreiheit nach Art. 5 Abs. 1 GG befasst sich der Autor insbesondere mit den gesetzlichen Eingriffsermächtigungen der Sperrverfügungen nach § 59 Abs. 3 und 4 RStV (im Jugendschutz relevant aufgrund § 20 Abs. 4 JMStV) sowie dem Zugangserwerbsgesetz.

Zu Recht weist Laudien auf den Dambruchcharakter des ZugerschwG hin, wonach Access-Provider verpflichtet sein sollten, bestimmte Informationen nicht mehr zugäng-

lich zu machen und stattdessen ein „Stopp“-Schild zu zeigen, wenn diese Inhalte auf einer „Sperrliste“ stehen. Auch wenn das Zensurverbot für beide gesetzlichen Ermächtigungsgrundlagen schon mangels Präventivcharakter (vor Verbreitung) nicht unmittelbar greift, legt das Werk sehr gut die massiven Beeinträchtigungen und die möglichen „Lähmungswirkungen“ präventiver staatlicher Maßnahmen in der Informationsgesellschaft offen. Dem Autor gelingt dies auf ca. 330 Seiten in beeindruckender analytischer Tiefe und rechtssystematischer Präzision. Das Buch ist – wie das erste Standardwerk von Michael Germann (*Gefahrenabwehr und Strafverfolgung im Internet*, 2000) – eine gelungene Aufarbeitung zum Thema. Ihm ist weite Verbreitung zu wünschen.

Prof. Dr. Marc Liesching

Ordnungswidrigkeiten in Rundfunk und Telemedien

Die Neuauflage des 2001 erstmals erschienenen Werkes behandelt umfassend alle wichtigen Ordnungswidrigkeitstatbestände im Bereich der elektronischen Medien. Das dem Stellenwert eines Gesetzeskommentars gleichkommende Standardwerk ist wie die Voraufgaben übersichtlich und systematisch in einen Allgemeinen Teil sowie in einen Besonderen Teil gegliedert, wobei letzterer thematisch die einzelnen Sujets des relevanten Medienordnungsrechts im Wesentlichen in Kapiteln zum Menschenwürde- und zum Jugendschutz, zu den Gewinnspielen, der Werbung und des Sponsorings, dem Datenschutz, der Plattformregulierung sowie weiteren zusammengefassten Bereichen rundfunkrechtlicher Ordnungswidrigkeiten abhandelt.

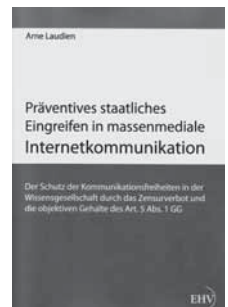
In den Kapiteln über strafbare und absolut unzulässige Angebote sowie über den Jugendschutz stellt der Autor nicht nur rechtssystematisch überzeugende und praxisnahe medieninhaltliche Auslegungsansätze dar, sondern befasst sich u. a. auch mit den Voraussetzungen der gesetzlich zu beachtenden Jugendschutzmaßnahmen wie Sendezeitbeschränkungen oder die digitale Versperrung im Pay-TV. Auch bußgeldbewehrte Verstöße gegen weitere jugendschutzrechtliche – eher organisatorische – Pflichten wie die Bestellung eines Jugendschutzbeauftragten (§ 7 JMStV) werden behandelt.

Das Buch kann auch in der vierten Auflage als Standardwerk des Ordnungswidrigkeitenrechts im Medienbereich bezeichnet werden. Es ist aus Sicht des Rezensenten für Medienanbieter und Rechtsanwender unverzichtbar.

Prof. Dr. Marc Liesching



Björn Heuser:
Pornografie und Gewaltdarstellungen im Jugendmedienschutzrecht. Zur Notwendigkeit und zum Anwendungsbereich der Beschränkungen von Medienangeboten mit Pornografie oder Gewaltdarstellungen aus jugendschutzrechtlicher Perspektive. Hamburg 2013: Dr. Kovač Verlag. 406 Seiten, 98,80 Euro



Arne Laudien:
Präventives staatliches Eingreifen in massenmediale Internetkommunikation. Düsseldorf 2013: Europäischer Hochschulverlag. 392 Seiten, 45,90 Euro



Roland Bornemann:
Ordnungswidrigkeiten in Rundfunk und Telemedien. München 2014: Beck. 256 Seiten, 39,90 Euro

Ins Netz gegangen

Vor dem Ersten Weltkrieg: 1914 – Tag für Tag

Das Verhalten ist irrational und doch passt es zum Umgang mit dem Ersten Weltkrieg hierzulande: Es scheint so, als ob diesem Krieg erst zum 100-jährigen Gedenken eine große, allgemeine Aufmerksamkeit zuteilwird, die er in anderen Ländern schon lange hat und die er als eine Art „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“¹ auch haben muss. Bei uns verschwindet er jedoch zumeist im dunklen Schatten der Verbrechen von Nationalsozialismus und Zweitem Weltkrieg. Dabei entstammen dem Ersten Weltkrieg beispielsweise Fotos, inzwischen Ikonen der Grausamkeit, nach deren Erscheinen 1924 man sich nur wundern konnte und kann, dass überhaupt wieder Menschen begeistert in den (Zweiten Welt-) Krieg gezogen sind².

Doch selbst, wenn bisher die Bilder von Kriegen für viele Menschen keine abschreckende Wirkung haben und einige der politisch Verantwortlichen in Europa aus der komplizierten Vergangenheit keine Lehren für die wohl noch komplexere Gegenwart ziehen: Der Wert der Bewusstmachung und Aufarbeitung der vergangenen Ereignisse bleibt bestehen. Mit dem Internet steht eine

Plattform bereit, auf der neben Texten und Fotos auch audiovisuelle Inhalte allgemein zugänglich gemacht werden können. Dass daraus automatisch ein tieferes Verständnis der damaligen Entstehung und damit vielleicht heutigen Verhinderung eines Krieges entsteht, ist natürlich nicht gesagt. Es müssen aber auch keine platten „Weltkriegsfestspiele“ mit einer zwangsläufigen „Guido-knoppisierung des Themas“³ stattfinden. Dies zeigt z. B. das Kooperationsprojekt von ARTE, „Zeit Online“, „Le Monde“ u. a. unter dem Titel „1914 – Tag für Tag“⁴. Hier wird ein ganz eigener Weg bestritten: In einem „multimedialen Rückblick“ werden seit Anfang dieses Jahres bis zum Datum des Kriegsbeginns auf einer „Zeitreise“ nahezu täglich neue Inhalte angeboten. Ereignisse in Deutschland und Frankreich bilden den Schwerpunkt, eine umfassendere Sicht auf Europa bleibt aber nicht ausgeblendet. Was man genau zu sehen, zu lesen und zu hören bekommt, hängt davon ab, womit man das Angebot aufruft: Auf allen Bildschirmen bzw. Oberflächen sind historische Fotos zu sehen. Bei PC, Laptop oder Tablet-PC, nicht jedoch bei Smartphones, erhält man

zusätzlich einen Zugriff auf Textdokumente (Zeitungsausschnitte und Kurzerläuterungen) und kann an den Wochenenden jeweils auf ein ca. 90-sekündiges Video mit „Neuesten Nachrichten“ zugreifen. Diese Clips sind jedoch in der Regel keine echten Bewegtbilder aus der Vergangenheit, sondern „Videochroniken“ mit abgefilmten Fotos und animierten grafischen Darstellungen, die aus dem Off kommentiert werden. Gerade hier fällt auf: Einige der zusammenfassend aufgegriffenen Themen sind weniger weit weg von heute, als man das nach 100 Jahren vermuten möchte, beispielsweise wenn es um den Sozialstaat und die soziale Sicherheit (Wochenende 18./19. Januar), den Nationalismus in Frankreich (8./9. Februar) oder um die Frage der Schulsysteme geht (5./6. April). Aber natürlich zeichnet alle Inhalte das Kolorit der damaligen Zeit aus. Und auch, wenn immer wieder die Grundzüge der damals vorherrschenden Machtverhältnisse skizziert werden: Die gewählte multiperspektivische Darstellungsweise führt weg vom alleinigen Versagen einiger weniger Herrscher/Politiker/Diplomaten/Militärs und verstärkt den Bezug zur

allgemeinen Situation der Menschen im Europa der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. Selbstverständlich kann man sagen, dass das Startdatum dieser „Webdoku“⁵ Anfang '14 willkürlich ist und immer noch eine Verkürzung auf die Entwicklung der Kriegsursachen provoziert. In der Erläuterung zum Angebot heißt es dazu, man habe gezielt „die außergewöhnlichen acht Monate von Januar bis August 1914, in denen die Welt noch an alle Möglichkeiten glaubte und doch ahnte, dass sie kurz vor dem Abgrund stand“, ausgewählt – was sicherlich auch schon für eine ganze Zeit vor 1914 gilt. Jedoch funktionieren Politik und auch Geschichtsschreibung oftmals über Symbole bzw. symbolträchtige Daten und geht es bei diesem Angebot insgesamt weniger um polihistorische Analyse als vielmehr um das Verlebendigen der Atmosphäre. Die angebotenen Zeitdokumente können so schon vorhandene oder auch erst in diesem Jahr vielfach erscheinende Darstellungen aus der gedruckten Belletristik oder Sachliteratur ergänzen. Darüber hinaus kann die vergleichsweise lange Rezeptionszeit der „Webdoku“ durchaus besser als andere mediale Formen etwas vom

Zeitraum vor dem Krieg vermitteln, die bei einzelnen Fotos, Filmen oder Büchern bzw. Ausstellungen immer reduziert ist und den Anschein des „Plötzlichen“ wie auch des Unvermeidlichen erhält. Was allerdings fehlt, ist z. B. eine kompakte Übersicht über die angebotenen Inhalte. Zwar kann man über eine Kalenderfunktion auf alle (bisher vergangenen) Tage zugreifen, was das jedoch jeweils thematisch heißt, muss ausprobiert werden. Schaut man auf die YouTube-Seite von ARTE, kann man sich allerdings zumindest die zugehörige Playlist „1914, Tag für Tag“ mit den 26 Videochroniken aufrufen. Darauf wird aber im Ursprungsangebot nicht hingewiesen. Einerseits würde natürlich eine kompakte Nutzung aller Videos auf einmal auch der Intention der zeitlich gestreckten Abfolge widersprechen, andererseits wiederum widerspricht die vorgeschriebene Linearität dem Nutzungsverhalten der Plattform „Internet“ ... Abschließend sei auf eine weitere Webseite verwiesen, die die Rolle des Internets als Multimedia-Archiv verdeutlicht: Das interaktive Angebot „Europeana 1914–1918 –

Unbekannte Geschichten und offizielle Dokumente zum Ersten Weltkrieg“⁶ sammelt mediale Objekte von Privatpersonen, die diese selbst hochladen können, und stellt sie online zur Verfügung. Zugleich wird auch auf Dokumente aus bestehenden Archiven verlinkt, z. B. die Filme des Imperial War Museums. Insgesamt ist bei den genannten Angeboten ein Trend zur privatisierten Sicht auf den Ersten Weltkrieg festzustellen⁷. Dies bedeutet jedoch nicht automatisch eine Apolitisierung, sondern unterstreicht die Bedeutung, die die gesellschaftliche Verfasstheit für den Ausbruch des Krieges hatte, und wie sehr die Menschen im Alltag in das Kriegsgeschehen involviert waren.

Dr. Olaf Selg

Anmerkungen:

1
George F. Kennan:
Bismarcks europäisches System in der Auflösung. Die französisch-russische Annäherung 1875 bis 1890. Frankfurt am Main 1981.
Zitiert nach Herfried Munkler: *Der Große Krieg. Die Welt 1914–1918.* Reinbek 2013, S. 9. Vgl. z. B. auch: http://www.ard.de/home/wissen/ARD_de_Spezial_zum_Beginn_des_Ersten_Weltkriegs_vor_100_Jahren/629098/index.html

2
Z. B.: **Ernst Friedrich:**
Krieg dem Kriege! Guerre à la Guerre! War against War! Oorlog aan den Oorlog! 1924. Vgl. auch: http://www.rbb-online.de/theodor/archiv/20140309_1832/Soldaten.html

3
So Lorenz Matzat provokativ in seinem Blog-Beitrag vom 20.12.2013 unter „datenjournalist.de“. Abruflbar unter: <http://datenjournalist.de/die-weltkriegsfestspiele/>

4
Abruflbar unter: <http://1914taguertag.arte.tv/> und <http://www.zeit.de/wissen/geschichte/2014-01/erster-weltkrieg-1914-tagebuch>

5
Abruflbar unter: <http://www.arte.tv/sites/webdocs/?lang=de>. Hier gibt es einen konzentrierten Überblick über die speziellen Webproduktionen von ARTE – „Fürs Web entwickelte Kreationen und Experimente mit den innovativsten Techniken“.

6
Europeana 1914–1918. Abruflbar unter: <http://www.europeana1914-1918.eu/de>

7
S. auch: 14 – Tagebücher des Ersten Weltkriegs. Abruflbar unter: <http://www.14-tagebuecher.de/page/de/media/>

„Let me edutain you – Fit für die digitale Welt?“

medien impuls am 22. Mai 2014 in Berlin

Den Auftakt der Veranstaltung bildete, nach einigen einleitenden Worten von Prof. Joachim von Gottberg zum aktuellen Stand der Dinge bei der Novellierung des JMStV, Prof. Dr. Jürgen Grimms Vortrag „Unterhaltung ist Information! Edutainment-Programme im Spannungsfeld von Belehrung und Vergnügen“. Grimm hob hervor, dass die Dichotomisierung von Unterhaltung und Information zwar wirkungsmächtig ist – ganze Fernsehsender sind nach dem Prinzip der scheinbaren Unvereinbarkeit dieser beiden Pole aufgebaut –, dass sie zugleich aber meist interessengeleitet ist: Der Information wird ein (Mehr-)Wert zugesprochen; Unterhaltung erscheint als bloßer Zeitvertreib. Als eine dem historischen Wandel unterworfenen Unterscheidung – ähnlich der zwischen ernsthafter und unterhaltender, zwischen Hoch- und Popkultur – ist ihr immer auch ein Kampf um Deutungsmacht eingeschrieben. In seiner „Kleinen Geschichte des Edutainments“ zeichnete Grimm diesen Kampf nach, beginnend mit Grimms Märchen, deren „Moral von der Geschichte“ seinen Begriff von Unterhaltung als Information veranschaulicht: „Unterhaltung ist Information, weil sie Orientierungen gibt für das Alltagsleben“. Entsprechend seien die Botschaften der Grimm'schen Märchen – „Gut sein zahlt sich aus!“ (Frau Holle), „Der Aufstieg armer Leute ist möglich! Korrupte Regenten werden bestraft!“ (Der Teufel mit den drei gol-

denen Haaren) – ein „Mut machendes Informativ“. Grimm beschreibt einige gescheiterte Versuche, belehrende oder propagandistische Botschaften in Unterhaltungsmedien zu verpacken: von den Bestrebungen der Volksaufklärer, die Kalender und Zeitschriften des 19. Jahrhunderts zu „pädagogisieren“, über die erfolglosen Versuche in einer romantischen indischen Telenovela, Empfängnisverhütung zu propagieren, bis hin zu einer Talkshow des Fernsehpfarrers Fliege, in der dieser in fast schon fanatischer, „monologisch-überredender“ Weise für den Tierschutz wirbt, dabei aber beim Publikum eine Verweigerungshaltung, Reaktanz erzeugt. Unterhaltung ist Grimm zufolge in dem Sinne Information, dass sie Reflexionen anregt, hilft, abstraktes Wissen auf konkrete Situationen zu beziehen (in einem zweiten Schritt eventuell auch auf die eigene Lebenssituation) und damit Orientierung gibt für das Alltagsleben. Information und Unterhaltung können nicht überschneidungsfrei voneinander abgegrenzt werden; der Unterhaltungswert einer Sendung hängt nicht nur von Emotionen, sondern ganz wesentlich auch von ihrem Informationswert ab. Die Frage, in welchen Fällen Entertainment-Education als unterhaltsam und spannend erlebt wird und unter welchen Voraussetzungen Fernsehen tatsächlich bildet, auch und gerade Fiction, beschäftigt auch Dr. Marion

Esch. Seit 2007 leitet die Sozialwissenschaftlerin und Ingenieurin an der TU Berlin ein Forschungsprojekt zur Darstellung von Mathematik, Informatik, Natur- und Technikwissenschaften (kurz: MINT) in Fiction-Formaten. Ziel ist es, den im europäischen Vergleich in Deutschland extrem geringen Anteil von Frauen in MINT-Berufen zu erhöhen, indem die mediale Präsenz von Naturwissenschaftlerinnen, Mathematikerinnen usw. in Fiction-Formaten gesteigert wird, etwa durch Workshops mit Fernsehschaffenden, die diesen eine fundierte Recherche ermöglichen sollen. Der Einfluss des Fernsehens, insbesondere von Serien, auf die Berufswahl ist groß, wie Esch anhand von Studien nachweist, viel größer als der der Berufsberatung oder von sachbezogenen Informationen aus dem Unterricht, größer sogar als der des gegengeschlechtlichen Elternteils. Vorbilder scheinen immer geschlechtsspezifisch codiert zu sein. „Erziehung undercover? Entertainment-Education in Fernsehformaten“ hat Esch ihren Vortrag überschrieben, und beim Zuhörer zeigen sich sofort, dem Fragezeichen zum Trotz, erste Symptome von Reaktanz. Wer will schon manipuliert werden oder Figurenzeichnung und eine gute Story, womöglich aus der Lieblingsserie, dem Diktat der gelenkten Berufswahl unterordnen? Ein Vergleich der Bergdoktoren, Nonnen, Pfarrer und Förster aus trotz Bildungsauftrag allein

dem Eskapismus verpflichteten deutschen Eigenproduktionen mit US-Qualitätsserien wie *Dr. House* (wird in Marburg in Vorlesungen im Fachbereich Medizin eingesetzt), *CSI* (der „CSI-Effekt“ sorgte für einen Run junger Frauen auf die forensischen Studiengänge) oder *The Big Bang Theory* (unter dem Schlagwort „Big Bang Theory Effect“ gefeiert wegen ihrer positiven Auswirkungen auf ein gesellschaftliches Verständnis der Rolle und Bedeutung der Naturwissenschaften) zeigt allerdings, dass sorgfältige und detailgenaue Recherche alles andere als langweilig und dass ein hoher Bildungsgehalt kein Gegner, sondern vielmehr eine Bedingung guter Unterhaltung ist. Fiktionales Fernsehen sozialisiert und bildet, auch ohne dass man diese Bildungseffekte strategisch plant und steuert. Gute Recherche sollte daher, so Esch, eine Grundvoraussetzung sein. Für Kinder sind Unterhaltung und Information keine Gegensätze; sie lernen, so lange man es ihnen nicht vergällt, spielerisch und erleben das als unterhaltsam, was für sie neu und anregend ist oder ihnen durch Wiederholung hilft, Gelerntes besser zu durchdringen und verborgene Strukturen zu erfassen (z. B. beim Vorlesen immer derselben Geschichte). In ihrem Vortrag „Mobile Lernunterhaltung. Qualität von Apps aus Sicht von Pädagogen und Kindern“ stellte Prof. Dr. Friederike Siller ein offenes Internetprojekt mit Studierenden und Interessierten vor,

bei dem ein Kriterienkatalog und eine Datenbank für „Gute Apps für Kinder“ (www.gute-apps-fuer-kinder.de) erarbeitet wurden. Emily, 11 Jahre, und Lara, 10 Jahre, beide Kinderreporter für fragFINN, stellten einige Spiele-Apps vor und bewerteten diese aus ihrer Sicht. Nach ihren persönlichen Favoriten gefragt, nannte Emily die „Bravo“-App, die leider nicht bewertet und daher auch nicht vorgestellt wurde. Jutta Croll, Geschäftsführerin des I-KiZ, schlug mit ihrer Präsentation „Positive Content und Jugendschutzprogramme – Möglichkeiten des mobilen Jugendschutzes“ den Bogen zu aktuellen Fragen der Funktionalität und der Durchsetzungschancen von Jugendschutzsystemen, die in der abschließenden Podiumsdiskussion unter der Überschrift „Wertvolle Inhalte und sichere Zugangswege. Wie kann ein ganzheitlicher Jugendschutz aussehen?“ behandelt wurden. Sie unterschied drei Ebenen, auf denen Jugendschutz wirken kann: als Zugangsbarriere (technischer Jugendschutz z. B. durch ein Jugendschutzprogramm), als Versuch einer Mitgestaltung des Netzes (z. B. in Form einer Schaffung sicherer Surfräume für jüngere Kinder, wie dies mit fragFINN geschehen ist, oder in Form von Kodizes, z. B. der der FSM, mit denen sich Anbieter freiwillig verpflichten, bestimmte Regeln auf ihren Plattformen durchzusetzen) und – dies wird mit zunehmendem Alter immer wichti-

ger – als Befähigung zur Medienkompetenz bzw. zum Selbst-Risikomanagement. Dies wurde in der abschließenden Podiumsdiskussion als wichtigste Zielsetzung eines vom Kind aus denkenden Jugendschutzes noch einmal bekräftigt; bezüglich der Frage, ob Jugendschutzprogramme ein zukunfts-trächtiger Weg sind, konnte hingegen keine Einigkeit erzielt werden. Carola Witt, Jugendschutzbeauftragte des NDR und Vorsitzende des Arbeitskreises der Jugendschutzbeauftragten von ARD und ZDF, argumentierte, man könne diese derzeit nicht mit gutem Gewissen bewerben, da sie weit davon entfernt seien, den gestellten Anforderungen zu genügen. Otto Vollmers, Geschäftsführer der FSM, hielt dem entgegen, dass man Jugendschutzprogrammen – als einzigem gangbaren Weg, im Netz Jugendschutz zu praktizieren – eine Chance geben sollte, zumal es derzeit mit MIRACLE Bestrebungen gebe, vorhandene Altersklassifizierungen von Inhalten international zu bündeln und zu nutzen. Um sich den Herausforderungen stellen zu können, sei eine größere regulatorische Flexibilisierung notwendig. Der derzeit in der Überarbeitung befindliche JMStV dürfe sich daher nicht auf Detailfragen fixieren.

Christina Heinen

Der Rollstuhl in der Nebenrolle

Sommerforum Medienkompetenz
am 5. Juni 2014 in Babelsberg

Fallstricke liegen auf jedem Sendeplatz, in jedem wohlmeinenden Bericht über Behindertensport, hinter jedem harmlosen Spaß. Das dritte Sommerforum Medienkompetenz, von der Medienanstalt Berlin-Brandenburg (mabb) gemeinsam mit der Freiwilligen Selbstkontrolle Fernsehen (FSF) im Medieninnovationszentrum Babelsberg ausgerichtet, schärfte 2014 den Blick für Vorurteile und Diskriminierung. Selbst bei böswilligen Verstößen, das zeigte der Diskurs, liegt meist kein Jugendschutzproblem vor, sondern es geht in aller Regel um grundlegende ethisch-moralische Fragen. Der Sozialpsychologe Prof. Dr. Jens Förster von der Universität Amsterdam erteilte gleich mehrere Lektionen im Fach Schubladendenken. „Extrem diskriminiert“ würden in Deutschland ältere Menschen, stellte Förster fest, viel mehr als anderswo auf der Welt. Muslime hätten es kaum besser: „Schon wenn man sich im Wartezimmer von einer verschleierten Frau weiter wegsetzt, ist das Diskriminierung“. In der Rangfolge der unbewussten Wahrnehmung von Menschen stehe das



Podiumsdiskussion: Dr. Werner C. Barg, Lilian Masuhr, Christina Heinen, Prof. Dr. Jens Förster, fishbowl-Teilnehmerin, Miriam Janke (v.l.n.r.)

Geschlecht an erster Stelle, gefolgt von der Hautfarbe auf Rang zwei. An dritter Stelle schätzen wir das Alter. Individuelle Informationen rangieren weit hinten erst auf Rang 30 der Wahrnehmungsskala. Auch in Bewerbungsverfahren spielten stereotype Vorurteile immer noch eine zentrale Rolle; so würden Frauen bei der Rekrutierung von Führungskräften eindeutig negativer beurteilt als Männer. Eine Frauenquote bei Stellenbesetzungen habe sich gleichwohl als „nicht besonders erfolgreich“ erwiesen, sondern – abgesehen von Ausnahmen – eher dazu geführt, dass erfolgreiche Kandidatinnen neuen Vorurteilen gegenüberstünden. „Blinde Bewerbungen“ ohne Fotos, Namen, Herkunft etc. funktionierten zwar, so Förster, in einigen Bereichen wunderbar – z. B. in Orchestern, wenn hinter einer Sichtblende vorgespielt wird –, seien aber generell nicht ohne Weiteres praktikabel. Besonders schlimm wirken sich Vorurteile bei der Bereitschaft aus, unter Zeitdruck auf Menschen zu schießen. Förster verwies auf amerikanische Shooter-Bias-Versuche, in

entgegenkommt, bleiben Sie auf dem Bürgersteig. Wenn es aber ein muskulöser großer schwarzer Mann ist, wechseln Sie eher die Straßenseite“, prophezeite Förster. „Das ist ein reflexartiger Schutzmechanismus.“ Für bedenklicher hielt er Unterschiede beim „prosozialem Verhalten“: So hätten Probanden in der Fußgängerzone Müsliriegel verhältnismäßig viel mehr an deutsche Passanten als an Ausländer verschenkt.

Kein Wachsen bei der Hexe

Allerdings erleichtern Vorurteile durchaus den Alltag in der Kommunikation mit schnellem Erkennen und unmittelbarer Reaktion. Comedy gar sei kaum vorstellbar ohne Stereotype. Förster forderte den bewussten Aufbau anderer Assoziationen, um Vorurteile abzubauen. Dazu gehöre z. B. das ganz selbstverständliche Erscheinen eines Rollstuhls im Unterhaltungsfernsehen, ohne dass dessen Fahrer gleich eine Hauptrolle spielen muss.

plädierte eher dafür, Kindern entsprechende Stellen beim Vorlesen zu kommentieren, um sie damit für den Wandel der Sprache und diskriminierende Worte zu sensibilisieren.

Krasse Fehleinschätzungen

Hochgradig sensibilisiert verteilten sich die Gäste des Sommerforums auf drei getrennte Arbeitsgruppen. In den Workshop A hatte der Filmproduzent und Krimiautor Dr. Werner C. Barg als Übungsmaterial sieben sehr unterschiedliche Porträtfotos mitgebracht. Die Teilnehmer sollten diesen Menschen vermutete Jobs und Eigenschaften zuordnen. Wie sehr man sich doch irrt: Sämtliche Ergebnisse lagen weit von der Wirklichkeit entfernt. Der „schlichte Beamte“ war Producer, der vermeintliche „Erzieher“ ein Cutter, die „gute berufslose Nachbarin“ eine kreative Webdesignerin – sie alle aus Bargs eigenem Team. Aus ihren Fehleinschätzungen entwickelten die Teilnehmer eine praktische Übung zum Storytelling und stellten fest, dass Klischees dem Zuschauer



Prof. Dr. Jens Förster



Dr. Werner C. Barg



Blick ins Publikum

denen Stresssituationen beim Polizeieinsatz simuliert werden: Menschen unterschiedlicher Hautfarbe halten einen (vielleicht harmlosen) Gegenstand in der Hand, der eine Waffe sein könnte. Innerhalb von weniger als einer Sekunde nach ihrem Erscheinen mussten weiße Testpersonen einen Schießknopf drücken, falls sie Gefahr erkannten. Ergebnis: Schwarze wurden viel öfter versehentlich erschossen als Weiße. „Wenn Ihnen in der Dämmerung eine zierliche Chinesin

In der Diskussion zur Försters Keynote tauchte die Frage auf, was denn wohl vom Umschreiben einiger Klassiker der Kinderliteratur zu halten sei. So mutierte Pippi Langstrumpfs Vater in aktuellen Buchtexten vom Negerkönig zum Südseekönig, und Otfried Preußlers *Die kleine Hexe* erscheint in Neuauflagen ohne Begriffe wie Wachsen, Negerlein, Hottentottenhäuptling oder Eskimofrau. Der Amsterdamer Sozialpsychologe sah solche Literaturzensur sehr kritisch. Er

zwar das Eintauchen in die Oberfläche einer Geschichte erleichtern, dass aber packender Stoff nur entsteht, wenn die Charakterisierung bis ins Innere der Protagonisten vordringt. Der wahre Charakter des Menschen, so eine wesentliche Erkenntnis, offenbart sich erst in Entscheidungen, die er unter Druck trifft.

Workshop B widmete sich den emotionalen Standardfloskeln bei der Berichterstattung über Behinderte, die bei näherem Hinsehen

Standardaufreger sind. „Gefesselt an den Rollstuhl“ ist nur eine davon. Sie alle identifizieren die Menschen mit ihrem Leiden und erzeugen gleichzeitig Ausgrenzung, Abstand. Lilian Masuhr, die im Berliner Verein SOZIALHELDEN das Projekt „leidmedien.de“ leitet, weckte verschärfte Sensibilität und Unvoreingenommenheit nicht nur bei einzelnen Formulierungen, sondern vor allem beim selbstverständlichen Umgang mit Betroffenen. Am Ende stand ein ganz simpler Rat für alle Medienschaffenden: öffentliche Angebote nutzen, z. B. in der Freizeit einmal eine Behindertensportveranstaltung besuchen.

Grundprinzip „Blame the victim“

Im Zentrum des Workshops C standen TV-Vor-Urteile, Untertitel: *Die ambivalente Funktion des Fernsehens bei der Entwicklung von Ressentiments*. Dabei belegten Claudia Mikat und Christina Heinen von der FSF u. a. am Beispiel des preisgekrönten Spielfilms *Romeos* (2011, Buch und Regie:

später und senkte die Freigabe auf 12 Jahre. Richtig, meinte auch Prof. Förster in der Workshop-Diskussion: „Die Verführungshypothese ist nicht belegbar.“ Kontrovers kreiste der Diskurs um die Verstärkung von Rollenklischees im ganz alltäglichen Unterhaltungsfernsehen, wo etwa bei *Deutschland sucht den Superstar* aufgeblasenes Macho-Verhalten ebenso belohnt wird wie das talentfreie Zurschaustellen körperlicher weiblicher Reize. Auch kritiklose Schönfärberei des Rotlichtmilieus unter dem Etikett einer sogenannten „Reportage“ wurde zwar als „problematisch“, aber nicht als direkt jugendgefährdend erkannt. Dasselbe gilt für Zielscheiben des Spotts, von denen es in diversen Formaten geradezu wimmelt: lächerliche Schwule, doofe Blondinen, Hartz-IV-Empfänger, Versager aller Art. „Blame the victim“, Opferbeschuldigung erkannte Förster als Grundmuster von TV-Schadenfreude. Wo man auch hinschaue, würden „Menschen exponiert, die mindestens am Rande einer psychischen Erkrankung stehen“. Allerdings verständigte sich

bei: „Die Welt ist viel vielschichtiger als alle Cluster und Raster.“ Das bedeutet freilich auch mühsames Herumschrauben an Details, an Wortwahl und Formulierungen. Tagesmoderatorin Miriam Janke: „Das Vokabular ändert sehr viel.“ Dessen Wirkung – und damit die Verantwortung der Macher – geht weit über den eigenen Rezipientenkreis hinaus, wie Sozialpsychologe Förster betonte. So würden etwa öffentlich aushängende Schlagzeilen der „Bild-Zeitung“ gegen vermeintliche Sozialschmarotzer auch von Nichtkäufern im Vorbeigehen wahrgenommen. Das trage verheerend zur Verschärfung von Vorurteilen bei.



Lilian Masuhr



Claudia Mikat



Christina Heinen

Sabine Bernardi), wie schwer sich allein der Jugendschutz mit dem Abbau von Denkschranken tut. Wegen der Darstellung von Homo- und Transsexualität entschied sich die Freiwillige Selbstkontrolle der Filmwirtschaft (FSK) seinerzeit für eine Freigabe ab 16 Jahren, denn: „Die Schilderung einer völlig einseitigen Welt von Homosexualität könnte hier zu einer Desorientierung in der sexuellen Selbstfindung führen.“ Nach Protesten revidierte die FSK ihre Entscheidung

der Workshop darauf, dass hier weniger ein Jugendschutzproblem vorliegt, sondern eine grundlegende ethisch-moralische Medienfrage. Auf einmütige Ablehnung stießen nur Juden- oder Holocaustwitze. Was aber bedeutet das für die aktuelle Medienarbeit? „Komplexere Charaktere zu zeichnen, wäre sehr wichtig“, schrieb Sozialheldin Lilian Masuhr in der Schlussrunde Autoren und Redakteuren ins Stammbuch, und Produzent Werner C. Barg pflichtete ihr

Vier medius-Preisträger 2014

Im Rahmen des Sommerforums vergaben die Gesellschaft für Medienpädagogik und Kommunikationskultur (GMK), das Deutsche Kinderhilfswerk e. V. (DKHW), mabb und FSF ihre diesjährigen medius-Auszeichnungen. Der Preis ist mit insgesamt 2.500 Euro dotiert und würdigt seit 2008 herausragende wissenschaftliche Abschlussarbeiten junger Wissenschaftler aus dem deutschsprachigen Raum, wenn sie sich mit innovativen Aspekten in Medien, Pädagogik oder Jugendmedienschutz praxisorientiert auseinandersetzen. „Ein wesentliches Ziel des Preises ist es, die ausnahmslos mit ‚sehr gut‘ bewerteten Arbeiten einem breiteren Publikum bekannt zu machen und damit auch die thematische Vielfalt in der aktuellen Medienpädagogik und -wissenschaft aufzuzeigen“, erläuterte Jurymitglied Claudia Mikat (FSF). Für 2014 traf die Jury die Entscheidung, vier Arbeiten zu gleichen Teilen auszuzeichnen und nicht unterschiedlich zu gewichten.

Franziska Dettke erhielt den Preis für ihre Magisterarbeit an der Universität Erfurt *Entwicklung des digitalen Buchmarktes für Kinder. Eine Studie zur Bedeutung von Apps und enhanced eBooks für die Lesesozialisation von Kindern im Vorschul- und Erstlesealter*. Solche Medien würden derzeit überschätzt, so eines der Ergebnisse, jedenfalls blieben sie weit hinter ihren Möglichkeiten zurück – und erst recht hinter dem, was Eltern beim Vorlesen leisten. Vielfach fehle den neuen Angeboten haptische und optische Orientierung für Kinder, kritisierte die Erfurterin bei der Preisverleihung, die gleichwohl große Chancen für die weitere Entwicklung darstellt. Prof. Dr. Sandra Fleischer hatte die Arbeit betreut. Als Vorsitzende der GMK lobte Dr. Ida Pöttinger, es sei Franziska Dettke gelungen, wirtschaftliche und wissenschaftliche Perspektiven unvoreingenommen miteinander zu verbinden. Spielsucht, auch wenn dieser Begriff wissenschaftlich noch nicht anerkannt ist, war das Thema der Masterarbeit von Michaela Hauenschild (Universität Hamburg) – präziser: *Genese und Verlauf exzessiver Computerspielenutzung unter besonderer Berücksichtigung der Eltern-Kind-Beziehung*. Noch präziser: Es handelt sich fast ausschließlich um männliche Jugendliche. Für sie entwickelte die medius-Preisträgerin abgestimm-

te präventive Handlungsempfehlungen, die individuell „familienorientiert“ sind. Laudatorin Prof. Dr. Dorothee Meister von der Universität Paderborn hob als besondere Leistung hervor, die Arbeit habe nachgewiesen, in welcher Form elterliche Medienkompetenz, Familienklima und Beziehungsstrukturen für die Entstehung exzessiver Spielweisen bedeutsam seien. Die Arbeit entstand am Lehrstuhl für Medienpädagogik und Ästhetische Bildung von Prof. Dr. Rudolf Kammerl, an dem die Hamburgerin nun als wissenschaftliche Mitarbeiterin mit dem Ziel der Promotion weiter forscht.

Die Motivierung von Grundschullehrern, sich mehr um Medienkompetenz zu bemühen, ist das Ziel der Mannheimerin Jennifer Schatz. Sie erhielt den dritten medius für ihre Bachelorarbeit an der Pädagogischen

sondern in einem eigenen Projekt kreativ umgesetzt zu haben. Denn neben Lesen, Schreiben, Rechnen sei Medienkompetenz längst zur vierten Säule der Bildung geworden.

André de la Chaux schließlich bekam die Auszeichnung für seine Masterarbeit an der Universität Magdeburg zur interkulturellen Medienbildung im Dokumentarfilm für Kinder. Sie entstand unter den Fittichen der Professoren Dr. Johannes Fromme und Dr. Winfried Marotzki. Der Preisträger kritisiert darin den vorherrschenden auktorialen Erzählstil von Dokumentationen, die für Kinder viel einfühlsamer inszeniert werden müssten: Es reiche nicht aus, wenn sich etwa Armin Maiwald in der ARD-Sendung *mit der Maus* „als Ersatzkind“ vor die Kamera stelle. Angesichts des Schattendaseins, das Kinder-



A. Kienz, R. Röllecke, A. de la Chaux, C. Mikat, M. Hauenschild, D. Meister, J. Schatz, R. Rosenstock, F. Dettke, I. Pöttinger (v. l. n. r.)

Hochschule Ludwigsburg, betreut von Prof. Dr. Horst Niesyto und Dr. Petra Reinhard-Hauck. Thema: *Erste Schritte im Internet. Analyse von ausgewählten Materialien zur Konzeption und Entwicklung einer schulbegleitenden Lernbroschüre für die 3. und 4. Jahrgangsstufe*. Laudator Prof. Dr. Roland Rosenstock (Universität Greifswald) betonte die außergewöhnliche Leistung, ein adäquates Analyse- und Bewertungsinstrument für Broschüren nicht nur entwickelt,

dokumentarfilme im Programm fristen, könne für sie „keine Lanze zu wenig gebrochen werden“, so Anja Kienz (mabb) in der Laudatio. Der Magdeburger offenbare „virtuos die Bildungspotenziale des Kinderdokumentarfilms, die weit über ‚die Nische der Nische‘“ hinauswies. Das werde hoffentlich auch TV-Programmplaner überzeugen.

Uwe Spoerl

Kurz notiert 03/2014

Ausschreibung medius 2015

Noch bis zum 31. Oktober 2014 können Arbeiten für den medius 2015 eingereicht werden. Der medius ist ein Preis, der wissenschaftliche und praxisorientierte Abschlussarbeiten aus dem deutschsprachigen Raum würdigt, die sich mit innovativen Aspekten der Medien, der Pädagogik oder des Jugendmedienschutzes auseinandersetzen. Er wird jährlich von der Gesellschaft für Medienpädagogik und Kommunikationskultur (GMK), der Medienanstalt Berlin-Brandenburg (mabb), dem Deutschen Kinderhilfswerk (DKHW) sowie der Freiwilligen Selbstkontrolle Fernsehen (FSF) im Rahmen einer Medienfachtagung verliehen und ist mit insgesamt 2.500 Euro dotiert. Außerdem bekommen die Preisträgerinnen und Preisträger die Gelegenheit, ihre Arbeiten in Publikationen der FSF (Blog, Fachzeitschrift *tv diskurs*) vorzustellen.

Im Vordergrund der Vergabe stehen die Kriterien Interdisziplinarität, Theorie-Praxis-Verbindung sowie Internationalisierung. Eingereicht werden können Arbeiten (BA, Master, Magister, Diplom oder Staatsexamen) von Fachhochschulen und Hochschulen, die 2013 oder 2014 abgeschlossen worden sind. Vorschlagsberechtigt sind die betreuenden Dozentinnen und Dozenten. Die Absolventinnen und Absolventen können ihre Arbeiten auch selbst einreichen, sofern sie den Nachweis erbringen, dass die Arbeiten mit „sehr gut“ bewertet worden sind.

Weitere Informationen unter:
www.fsf.de/veranstaltungen/medius

3. Evangelischer Medienkongress

Der Mitteldeutsche Rundfunk (MDR) lädt am 24. und 25. September 2014 zum 3. Evangelischen Medienkongress nach Leipzig ein. Das Thema der diesjährigen Tagung lautet: „Daten – Medien – Religion“. Der Kongress will die aktuellen ethischen Fragen im Journalismus diskutieren, aber auch, wo die Grenzen von Comedy oder die Chancen von Bewegtbild im Netz liegen. Und er fragt danach, wie das christliche Menschenbild im Wandel der Medien orientieren kann: Brauchen Journalisten einen neuen Kodex, um in der beschleunigten Nachrichtenwelt vor Gott und den Menschen bestehen zu können? Und kann im Kernland der Reformation Luthers Wunsch, dass jeder sein Gewissen schärfen möge, heute neu den Blick weiten?

Weitere Informationen unter:
www.rundfunk.evangelisch.de

OER-Konferenz 2014

Am 12. und 13. September 2014 lädt Wikimedia Deutschland in Berlin zur zweiten Konferenz zu Open Educational Resources (OER) ein. Die OERde14 liefert einen Überblick über den Stand von Freien Bildungsmaterialien in Deutschland und international. Der thematische Schwerpunkt liegt auf der zukünftigen Entwicklung von Freien Bildungsmaterialien. Förderin der Konferenz ist die Bundeszentrale für politische Bildung (bpb).

Die OERde14 richtet sich gleichermaßen an Entscheidungstragende wie auch an Praktikerinnen und Praktiker: Willkommen sind Akteure aus Schule, Hochschule und Bildungsarbeit, Entscheidungstragende aus Politik, Wirtschaft und Zivilgesellschaft, Medien und Verlage sowie alle weiteren an OER Interessierten.

Die OERde14 ist eine Kombination aus Fachkonferenz und Barcamp und bietet den Teilnehmenden damit Raum für Vernetzung und Austausch.

Weitere Informationen unter:
www.wikimedia.de/wiki/OERde14

Gemeinsam zum Ziel



Martin Baumann, Christoph Gordalla
Gruppenarbeit
Methoden – Techniken – Anwendungen
2014, 270 Seiten
ISBN 978-3-8252-4223-7

Brainstorming kennt jeder, aber wissen Sie, was die Kopfstand-Technik oder das 3-Türen-Modell ist?

Dieser Band stellt mehr als 60 erprobte Gruppenarbeitsmethoden für Teambuilding, Ideenfindung, Konzepterstellung und Wissenserwerb vor. In Seminaren, Workshops oder Projekten mit interdisziplinären Teams lässt sich Gruppenarbeit damit effizient und erfolgreich gestalten. Dozenten finden über ein Schema im Inhaltsverzeichnis rasch die jeweils geeignete Methode.

Dieser Band wendet sich als praktischer Begleiter an alle Gruppenleiter und Moderatoren, die an Hochschulen oder in Unternehmen mit Teams zusammenarbeiten.

Prof. Dr. Martin Baumann, Dozent für Medizintechnik und Didaktik, und Christoph Gordalla arbeiten an der RWTH Aachen im Grenzgebiet zwischen Lebens-, Ingenieurs- und Naturwissenschaften. Aus ihrem Fundus erprobter Gruppenarbeitsmethoden stammt diese Sammlung.



www.uvk.de



Das letzte Wort

**„Dieses Produkt ist offenbar sinnlos,
aber sollte es doch einen Sinn haben,
so ist es zweifellos zu beanstanden.“**

Aus der Beurteilung der britischen Filmzensur
zum Film *The Seashell and the Clergyman* von
Germaine Dulac, 1928 (zitiert von Wim Bekkers
bei seinem Vortrag zum FSF-Geburtstag am
24. Juni 2014 in Berlin)

Der Film ist abrufbar unter:
http://www.youtube.com/watch?v=jVw_TurClSY